Biogr. C. 89 m/5

<36614162140019
<36614162140019
Bayer. Staatsbibliothek

Die Männer des Volks

dargestellt

von

Freunden des Volks.

Unter Mitwirkung von

Dr. H. Birnbaum, Dr. L. Braunfels, Karl Buchner, Dr. B. Denhard, Dr. Dräxler-Manfred, Dr. E. Duller, Dr. L. Griesselich, Dr. Karl Gutzkow, N. Hadermann, W. Hieronymi, Dr. Hoffmann von Fallersleben, H. König, C. F. Lauckhard, Müller-Jochmus, August Nodnagel, Dr. Gabr. Riesser, Wilh. Sauerwein, Dr. Franz Schuselka, Dr. Stricker, Dr. J. Weil, Dr. J. G. A. Wirth, Dr. G. Zimmermann u. m. A.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

5

Fünfter Band.

Frankfurt am Main
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1848.

399. D.

2

Bavar. C. 83 m/5

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

5

Theodor Körner.

Von

N. Hadermann.

„Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück;
Denn was berauscht die Leyer vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen."

Körner.

Theodor Körner.

Geboren am 23. September 1791 zu Dresden; gefallen am 26. August 1813 bei Gadebusch (in Mecklenburg-Schwerin).

Nein, wir weinen nicht um dich, du herrlicher Jüngling mit der schönen Wunde, mit der Todeswunde für das Vaterland. Freudig wollen wir dein Bild an unserem Volke und an seiner Jugend vorüberführen. Es ist ja das Bild dieser Jugend selber, und es würde seinem Kranze die Vollendung fehlen, wenn die blutigen Rosen an ihm nicht aufgeblüht wären.

„Kunst und Leben hat den Kranz gewunden,
Auf die Locken drückte ihn der Tod.“

Deine Poesie ist Wahrheit gewesen, und diese Wahrheit vor Allem hat dich verklärt. Du bist im Tode bestanden und dadurch zum Ideale geworden, nach welchem der edlere Theil der vaterländischen Jugend sehnend blickt. Aber eine Ungerechtigkeit wäre es, bei deiner Geschichte nicht zugleich der begeisterten Schaar zu gedenken, deren schönster Stern du gewesen bist; jener schwarzen Reiter, in denen sich die Liebe zu dem geschändeten Vaterlande zum glühenden, verzehrenden Hasse gegen seine Unterdrücker gestaltet hatte. Sind sie nicht die Poesie jenes Krieges gewesen, wie du wieder die ihrige warst? Die Lützower Jäger und du, ihr könnt nicht von einander getrennt werden. Höher soll das Herz unseres Volkes schlagen,

wenn es diese Namen klingen hört; gewaltiger soll sich der Busen seiner Jünglinge heben; Wille und Entschluß zu gleichen Thaten sollen unter derselben Sonne reifen, welche jene Blutsaaten gezeitiget hat: denn das Vaterland wird heute oder morgen noch manchen Tod bedürfen.

Jede Nacht, sie mag noch so lange dauern; lange, wie die der Menschen, welche gen Sibirien zu wohnen; jede Nacht hat ihren Morgen, jede Niederlage ihre Erhebung. Lange hatte auch die Nacht Deutschlands unter der französischen Gewaltherrschaft gedauert. Lange schon war in dem zerstückelten Lande die Sonne des Gemeinsinnes und der gemeinsamen Thatkraft untergegangen. Langsam und lange, seit Jahrhunderten schon *) hatte der schlimme Nachbar seine Fäden gesponnen und seine Netze gestellt. Unter seinem Revolutionskaiser war ihm gelungen, was er erstrebt. Das deutsche Reich war zerrissen, sein Name aus der Reihe der europäischen Staaten ausgelöscht. Seine souveränen Fürsten, die dem selbstgewählten einheimischen Könige selten gefolgt waren, wie es des Reiches Gesammtwohlfahrt erfordert; sie gehorchten jetzt sklavisch dem Winke eines auswärtigen Despoten, der das Blut ihrer Unterthanen auf fremden Schlachtfeldern fließen ließ. Seine schönsten Grenzländer, das linke Rheinufer; seine Nordseeküsten tief landeinwärts sogar waren mit dem französischen Kaiserreiche förmlich *vereinigt* worden; über innere Länder herrschten französische Fürsten. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich aller besseren Gemüther; der kräftigen ein Grimm, der nach Thaten dürstete. Sie haben den schon erwähnten Franzosenhaß jener Zeit geboren, von dem Alles durchdrungen war.

Der Haß und die Liebe knüpfen sich zwar an persönliche Gegenstände an: aber immer sind es wirkliche oder erwartete Thätigkeiten dieser Personen, durch welche sie erzeugt werden, und beide gelten eigentlich mehr jenen

---

*) Wir haben das in unserem „Arndt" im ersten Bande dieses Werkes ausführlich nachgewiesen und verweisen darauf.

als diesen. Wenn der Haß sich zum Nationalhasse gestaltet; so trifft er gleichfalls nicht diese oder jene Nation als solche, den Franzosen als Franzosen, den Russen als Russen; er trifft die, der einen Nation von der andern zugefügten Hemmungen, Rechtsverletzungen, Drangsale. Es ist dieser Haß nichts anders, als der Ausdruck einer gewaltsam gestörten Selbstentwicklung. Sobald diese hergestellt ist, verschwindet er von selbst wieder. Wir haben dies vorausschicken müssen, weil wir nicht mißverstanden sein möchten. Wir wollen durch unsere Darstellungen um keinen Preis, wie es von gewissen Seiten gewünscht wird, den Franzosenhaß von Anno dreizehn wieder heraufbeschwören. Das französische Volk ist uns, wie jedes andere, lieb und werth, so lange es bleibt, wo es hingehört, und sich nicht in unsere häuslichen Angelegenheiten mischt. Wir sind ihm in manchen Beziehungen sogar zu besonderem Danke verpflichtet. Wir haben viel von ihm gelernt und können noch Manches von ihm lernen. Dafür wollen wir aber hinfüro nur mit gleicher geistiger Münze zahlen und nicht mehr mit unseren schönen Landesgauen, mit unserem Hab und Gut, Leben und Blut. Sie wollen wir in Zukunft nicht mehr im Dienste fremder oder einheimischer Tyrannen hingeben; mit ihnen soll nöthigen Falls allein die Freiheit noch erkauft werden.

Unerhört war der Druck der französischen Herrschaft in Deutschland vor der Erhebung im Jahre 1813; Alles war in den Staub getreten, was der Nation heilig war, und an ihre frühere Selbstständigkeit und Größe erinnerte. Bis in die innersten, einzelsten Verhältnisse wurde er fühlbar. Unsere S p r a c h e war mißachtet, und der französische Civilbeamte selbst, der in unserem Lande bleibend angestellt war, verschmähte sie zu verstehen; er verlangte Rede und Antwort in der seinigen. Hochmüthig war das Betragen dieser Beamten; frech waren ihre Diebereien und Betrügereien, gegen die nirgends Recht zu erlangen war. Die D o u a n e mit ihrer körperlichen Untersuchung; das E n r e g i s t r e m e n t, welches alle Geschäfte controlirte und sich jeden Akt theuer bezahlen ließ; die C o n s c r i p-

tion, welche dem Lande seine besten Söhne in Kriege entführte, die für fremdes Interesse geschlagen wurden; die Censur, die jeden Vaterlandsgedanken in der Geburt erstickte; die Contribution, welche das Mark des Landes aussaugte; die Einquartirung, die das häusliche Leben zerstörte und unsere Weiber und Töchter der Verführung und Schändung preisgab; die geheime Polizei und Angeberei endlich, die in das engste Familienleben eindrangen: das waren Ursachen genug, das Blut auch eines noch kälteren Volkes zum Kochen zu bringen. Und es kochte in den Adern deutscher Männer und Jünglinge gewaltig. Sie brannten vor Begierde, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln und für die Befreiung des Vaterlandes ihr Schwert zu ziehen. Spaniens Beispiel leuchtete ihnen vor; der Volkskrieg mußte auch uns Rettung bringen. Die ersten Versuche aber, ihn anzufachen, mißlangen. Schill und seine Getreuen verbluteten; die braven Tyroler wurden von der Uebermacht erdrückt. Da wälzten sich die Schaaren des Völkerverderbers zum Angriffe gegen Rußland. Aber der französische Stern erbleichte in den Flammen Moskaus, und die Trümmer der großen Armee bezeichneten den fürchterlichen Rückweg. Leider hatte auch deutsches Blut den russischen Schnee genetzt. Aber vergessen war, was dahinter lag, und die Blicke hafteten auf der Zukunft. Viel zu lange für den ungeduldigen Muth zögerte Preussen, bis es seine Kriegserklärung gegen Frankreich aussprach. Am 3. Februar (1813) zwar war an die preussische Jugend schon ein Aufruf ergangen, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes zu rüsten. Kein Feind war in dem Aufrufe genannt, aber jeder kannte ihn. Mit Begeisterung erhob sich Alles. Die Hörsäle der Universitäten standen leer; aus Werkstätten und Komptoiren, aus Hütten und Palästen zogen die Jünglinge aus; Männer, selbst Greise wollten nicht zurückbleiben. Wer nicht mitziehen konnte, brachte zur Ausrüstung von Freiwilligen Geld dar; Frauen und Jungfrauen ihren Schmuck, selbst die Locken ihres Hauptes. Es war eine schöne,

großartige Erhebung. Aber immer noch lasteten Zweifel und Ungewißheit auf ihrem Zweck. Es konnte immer noch Alles wieder zerrinnen, wie ein Traumgebild: denn es wurde unterhandelt nach Süden und Osten hin. Mit dem Frühlinge riß dieser Schleier; es erschien die preussische Kriegserklärung vom 16. März. Jubel und Dankgebete begrüßten sie. Es war so gut, als ob der Sieg schon errungen wäre: die Brust athmete wieder frei Die Anordnungen waren siegverheißend; sie waren kräftig und umfassend. Es wurde eine allgemeine Landwehr errichtet, in welche alle waffenfähige Männer vom 17. bis 40. Jahre eintreten sollten. Wo der Feind in das Land eindringe, sollte sich der Landsturm erheben, gebildet von Allen, die Waffen führen konnten; was nicht zu vertheidigen war, sollte zerstört werden. Früher schon (bei der Belagerung von Kolberg im Jahre 1807) hatte Preußen erfahren, was die Begeisterung von Freischaaren vermag. Auch jetzt schritt man zur Errichtung einer solchen. Die Majore von Lützow und Petersdorf, beide ehemalige Schill'sche Offiziere, erhielten auf ihr Ansuchen, am 18. Februar schon die Erlaubniß dazu. Die Idee, welche der Errichtung dieser Freischaar zu Grund lag, ging aus den, bei dem Ausbruche des Kriegs bestehenden Verhältnissen hervor. Preußen und Rußland standen noch allein im Bündnisse gegen Napoleon. Oesterreich hielt sich beobachtend; auf dem übrigen Deutschland lastete der Druck der französischen Herrschaft noch in alter Schwere. Aber man wußte, daß dort gleiche Frühlingshoffnungen die Herzen erwärmten. Es konnten Hülfsmittel aus den, noch vom Feinde besetzten Theilen Deutschlands gezogen werden; denen, die aus ihnen gegen Frankreich kämpfen wollten, mußte man einen Sammelpunkt bieten. Die entschlossensten, die begeistertsten Kämpfer sammelten sich an ihm. Mit diesen kühnen Parteigängern, die man zu leichten Truppen bildete, konnte man sich in die Seiten und in den Rücken des Feindes werfen, zwischen ihn und die Länder, welche er noch in Unterwerfung hielt; seine Verbindungen mit

denselben stören und unterbrechen, ihn beunruhigen und aus jenen Gegenden Verstärkung ziehen. Der Staat hatte nichts übernommen, als die Besoldung der Freiwilligen und die Stellung der Waffe, wenn sie sich dieselbe nicht selbst anschaffen konnten; für Kleidung und Pferd mußten sie sorgen. Ausländer sollten vorzugsweise angenommen werden. Breslau war der Sammelort. Hier leitete der Major Petersdorf mit rastloser Thätigkeit die Herbeischaffung der Mittel und die Annahme der Mannschaft. Ueberall wurden Geldbeiträge gesammelt, Mittellose auszurüsten Der Kern der Freischaaren wurde sogleich aus Studenten der Universitäten Berlin, Halle und Jena gebildet, welche zu diesem Zwecke schon im Laufe des Winters Verbindungen unter einander angeknüpft hatten. Jahn's Turnplatz auf der Hasenhaide zu Berlin hatte vorgearbeitet; Jahn selber trat mit in die Reihen der Kämpfer ein. Aus den entferntesten Theilen Deutschlands schlichen sich junge Männer durch die französischen Armeen durch, neben ihm für des Vaterlandes Befreiung zu kämpfen. Aber auch Männer reiferen Alters verließen gesicherte Stellungen im Staate und ihre Familien, und schlossen sich an. Es fanden sich unter den Lützower Jägern Regierungsräthe, Land- und Staatsräthe u. s. w.; es kamen Väter in gleichem Waffenschmucke mit ihren Söhnen. Schwarz war das Kleid, in welchem sie zu Felde zogen. Es bezeichnete die Stimmung, die sie dem Nationalfeinde gegenüber beseelte. Aber außer ihr war in dieser edlen Schaar noch mehr verkörpert: die Sehnsucht und die Hoffnung des Volkes nach einem Zustande, welcher die Schmach, die nun mit dem Blute der Besten abgewaschen werden sollte, für alle Zukunft unmöglich machte; die Sehnsucht nach deutscher Einheit, welche die alte Macht des Vaterlandes nach Außen wieder begründen; die Hoffnung auf Freiheit, welche die innere Kraft erwecken und gestalten sollte. Das war es, was den gebildeten Theil der Nation in Kampf und Tod trieb. Die Vernichtung der Franzosenherrschaft war nur der nächste Zweck; nur ein Mittel, zu jenem höheren Ziele zu ge-

langen. Und wohl war zu erwarten, daß diese Sonnen über dem Gesichtskreise unseres geschlagenen Landes endlich sichtbar würden. Roth und blutig genug ist der Morgen heraufgezogen; doch nicht immer verkündigt die Morgenröthe einen sonnigen Tag.

In kurzer Zeit, vom 18. Februar bis gegen das Ende des Monat März, war das Lützower Korps auf 900 Mann Infanterie und 260 Mann Kavallerie angewachsen. Seinen höchsten Stand hatte es Anfangs August desselben Jahres erreicht; es bestand da aus 2800 Mann Infanterie und 480 Reitern mit 9 Geschützen. Später stieg die Reiterei zwar auf 7—800 Mann; aber die Infanterie sank um eben so viel Hundert herab. Zu dieser ausgesuchten, kampflustigen Schaar gesellte sich auch Körner.

Karl Theodor Körner war am 23. September 1791 zu Dresden geboren.

Es ist häufig der Fall, daß reichbegabte Talente mit ungünstigen Entwicklungsverhältnissen zu kämpfen haben; daß sie sich ringend erst die Bahn brechen müssen, welche sie durchlaufen sollen. Bei Theodor Körner war das anders. In seinem kurzen Leben war Alles vereinigt, ihn seinem Ziele ungehindert entgegenzuführen, und sein Tod selbst war nur eine erfüllte Hoffnung. Er hatte ihn gewünscht, vorausgesehen; er krönte ein schönes Leben. Sein Vater war kursächsischer Appellationsrath, ein Mann, der mit ernster wissenschaftlicher Bildung einen heiteren Sinn für Kunst und für geselliges Leben verband. Er übte bis in sein spätes Alter Musik und philosophische Studien und folgte der Wissenschaft und Kunst in allen ihren bedeutenderen Erscheinungen. Ein tiefes Gemüth, eine tüchtige Gesinnung, und ruhige Thatkraft bildeten mit den geistigen Eigenschaften ein seltenes Ganzes. Als nach dem verunglückten Feldzuge Napoleon's nach Rußland Deutschlands lange geschlossenen Hoffnungen Blüthen zu treiben begannen; war er einer der Ersten, der sich laut und muthvoll für die heilige Sache des Vaterlandes aussprach, während sein Fürst noch im engen Bunde mit Frankreich blieb. Er billigte den Entschluß seines Sohnes, in die Reihen

der Freiheitskämpfer einzutreten, und brachte für die Ausrüstung der Freiwilligen bedeutende Geldopfer. Er war daher auch in dringender Gefahr, als ein Opfer französischer Rache zu fallen, und mußte sich eine Zeitlang verborgen halten. Im Jahre 1815 wurde er in preußischen Staatsdienst berufen und folgte diesem Ruf. Er war hier bis an sein Lebensende in verschiedenen Verwaltungszweigen thätig und starb in Berlin am 13. Mai 1831.

Körner's Mutter war die Tochter eines, in Leipzig verstorbenen geachteten Künstlers, des Kupferstechers Stock. Wie der Vater die edlen Eigenschaften des Mannes, so vereinigte sie in sich die des Weibes. Auch ihr Geist war reichgebildet und klar; ihr Gemüth treu, liebevoll und innig; ihre Gesinnung tüchtig. Mit bräutlicher Liebe hing sie noch im Greisenalter an dem Gatten und war in allen Lebensverhältnissen das Muster einer Hausfrau. Allein zurückgeblieben von allen ihren Lieben, — denn die Kinder beide und der Gatte sind vor ihr dahingegangen, — trägt sie ein einsames Alter mit Würde und Heiterkeit in der sicheren Hoffnung des Wiedersehens.

Neben dem Knaben stand eine, um drei Jahre ältere Schwester, heranreifend zu einer edlen deutschen Jungfrau, weiblich ernst und heiter, früh entwickelt, in vielen Richtungen mit seltenen Fähigkeiten begabt und mit Fleiß ausgebildet. In Malerei und Gesang leistete sie Vorzügliches. Auch auf ihrer Seele lastete der Kummer über die Noth und die Schmach des Vaterlandes; auch sie war durchdrungen von den Freiheitshoffnungen ihres Volkes und folgte deswegen dem Gange der Ereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit. An dem Bruder hing sie mit der innigsten Liebe.

Diese und noch zwei andere Personen, eine unverheirathete Schwester der Mutter, eine bedeutende Künstlerin (Pastellmalerin), geistreich, witzig, fein und derb in bunter Mischung; und eine Freundin seiner Schwester, welche als Kind des Hauses erzogen wurde, ein liebenswürdiges, heiteres Mädchen mit schöner Stimme und Gesangausbildung, waren des jungen Körner's Hausgenossen.

Aber das väterliche Haus war in Dresden auch der Mittelpunkt eines geselligen Kreises, in welchem sich Alles vereinigte, was von Einheimischen und Fremden auf Kunstbildung Anspruch machen konnte. Mit Goethe und Schiller stand der Vater in näherem Verkehr, und namentlich mit Letzterem in innigen Beziehungen. Auf einem schönen Weinberge bei Loschwitz an der Elbe, welcher der stehende Sommeraufenthalt der Familie war, ist Schiller's Don Karlos entstanden.

Wohl können sich nicht leicht günstigere Verhältnisse vereinigen, Geist und Gemüth eines begabten Menschen zu entwickeln. Es war in der ganzen Umgebung Alles geboten, daß sie sich in Selbstthätigkeit entfalten konnten. Diese ließ der verständige Vater auch in vollem Maße gewähren und begnügte sich, beobachtend zu fördern oder zurückzuhalten, wie Eins oder das Andere nothwendig war. Er sorgte dafür, daß neben der allgemeinen Bildung erworben wurde, was Eigenthümlichkeit und Neigung forderten und überließ es der freien Selbstbestimmung des Sohnes, sein Lebensziel zu wählen und zu verfolgen. Frühe stand er als rathender und helfender Freund neben dem Sohne, beide enger noch mit einander verbunden durch die Kenntniß ihres gegenseitigen Werthes, als durch die Bande der natürlichen Liebe allein. So war Theodor Körner, als ihn der Tod auf dem Felde der Ehre fand, zu einem viel versprechenden Jünglinge herangereift; zu der Knospe eines Mannes, die prangend in den schönsten Hoffnungsfarben, auf dem Altare des Vaterlandes als reines Opfer geknickt wurde.

Seine ersten Lebensjahre *) verflossen unter großer Sorgfalt für seinen Körper: denn er war schwächlich und kränklich. Er mußte die meiste Zeit in der freien Luft, im Garten und auf dem Lande zubringen, und seine geistige Bildung konnte erst spät beginnen. Manches

---

*) Wir können Körner's Jugendgeschichte aus keiner bessern Quelle schöpfen, als aus der, von seinem Vater verfaßten Biographie.

lernte er später, als andere Kinder. Aber frühe schon zeigte er ein weiches Herz und Festigkeit des Willens, leicht erregte Phantasie und treue Anhänglichkeit an Alles, was er liebgewonnen hatte.

Als sich seine körperliche Gesundheit befestigt hatte, entwickelten sich seine Fähigkeiten rasch. Er faßte schnell und wurde vorzüglich durch das Studium der Geschichte, Naturkunde und Mathematik angezogen; wenig Neigung und Anlage dagegen zeigte er für das der Sprachen; insbesondere hatte er einen bestimmten Widerwillen gegen das Französische.

Der schwächliche Knabe war durch eine verständige Erziehung, durch vielfältige Turnübungen zu einem kräftigen, gewandten Jünglinge herangeblüht. Er war ein guter Tänzer, kühner Reiter, tüchtiger Schwimmer und geschickter Fechter. Er beschäftigte sich überdies gerne mit feiner Drechslerarbeit, und sie gelang ihm; er zeichnete gut mathematische Gegenstände und Landschaften. In höherem Grade noch war in ihm das Talent für Musik ausgebildet. Das Instrument, was er zuerst übte, war die Violine; bald aber ging er zur Guitarre über. Sie war seinem poetischen Sinne angemessen; sie versetzte ihn in die Zeiten der Troubadours zurück. Für dieses Instrument und für den Gesang glückten ihm kleine Kompositionen. Die Dichtkunst war von früher Jugend an das Ziel seines Strebens. Der verständige Vater jedoch begünstigte die ersten Versuche des Sohnes keineswegs durch voreilig gespendetes Lob. Es sollte sich erst zeigen, ob ächter, ernster Beruf für diese Kunst vorhanden war. Schiller und Goethe waren die Freunde und Lieblingsdichter des Hauses, und Schiller's Balladen wahrscheinlich die ersten Gedichte, die der Knabe zu lesen bekam. Das Erhabene wirkte mächtig auf ihn; aber in ernsten Dichtungen versuchte er sich erst später und anfänglich mit Schüchternheit. Sein Talent zeigte sich erst in Gedichten scherzhafter Art, welche durch äußere Anlässe entstanden. An Stoff hierzu fehlte es nicht, da das frische Leben und der Frohsinn der Jugend bei ihm durch nichts unterdrückt

wurden. Die Reime machten ihm keine Noth; sie strömten ihm zu.

Das älterliche Haus verließ er nicht vor der Mitte des siebzehnten Jahres. Unterricht erhielt er eine Zeitlang auf der Kriegsschule in Dresden; hauptsächlich aber durch ausgesuchte Privatlehrer. Die Vermögensverhältnisse seiner Aeltern waren so, daß er nicht auf den Besitz eines *bedeutenden* Vermögens rechnen konnte. Er mußte daher auf ein Lebens*geschäft* denken, welches seine Zukunft sicherte. Er wählte den Bergbau, höchstwahrscheinlich durch seine poetische Seite und die Geistesnahrung angezogen, welche seine Hülfswissenschaften darboten. Bei seinem überwiegenden Hange zu verschiedenen Kunstzweigen bedurfte er einer solchen Verstandesanregung um so mehr, wenn eine Einseitigkeit der Bildung verhütet werden sollte, die bei vielen Kunstgebildeten so unangenehm berührt. Das Studium der Physik, Naturkunde, Chemie und Mechanik, dem er sich mit Liebe hingab, boten dies Gegengewicht. Er wurde nun für den höheren Unterricht auf der Bergakademie in Freiberg vorbereitet. Dazu boten die oben schon geschilderten Verhältnisse im väterlichen Hause fortgesetzte Bildungsmittel eines tüchtigen Charakters. Seine natürliche Offenheit, Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit entwickelten sich hier *un*gehindert. Frühzeitig genoß der Knabe und Jüngling *eine* angemessene und wohlthätige Freiheit, und seine besonderen Anlagen fanden die mannigfachste Anregung. Die Empfänglichkeit für Poesie und Musik war allgemein, namentlich bei dem weiblichen Theile der Familie. In den Abendgesellschaften des Hauses war der Sohn frühe gerne gesehen, weil er nie beschwerlich, sondern ungekünstelt lebhaft, und theilnehmend war. Um die Schwester hatte sich ein Kreis von Jungfrauen gebildet, die ihn gerne unter sich sahen, was ihm nicht gleichgültig war. So lernte er den Werth eines feineren Umgangs schätzen und sich ohne Zwang in allen geselligen Kreisen bewegen.

Im Sommer des Jahres 1808 bezog er die Bergakademie Freiberg, und auch hier fand er sich bald in

einer sehr günstigen Lage. Der Bergrath Werner, ein Freund seines Vaters, nahm ihn mit dem größten Wohlwollen auf, und in den angesehensten Häusern fand er freundliche Aufnahme.

Körner trieb hier anfänglich mit großem Eifer das Praktische des Bergbaus, scheute keine Beschwerde und war in den Eigenthümlichkeiten des Bergmannslebens ganz einheimisch. Mit glänzenden Farben schildert er es in seinen Gedichten aus jener Periode. Bald aber wich dieses Ideal einer farbloseren Wirklichkeit, und die bergmännischen Hülfswissenschaften, vorzüglich Mineralogie und Chemie beschäftigten ihn. Er durchstreifte die Gebirgsgegenden, sammelte Fossilien, zeichnete Charten, und machte mit Hülfe eines geübteren Freundes kleine chemische Versuche.

Während eines zweijährigen Aufenthaltes in Freiberg gelangte Körner zu einer Geistesreife und Besonnenheit, die man bei seinen Jahren und seinem leichten Blute kaum hatte erwarten dürfen. Viel Einfluß auf ihn hatte ein täglicher Genosse seiner Studien und Freund, Namens Schneider, ein junger Mann voller Geist, Kraft und Charakter, aber durch widrige Schicksale zum Trübsinne geneigt. Von dieser dunklen Blume fühlte sich der lebensfrohe Dichter angezogen. Der Bund wurde aber durch ein unglückliches Ereigniß getrennt. Schneider brach beim Schlittschuhlaufen ein und ertrank. Der Anblick dieser Leiche und eines anderen sterbenden Freundes, der als Künstler viel zu leisten versprach, machte auf Körner einen tiefen und bleibenden Eindruck. — Die heitere Stimmung Körner's war überhaupt weit von Leichtsinn und Frivolität entfernt, und in dem fröhlichsten Rausche war bei ihm der Ernst des Lebens sichtbar. Den Genuß der Gegenwart konnte er erschöpfen und die nächste Stunde wieder dem Geschäfte widmen.

Die kleinen häuslichen Feste riefen ihn bei der geringen Entfernung Freibergs von Dresden fast jedesmal in den Familienkreis zurück. Aber auch weitere Reisen wurden unternommen. Im Sommer 1809 besuchte er die Ober-

lausitz und die schlesischen Gebirge. Die große Natur wirkte mächtig auf sein empfängliches Gemüth, und er rechnet den Aufenthalt in Schlesien zu den glücklichsten Tagen seines Lebens. Einige Gedichte schildern diese Stimmung.

Von dieser Zeit an traten seine poetischen Erzeugnisse mit mehr Ernst und Tiefe auf, und besonders wird ein religiöses Element in ihnen sichtbar. Nicht in ihrem finsteren, alle Lebensfreuden störenden Gewande war die Religion an ihn herangetreten. Er hatte sie nur als stützende und erhebende Freundin kennen gelernt. Edlere Triebfedern, als die Furcht, hatten ihn das Heilige erkennen und ehren gelehrt. Daher ergriff ihn in der Vollkraft der Jugend die Reinheit des unverfälschten Christenthums. Es entstanden seine geistlichen Sonnette. Er selbst schrieb darüber in einem Briefe: „Ich denke, daß sich das Sonnett zu dieser Gattung Gedichte recht eignet, denn es liegt in dem Versmaß so eine Ruhe und Liebe, die bei den kunstlosen Erzählungen der heiligen Schrift recht an ihrem Orte ist.“ Damals entstand in ihm auch die Idee, ein „Taschenbuch für Christen“ herauszugeben. Es sollte aus historischen Aufsätzen, geistlichen Sonnetten und Liedern oder sonstigen poetischen Darstellungen einzelner Bibelstellen bestehen, und durch eine Reihe passender Kupferstiche geschmückt werden. Ein Brief von ihm enthält darüber folgende Stelle: „Soll uns denn die Religion, für die unsere Väter kämpften und starben, nicht eben so begeistern, und sollen diese Töne nicht manche Seele ansprechen, die noch in ihrer Reinheit lebt? Es gibt so schöne Züge der religiösen Begeisterung in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und vorher, die auch ihren Sänger verlangen.“ Die christlich-germanischen, mittelalterlichen Reaktionsbestrebungen, wie sie unmittelbar nach den Befreiungskriegen mit Stärke erwachten, erscheinen hier schon vorgebildet, und ohne „allen äußeren Anstoß“, wie sein edler Vater meint, möchte diese christliche Richtung in ihm doch nicht aufgetaucht sein: denn er war auf seiner schlesischen Reise bei dem Grafen von Stolberg in Peterswaldau

eingeführt worden, der schon im Jahre 1800 mit seiner ganzen Familie katholisch geworden war, und dessen Sohn sich noch im Jahre 1825 zu Freiburg in der Schweiz in das Jesuitenkollegium aufnehmen ließ. Der Plan zur Herausgabe des Taschenbuches kam indeß nicht zur Ausführung.

Im Sommer 1810 verließ Körner Freiberg und war Anfangs gesonnen, seine Studien in Tübingen fortzusetzen. Doch entschied er sich später für die neu errichtete Universität Berlin, wo für sein Fachstudium mehr zu erwarten war. Aber auch Leipzig, wo sein Vater geboren war, und mehrere seiner Verwandte und Freunde lebten, sollte nicht ganz übergangen werden, und ein halbes Jahr wurde zu einem dortigen Aufenthalte bestimmt. Die Vorlesungen in Freiberg endigten indeß zu spät, um zu Anfang des Sommerhalbjahrs in Leipzig eintreffen zu können. Die Zwischenzeit wurde zu Reisen verwendet. Er begleitete seine Aeltern nach Karlsbad, und verlebte einige Wochen in Löbichau bei Altenburg, auf einem Landsitze der Herzogin von Kurland, die seine Pathin war. Eine Beschädigung am Fuße nöthigte ihn, eine beschlossene Reise in den Harz aufzugeben.

Um diese Zeit trat er vor dem Publikum zuerst als Schriftsteller auf. Es erschien eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Knospen". Der Vater hatte ihn von einem so frühen öffentlichen Auftreten absichtlich nicht zurückgehalten. Er sollte die Stimme eines unbefangenen Urtheils Fremder vernehmen; denn der engere Freundeskreis bisher konnte befangenes Lob gespendet haben. Er sollte die Probe bestehen, ob der Beruf zur Kunst in ihm so fest gegründet war, daß er sich von ihm, selbst durch ungerechten harten Tadel, nicht zurückschrecken ließ. Dieses erste Auftreten jedoch geschah mit einer solchen Bescheidenheit und Schüchternheit, verbunden zugleich mit dem Bewußtsein eines redlichen Strebens, daß ihm auch die Herzen der Fremden gewonnen werden mußten. Von dieser Stimmung des neunzehnjährigen Dichters zeugt das Sonnett:

Mit den Knospen.

Darf ich dir wohl des Liedes Opfer bringen?
Darf meine Muse scheu und still es wagen,
Was sie gefühlt, begeistert dir zu sagen;
Und wird das Streben meiner Brust gelingen?

Noch lebt das Bild auf ungewohnten Schwingen;
Noch kann es nicht der Wolken Druck ertragen,
Doch will das Herz das ferne Ziel erjagen,
Und aufwärts zu dem Sonnentempel dringen.

Drum magst du mir mit güt'gem Blick vergeben,
Wenn auch mein Lied in regellosen Spuren
Durch Qual und Lust in wilden Tönen schweift;

Zur Wahrheit doch, zur Liebe geht sein Streben,
Zum süßen Einklang höherer Naturen,
Und — meine Blüthen sind noch nicht gereift.

In Leipzig wurde Körner in das Treiben der Studentenverbindungen hineingezogen, die sich grade mit grosser Erbitterung gegenüber standen. Seine lebhafte Phantasie erhöhte für ihn den Reiz dieses freien, ungebundenen Lebens. Doch wurden seine Studien darüber nicht versäumt. Er beschäftigte sich ernstlich mit Geschichte, Philosophie und Anatomie, wurde Mitglied einer ästhetischen Gesellschaft und der Makaria, einer Verbindung zu Geistesarbeiten und geselligem Vergnügen; er errichtete einen Dichterklub, war in den angesehensten Häusern wohl aufgenommen und in den Kreisen lebensfroher Jünglinge, wo er für einen tüchtigen Kameraden galt. Er mußte sich am Ende des Semesters von Leipzig heimlich entfernen, weil es zwischen den Verbindungen zu öffentlichen Händeln gekommen und von der akademischen Behörde Untersuchungen eingeleitet waren, welche ihm, als einem Parteiführer, besonders nachtheilig werden konnten. Er ging (Ostern 1811) nach Berlin.

Die Empfehlungen seines Vaters öffneten ihm auch

hier den Familienkreis ausgezeichneter Männer, die sich seiner mit Liebe annahmen. Er trieb hier besonders Botanik, setzte seine begonnenen Studien der Philosophie und Geschichte fort und benutzte die ansehnliche Nikolai'sche Privatbibliothek, die ihm durch einen Freund seines Vaters zu unbeschränktem Gebrauche zu Gebot stand. Seine Erholungsstunden am Abende sollten zwischen dem Zelter'schen Singinstitute und dem Theater getheilt werden. Anfangs Mai aber schon überfiel ihn ein dreitägiges Fieber, das mehrere Wochen anhielt und ihn durch öftere Rückfälle so abmattete, daß der Arzt Unterbrechung seiner Studien uud eine Reise für nothwendig hielt. Er brachte einen Monat mit seinen Aeltern in Karlsbad zu und wäre dann gerne in die Rheingegenden und nach Heidelberg gegangen. Sein Vater fürchtete indeß auf dieser Universität Wiederaufnahme des, in Leipzig verlassenen wilden Treibens und bestimmte ihn, nach Wien zu gehen. Von der großen Stadt im Allgemeinen und von einigen ausgezeichneten Männern im Besonderen, wie Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel, an denen er Stützen und Rath haben konnte, hoffte der Vater viel für die weiter Ausbildung des Sohnes. Im August 1811 traf er in Wien ein.

Hier nun begann für ihn, was der Vater erwartet hatte, eine neue Lebensepoche. Die angenehmsten Verhältnisse umgaben ihn und regten ihn zur angestrengtesten Thätigkeit im Studiren und Schaffen an. In letzterem besonders entwickelte er eine seltene Raschheit und Gewandtheit. Sein Vater hatte sich nun von seinem entschiedenen Dichterberufe überzeugt und ließ ihn frei gewähren. Was er von ihm verlangte, war nur, daß er über zu früher und zu anstrengender Arbeit im dichterischen Schaffen, nicht seine theoretische Weiterbildung versäume, damit eine vollständige edle Menschenbildung gewonnen werde. In 15 Monaten hat Theodor Körner in Wien seine kleineren und größeren Dramen alle zu Stande gebracht. Die Natur drängte die zum frühen Tode bestimmte Blüthe mit Macht auf eine Stufe, auf welcher sie

kaum zur Hälfte entfaltet, eine Zierde und ein Schatz ihrer Nation wurde. Er hatte sich durch seine früheren Uebungen eine große Leichtigkeit in der Versbildung erworben, die ihm nun sehr zu Statten kam. Die Aufsuchung des Stoffs und die Entwerfung des Plans kosteten ihn immer die meiste Zeit. Zur Ausführung eines größeren Werks bedurfte er nur einiger Wochen, aber in völliger Zurückgezogenheit und ununterbrochener Arbeit. Oft arbeitete er in ländlicher Ruhe im Freien.

Lange beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten und dem Plane zu einem Trauerspiele: Konradin, das aber nicht zur Ausführung kam. Er wünschte seine erste Tragödie in Wien aufgeführt zu sehen und mußte daher auf die dortigen Censurverhältnisse Rücksicht nehmen. Bei der Behandlung des Konradin's aber konnte die Zeichnung des Papstes und mancher politischen Verhältnisse in dieser Beziehung vielfach Anstoß erregen. Seine ersten dramatischen Versuche waren zwei einaktige Lustspiele in Alexandrinern, die Braut und der grüne Domino. Sie wurden in Wien mit Beifall aufgenommen; ebenso die Posse der Nachtwächter. Der Beifall war noch gesteigerter bei der Aufführung der Toni, einem Drama, welches nach einer Erzählung von Heinrich von Kleist bearbeitet ist. Er strebte von dem Lustspiele durch das Drama zur ernsten Tragödie empor. Sein erster Versuch in ihr war die Bearbeitung eines gräßlichen Stoffs, die Sühne. „Sie ist“, sagte er selber in einem Briefe, „nach Aller Geständniß das Gräßlichste, was man je gewagt hat.“ Nun hatte er einen für Wien besonders passenden Stoff eines größeren Trauerspiels gefunden und bearbeitet. Es war Zriny, der ungarische Leonidas. Der Dichter wurde am Schlusse der Aufführung von dem Publikum gerufen, was in Wien fast beispiellos war. Nun folgte Hedwig, die mit gleichem Beifalle aufgenommen wurde. Das Trauerspiel Rosamunde hielt Körner selber für besser gelungen, als den Zriny. Zwischen diesen Arbeiten liegen noch mehrere kleinere, meist komischen Inhalts: Joseph

Heyderich, eine dramatisirte wahre Begebenheit; der Vetter aus Bremen, der Wachtmeister, die Gouvernante; die Opern das Fischermädchen oder Haß und Liebe und der vierjährige Posten. Pläne zu größeren und kleineren Arbeiten waren in Menge vorhanden. — Nicht der Beifall der Menge allein lohnte den jugendlich aufstrebenden Dichter: auch die Urtheile gereifter, sachverständiger Männer sprachen sich günstig aus. Goethe munterte ihn auf und ließ mehrere seiner Stücke, die Braut, den grünen Domino, die Sühne, in Weimar aufführen.

Es kann sich hier nicht darum handeln, den Maßstab einer streng künstlerischen Beurtheilung an diese Erstlingserzeugnisse eines Dichters zu legen, der überdies noch so rasch und viel in so früher und kurzer Zeit arbeitete. Der Umfang der Welterfahrung, die Tiefe der Menschenkenntniß, welche dem dramatischen Dichter zur Zeichnung seiner Charaktere und Situationen so unentbehrlich sind, wie hätten sie Eigenthum des zwanzigjährigen Jünglings sein können? Auch verrathen seine Produkte alle die Luft, in welcher ihr Schöpfer bisher vorzugsweise geathmet, die Luft der Schiller'schen Tragödie. Aber sie zeigen uns auch ein aufblühendes Dichtertalent in seltener Reinheit und Kraft. Eine durchsichtige, fast weibliche Klarheit und Milde war in ihm verbunden mit männlicher Stärke und Ausdauer. Die ganze Welt mit allen ihren Verhältnissen, mit ihren Höhen und Tiefen lag vor ihm da im Widerscheine seiner inneren Poesie. Freudigkeit war über sie und über ihn ausgegossen; kein Schatten einer finsteren Stimmung trübte das Verhältniß zwischen ihm und ihr. Heiteres Selbstvertrauen ließ ihn leicht und sicher daherschreiten. Seinen Beruf zur Dichtkunst hatte er erkannt und mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Kraft ergriffen. Von der Heiligkeit dieses Berufes war er durchdrungen, und strebte mit nie rastender Thätigkeit der Vollendung zu. Am deutlichsten treten diese Elemente in seinen lyrischen Dichtungen zu Tage. Und was der Dichter fühlte und sang, das strebte der Mensch zu sein.

Es ist nicht der Dichter allein, der uns an Körner fesselt, und nicht der Mensch allein; es ist die seltene Vereinigung beider zu einer liebenswürdigen Erscheinung, die unwiderstehlich anzieht. Dies zeigte sich besonders während seines Aufenthaltes in Wien; er war der Liebling Aller, mit denen er in Berührung kam. Von der öffentlichen Gunst einer großen Hauptstadt emporgetragen, wie wohl selten ein anderer Dichter, blieb er so anspruchslos und bescheiden, daß selbst der Neid schwieg. Er war die Mode der großen Welt geworden und mußte sich durch einen festen Willen vor ihren Zerstreuungen zu schützen suchen, was ihm zwar gelang, aber um so schwerer war, da viele Frauen sein Talent und seine Gesellschaft in Anspruch nahmen. Der Erzherzog Karl sogar ließ sich ihn vorstellen: er hatte dem Helden von Aspern in der erwachten vaterländischen Begeisterung zwei Gedichte gewidmet. Auch eine liebliche Braut hatte er in Wien gefunden, ein Mädchen, welches durch Schönheit, Sitte und Kunsttalent ausgezeichnet war. Seine Aeltern besuchten ihn in Wien und gaben ihre Zustimmung. Sein Vater wünschte, daß er einer Einladung Goethe's Folge leisten und sich eine Zeitlang in Weimar aufhalten möchte, um von Goethe's persönlichem Umgange Früchte zu ziehen. Er war im Begriff, dem Wunsche des Vaters, wiewohl ungern, zu entsprechen, als er im Beginne des Jahres 1813 als kaiserlicher Hoftheaterdichter in Wien angestellt wurde. Seine Zukunft war gesichert; er konnte ungestört seinem Berufe leben, sich mit der Geliebten verbinden. Er hatte im Beginne seiner Laufbahn erreicht, wonach Andere oft ihr ganzes Lebenlang streben. Er fühlte sich wohl, glücklich; kein Wunsch war ihm bis hierher versagt geblieben. An dem letzten Geburtstage, den er erlebte, hatte er seinen Lieben nach Hause schreiben können: „Noch nie hat mich ein 23. September so glücklich gefunden. Der Kranz der Liebe ist um mich geschlungen, und alle Blüthen, die Ihr in mir erzogen habt, hat die Sonnenzeit meines heiligsten Gefühls, hat meine Toni (seine Braut) mir zum ewigen Frühling aufgeküßt. — Ich fordere den

auf, der glücklicher sich rühmen kann!" Und die Aeltern erkannten das. An demselben Geburtstage schrieb ihm der Vater: „Froh wollen wir Deinen Tag feiern; wir werden Gott für Alles danken, was er uns in Dir gegeben hat!"

Da ertönte der Nothruf des Vaterlandes an seine Söhne, und das irdische Glück so vieler guten und edlen Menschen brach in blutige Scherben. Wie hätte Theodor Körner den Ruf seines Vaterlandes überhören können? Wohl war in dem Theile, der seine zweite Heimath geworden, noch tiefer Friede; wohl gab sich Mancher Mühe, ihn „in das Gleis der Vernunft zurückzuführen," wie sie es nannten; wohl hielt ihn das Leben mit den stärksten, mit den lieblichsten Banden fest. Aber die Stimme der höheren Pflicht war stärker; die Stimme des Vaterlandes siegte:

„Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde schönen Reih'n,
Tauchte in der Trennung Schmerzen
Und ward sein!"

Längere Zeit schon schien er den Entschluß in der Seele zu tragen, das Schwert mit der Leyer zu verbinden, sobald sich die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs zeigte. Leise suchte er die Aeltern darauf vorzubereiten. Am 20. Januar 1813 schreibt er unter anderm: „Es freut mich Euer vergnügtes Leben. Mögt Ihr in sechs Wochen nicht anders sprechen." Ein Brief vom 27. Januar schließt mit den Worten: „Es rückt ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte." Als der preußische Aufruf ergangen war, theilte er dem Vater seinen Entschluß in folgendem ausführlichen Schreiben vom 10. März mit: „Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. Deutschland

steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande; — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht *Uebermuth*, Leichtsinn, Wildheit! Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen *lassen*; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann; jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten; jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt; jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da; er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können; er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist Keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu! Hat mir Gott wirklich etwas mehr, als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo *ist* der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? *Eine* große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft *in mir*, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturme die muthige Brust entgegendrücken. — Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleyern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen; die Mutter wird weinen! Gott tröste sie; ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schooskind rühmt' ich mich bis jetzt; es wird mich jetzo nicht verlassen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel. Daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der

Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage; daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — — Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden."

Er fühlte lebendig die Größe des Opfers, das er brachte. In späteren Schreiben an die Aeltern finden sich noch folgende Stellen: „Der Abschied von Wien liegt noch gewitterdumpfig auf meinem Herzen. Wäre das schon überstanden! Warum muß die grade Straße der Pflicht unbarmherzig manch stilles Blümchen niedertreten, das gern am Wege aufgeblüht wäre?" — — „Doch es gilt ein großes Werk. Wer sein Sandkorn nicht mit dazu legt, soll sich in seinem Schatten nicht freuen dürfen."

Er verließ Wien am 15. März und trat in Breslau in die Reihen der Lützower ein (19. März). Mit der ganzen Gluth der Begeisterung, mit der ganzen Tiefe seiner Poesie ergriff er auch diesen neuen Beruf; auch hier flogen ihm alle Herzen entgegen. Er wurde der Schlachtensänger der muthigen Schaar. Seine *schönsten* Lieder sind aus diesem Zeitraum. Ihre Ausgabe ist bekanntlich mit dem treffenden Namen: „Leyer und Schwert" bezeichnet.

Unmittelbar nach Körner's Eintritt, erhielt das Korps den Befehl, durch Sachsen gegen den Feind aufzubrechen. Vorher leistete das Korps in der Kirche zu Rogau, einem Dorfe bei Zobten, den Fahneneid und wurde feierlich eingesegnet (28. März). Der Gottesdienst begann mit der Absingung eines, von Körner gedichteten Liedes, welches die Stimmung nicht der Freischaar allein, sondern des ganzen Volkes bei dem Ausbruche des großen zweifelhaften Kampfes aussprach:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zusammen,
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsere Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht,
Und für die heil'ge Erde.
D'rum, retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermuth
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Gluth
In allen Herzen flammen;
D'rum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm.
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

Ein Brief Körner's vom 30. März an Frau von P. in Wien beschreibt diese Feier mit folgenden Worten:

„Eben erhalten wir die Nachricht, daß wir binnen acht Tagen vor dem Feinde stehen. Die Franzosen haben Dresden stark besetzt, machen Miene, es zu halten und sollen ihre Vorposten bis Bautzen vorgerückt haben. Wir

werden in aller Eile vorgeworfen, und ich halte es für keine kleine Gunst des Schicksals, daß ich entweder die heilige Erde meiner Heimath befreien helfen darf, oder doch vor den Mauern meiner väterlichen Stadt, wie ein ehrliches deutsches Herz, verbluten kann. Das walte Gott; ich bin bereit! — Eine große herrliche Stunde habe ich am Sonnabend verlebt. Wir zogen in Parade aus Zobten nach Rogau, einem lutherischen Dorfe, wo die Kirche zur feierlichen Einsegnung der Freischaar einfach, aber geziemend ausgeschmückt war. Nach Absingung eines Liedes, das Ihr Freund zu der Gelegenheit verfertigt hatte, hielt der Prediger des Ortes, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache. Wir schwuren! — Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte; wo alle Herzen heldenmüthig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von Allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und: „eine feste Burg ist unser Gott," machte das Ende der herrlichen Feier, die zuletzt noch mit einem donnernden „Vivat," das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten. Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns, da die Meisten mit dem Gefühl hinausgehen, es sei ihr letzter Gang. Ich weiß auch einige Gesichter in meinem Zuge, von denen ich's ganz deutlich voraus weiß, sie sind unter den Ersten, die der Würgengel fordert. Es gleicht wohl nichts dem klaren bestimmten Gefühle der Freiheit, das dem Besonnenen im Augenblicke der Gefahr lächelnd entgegentritt. Kein Tod ist so mild, als der unter den Kugeln der Feinde; denn was den Tod sonst verbittern mag, der Gedanke des Abschieds von dem, was einem das Liebste,

das Theuerste auf Erden war, das verliert seinen Wermuth in der schönen Ueberzeugung, daß die Heiligkeit des Untergangs jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde."

Körner selbst hatte häufig Todesahnungen, die indeß seine freudige Stimmung nie trübten und ihn nie im Handeln hemmten. Er sprach sie in den Briefen an die Freundin in Wien bestimmt aus, während er sie in seinen Schreiben an die *Aeltern mit* liebender Sorge verbarg und bei ihnen die Hoffnung auf ein freudiges Wiedersehen nach ausgerungenem Streite aufrecht zu erhalten suchte. In demselben Briefe vom 30. März an die Frau v. P. schrieb er: „Sie versprachen einmal, mich mild und sanft zu pflegen; vielleicht brauch' ich es bald; seit der Todesweihe im Gotteshause zuckt mir immer eine Ahnung durch's Herz." In späteren Schreiben an Dieselbe äusserte er sich: „Der Himmel hängt grau und düster über uns und hüllt die Berge in Nebel, wo ich gestern in lustiger Jagd streifte. Mir ist recht häuslich zu Muthe und doch so verwegen dabei. Die kleinen Kreise sind also aufgelöst und die neunte Stunde hat ausgeschlagen (in Wien betrachteten Alle diese Stunde als ihre tolle Stunde, in welcher sie gewöhnlich Scherze zu treiben anfingen). Jeden Abend zieht es mich gewaltsam hinüber nach Süden. *Nun,* wenn ich nicht mehr auf der Grünangergasse (Straße *in* Wien, wo Frau v. P. wohnte) bin, vielleicht bin ich bald auf dem grünen Anger und recht ruhig." — „Gestern Abend war ich an eines Freundes Tafel mit zwölf Andern, und die Hausfrau erschrak sehr über die ominöse Dreizehn! Was meinen Sie?" — „Ehe die Kanonen zu donnern anfingen, schlief ich ein halbes Stündchen an einem Wachtfeuer. Da hatt' ich einen Traum, den ich ewig verschweigen werde, der aber der fürchterlichste und lebhafteste meines ganzen Lebens ist. Sie und Marianne waren bedeutend mit im Spiele, und sonderbarer Weise sah ich Mariannen in altdeutschen, bürgerlichen Trauerkleidern, mit langen schwarzen Locken." Acht Tage vor seinem Tode schrieb er: „So eben marschiren wir;

in zwei Tagen erwarten wir die Todeshochzeit. Leben Sie wohl mit Allem, was mir zugethan ist. Tausend Dank für Ihre lieben Briefe und für die lieben, lieben Andenken an Sie beide Genien meines Lebens. Der Himmel schütze Sie. Gott befohlen!"

Für den Dienst zu Fuß hatte sich Körner durch seine mineralogischen Wanderungen abgehärtet, auch durch öftere Uebungen im Schießen vorbereitet. Dies bestimmte seine Wahl bei dem Eintritte in die Freischaar. Er wurde bald durch die Wahl seiner Waffenbrüder Oberjäger und Lieutenant. Er begleitete den Major Petersdorf, welcher die Infanterie des Korps kommandirte, auf einer Geschäftsreise und kam dadurch eine Woche früher nach Dresden, als die Freischaar. Er sah hier die Seinigen zum letzten Male. „Ich sah große Freude", schreibt er nach Wien, „und viele Thränen. Mein Vater war durchaus zufrieden mit mir; die Andern weinten." Ein Freund des Vaters, der preußische Major Wilhelm von Röder, der später in der Schlacht bei Kulm gefallen ist, war damals bei dem Hauptquartier des General Winzingerode angestellt, und wünschte Theodor Körner bei sich zu haben. Seine Dienstverhältnisse konnten dadurch sehr interessant und angenehm werden. Aber Körner blieb seiner Freischaar treu und folgte ihr nach Leipzig.

Während des Marsches durch Sachsen wurden die Werbungen und Geldsammlungen für das Korps fortgesetzt. Körner hatte im Auftrage des Majors einen Aufruf an seine Landsleute zum gemeinsamen Kampfe für die gute Sache abgefaßt, der überall hin verbreitet wurde. Der Erfolg war ein Zuwachs von 500 Mann. Noch dachte man daran, den Volkskrieg auch in den Theilen des Vaterlandes zu erregen, deren Fürsten noch an den fremden Tyrannen gekettet waren. Voll Gluth und Flammen ist dieser Aufruf und giebt sprechendes Zeugniß von dem Geiste, der in Lützow's wilder, verwegener Schaar herrschte, und den man später freilich unschädlich machen mußte, als er nicht mehr offiziell war; als man ihn nicht mehr brauchen konnte. Der Aufruf lautete:

An das Volk der Sachsen von ihren Freunden.

Brüder! durch dreifache Bande des Blutes, der Sprache und der Unterdrückung an Euch gekettet, kommen wir zu Euch. Oeffnet uns Eure Herzen, wie Ihr uns Eure Thüren geöffnet habt; die lange Nacht der Schmach hat uns vertraut gemacht; die Morgenröthe einer besseren Zeit soll uns verbunden finden. Landsleute sind wir; Brüder sind wir; im festen Vertrauen auf Euer Beharren bei der guten, bei der heiligen Sache Gottes und des Vaterlandes rühmen sich Viele unter uns, Euch anzugehören, in Eurem Kreise geboren, in Eurer Sitte auferzogen zu sein.

Wie es nun Brüdern ziemt, wollen wir durch Eure Thäler wandern. Wem wäre denn die heimathliche Erde, dies Eine große Vaterhaus aller deutschen Herzen, heiliger; wem läge denn mehr an der Sicherheit, an dem Wohlstande eines Landes, für dessen Freiheit wir freudig Blut und Leben zu opfern geschworen haben! — Ja, für die Freiheit dieses Landes wollen wir fechten, und, wie Gott will, siegen oder sterben. Soll denn die fremde Tyrannei noch länger Eurer heiligen Gesetze, der ehrwürdigen Ueberlieferung Eurer Väter spotten? Soll der fremde Gerichtshof sich auf Eure Rathhäuser drängen, und die angeborne Sprache nicht mehr gelten, die Ihr *seit* Jahrtausenden bewahrt habet? Sollen Eure Speicher, Eure Keller noch länger die Henkersknechte füttern, Eure Weiber, Eure Bräute, Eure Töchter noch länger ihrem zügellosen Frevel preisgegeben sein, Eure Söhne noch länger für die Raserei eines schamlosen Ehrgeizes geschlachtet werden? Denkt an die Thaten Eurer Väter; denkt an die Sachsenkriege gegen den großen Karl; denkt an die goldenen Zeiten Eurer Altvordern unter der Ottone glückseligem Zepter; denkt an die Helden Eures Volkes, an Eure Heinriche, Euren Moritz, Euren Luther! Die Zeit ist gewohnt, glänzende Name aus Eurer Mitte zu verkündigen; Eure Väter bezahlten die heilige Schuld. Laßt diese große Zeit nicht kleine Menschen finden! — Seht nur auf Euch, was Ihr jetzt

seid! — Ein geopfert Volk, dem ruchlosen Willen eines einzigen Wütherichs verkauft. Euer Wohlstand ist vernichtet, Euer Handel zerstört, Eure Fabriken sind zu Grunde gerichtet; Eure Kinder laßt Ihr zu Tausenden würgen, laßt sie in den fürchterlichsten Qualen einer losgelassenen Hölle verbrennen und erfrieren, verhungern und verdursten, verwinseln und verzweifeln! — Von all' den Söhnen, die Euch der Wütherich vom Vaterherzen riß, kehren wenig Hunderte zurück, und diese bringen noch den Tod in das Herz Eures Landes; den Keim der Seuchen streuen sie in Eure gesunden Hütten, und pflanzen die Qual und die Verzweiflung, die einzige Löhnung des blutigen Tyrannen, in ihre heimathlichen Fluren. Und könnet Ihr denn auch Schonung, könnt Ihr Treue von denen verlangen, die ein fremdes Land gebar; die nicht Liebe und Recht, die Raubsucht und viehische Begierden zu Euch brachten? Ist ihnen denn etwas heilig gewesen; haben sie nicht Kirchen und Altäre geschändet, Meineide geschworen und meuchlings gemordet? Haben sie nicht aus frechem Uebermuthe erst jüngst den Stolz Eurer Hauptstadt zertrümmert? — Und Ihr solltet ruhig bleiben und den Greuel unvergolten lassen, und den Frevel ungebüßt und die Schande ungerächt? Nein, nein, Du gutes wackeres Volk! Nein, das sollst Du, das kannst Du nicht! — Hast Du den Moskowiten gesehen, wie er den Fackelbrand in seine Paläste schleuderte? Siehst Du den Preussen jetzt, Deinen Bruder und nächsten Bundesgenossen, wie er sich rüstet, Landwehr und Landsturm, alle waffenfähige Männer, eins in dem beschworenen Entschlusse, zu sterben oder frei zu sein? Und Du wolltest zaudern? Nein, Du zauderst nicht; auch Du wirst aufstehen und Deine Ketten schütteln, und die welke Raute, wird herrlich aufblühen zum Kranze der Freiheit! Sieh auf unsere muthige Schaar! Wir haben es im Gotteshause beschworen, zu kämpfen, zu sterben für unsere, für Eure Freiheit; der Segen der Kirche ist mit uns, und die Wünsche und Gebete aller treuen und redlichen Herzen! — Sammle Dich zu uns, wehrbare Jugend des unterjochten Sachsen-

landes! Sammlet Euch zu uns, tüchtige Männer des tüchtigen Volkes! Wer nicht mitziehen kann, helfe der allgemeinen Sache mit Rüstung und Zuspruch; Eure Brüder in Westphalen erwarten uns; Preußens und Rußlands Adler kämpfen mit uns, und Gott hilft uns siegen. Es ist in unserer Schaar kein Unterschied der Geburt, des Standes, des Landes. Wir sind Alle freie Männer, trotzen der Hölle und ihren Bundesgenossen und wollen sie ersäufen, wär's auch mit unserm Blute. Nicht Söldner sind wir: der Frieden, das Glück führt uns auseinander, wie uns Rache und Kampf zusammen führt. Wenn der Feind darnieder liegt; wenn die Feuerzeichen von den Bergen des Rheins herüberrauchen, und das deutsche Banner im Hauche französischer Lüfte flattert, dann hängen wir das Schwert in den Eichenwäldern des befreiten Vaterlandes auf, und ziehen heim in Frieden. Nun, so der Himmel will, es wird bald gethan sein! Gott ist ja mit uns, und die gerechte Sache, und eine feste Burg ist unser Gott! Amen!

Das Freikorps sollte nun seiner Bestimmung gemäß verwendet und in den Rücken des Feindes geworfen werden, um durch den kleinen Krieg seine Unternehmungen zu erschweren. Bisher stand Eugen, der Vicekönig von Italien, noch schwach auf dem linken Saale-Ufer, vereinzelt und ohne Verbindung noch mit Napoleon's heraneilenden Hauptmassen. Der Major von Lützow hatte schon länger gewünscht, diese Zwischenzeit zu einem Streifzuge mit seiner Reiterei benutzen zu dürfen. Am 23. April indeß erhielt er erst die Erlaubniß zum Aufbruche und durch Generallieutenant Scharnhorst den Befehl, wenn es die Umstände irgend verstatteten, seine Infanterie in einzelnen Abtheilungen in den Harz, den Sollinger, Schwalemberger und Lippischen Wald zu werfen und alle Mittel zu ihrer Vergrößerung aufzubieten; mit der Kavallerie sollte er umherstreifen und die Verbindung zwischen den zerstreuten Infanterieabtheilungen erhalten; auf jeden Fall bemüht sein, den Feind im Rücken und auf

der Seite so viel als möglich zu beunruhigen. Diesem Befehle zu Folge setzte sich der Major in Marsch. Er erreichte bei Scopau die Saale und hatte die Absicht, hier überzusetzen, um sich zwischen Halle und Merseburg auf Querfurt zu bewegen. Hier aber erhielt er durch eine vorausgeschickte Kavallerieabtheilung die sichere Meldung, daß der Feind mit mehreren starken Zügen im Vorrücken gegen die Saale begriffen sei, und daß Alles, was von den Truppen der Verbündeten noch auf dem linken Saaleufer stehe, am folgenden Tage auf das rechte zurückweichen werde. Unter diesen Umständen war es nicht möglich, durch einen viel stärkeren Feind hindurch den Harz zu erreichen, und der Major Lützow entschloß sich, um seinen erhaltenen Instruktionen zu genügen, eine Umgehung des feindlichen linken Flügels zu versuchen. Zu diesem Zwecke mußte er sich auf dem rechten Elbufer hinunterziehen, sich einem der dort aufgestellten Truppenkorps der Verbündeten nähern und, es als Stützpunkt benützend, oder mit ihm vereint die Elbe überschreiten. So konnte man immer noch hoffen, die des französischen Joches müden Gegenden Norddeutschlands hinter der feindlichen Armee, die durch Sachsen nach Preußen vordrang, in Flammen zu setzen. Lützow sah sich zu diesem Versuche um so mehr aufgefordert, da nach einer Mittheilung des Generals Winzingerode die leichten Korps von Dörnberg und Czernitscheff in der Gegend von Hannover stehen sollten. Er führte seine Schaar daher über Dessau, Zerbst, Havelberg elbabwärts bis nach Lenzen. Hier wurde er von General Wallmoden dringend eingeladen, mit ihm vereint über die Elbe zu gehen, um durch ein Unternehmen im Rücken des Feindes, der unter Davoust mit 18,000 Mann Hamburg bedrohte, diese Stadt zu retten. Zugleich erhielt der Major die Nachricht von der Schlacht bei Groß-Görschen und ihren Folgen, nebst der Meldung eines seiner Rittmeister, welchen er auf das linke Elbufer entsendet hatte, daß bei Salzwedel und Stendal die französischen Generale Philippon und Sebastiani mit zusammengenommen 12,000 Mann ständen,

jedoch allen Anzeigen zufolge, im Begriff, bald zur französischen Hauptarmee abzumarschiren. Es schien dem Major Lützow daher nicht räthlich, seinen Marsch nach dem Harz anzutreten: denn dies mußte die 12,000 Franzosen unter Philippon und Sebastiani nachziehen. Besser war es, ihren Abmarsch erst abzuwarten, wodurch das Feld freier und ergiebiger werden mußte. Die Zwischenzeit konnte zu der, von General Wallmoden vorgeschlagenen Unternehmung angewendet werden. Doch entsendete der Major, um von der Lage des linken Elbufers unterrichtet zu bleiben, Abtheilungen von 30 bis 50 Reitern, welche die Altmark durchstreiften, Rekruten warben, Beiträge einsammelten, Kassen aufhoben, Transporte von Lebensmitteln und anderen Kriegsbedürfnisse wegnahmen. Er selbst ging in Verbindung mit Wallmoden bei Dömitz über die Elbe und über Dannenberg nach der Göhrde, um den hier stehenden Feind anzugreifen. Hier kam es am 12. Mai zu einem lebhaften Gefechte. Die Franzosen wurden geworfen und von den Lützower Reitern verfolgt. Der General ging indeß am 13. Mai mit all seinen Truppen bei Dömitz wieder über die Elbe zurück. Körner hatte am Morgen vor diesem Gefechte sein schönes „Bundeslied vor der Schlacht" gedichtet: „Ahnungsgrauend, todesmuthig." Er war indessen, wie die ganze Infanterie des Freikorps, gar nicht zum Gefechte gekommen, da die Franzosen trotz ihrer Uebermacht nicht Stand gehalten hatten. Er war mit 100 Mann an eine Brücke kommandirt gewesen mit dem Befehle, sich hier bis auf den letzten Mann zu halten, um einen möglichen Rückzug der Deutschen zu decken. Er und seine Leute brannten vor Kampfbegierde. Da aber die Ihrigen siegten und vordrangen; so hatten sie das leere Nachsehen und hörten den Schlachtendonner nur von Weitem, worüber er sehr klagte.

Es war nun für den Major Lützow die Frage, ob die Befehle des Generals Scharnhorst noch ausgeführt werden konnten. Die Umstände hatten sich sehr verändert. Die Franzosen waren über Dresden nach der Lausitz vor-

gerückt, und alle Nachrichten aus dem Harze stimmten darin überein, daß der Muth der Gebirgsbewohner durch diese rückgängige Bewegung des verbündeten Heeres bedeutend herabgestimmt war. Man mußte jetzt daher in jener Gegend mit viel größerem Nachdruck auftreten können, die Kampfeslust wieder zu beleben und ihr eine kräftige Stütze zu gewähren. Eine mißlungene Unternehmung konnte das Ansehen des Korps und das Vertrauen der Gebirgsbewohner für immer zerstören. Nach einer anderen Seite hin bot grade die gegenwärtige Stellung des Korps auf dem rechten unteren Elbufer eine Sicherheit, die im gegenwärtigen Augenblicke nicht gering anzuschlagen war. Es deckte die preußischen Grenzen gegen einen Angriff von dieser Seite her. Man organisirte hier aus demselben Grunde gerade den Landsturm, und die Militärbehörden der Landstrecken am rechten Elbufer erkannten für den Fall eines feindlichen Angriffs den Nutzen, den die Freischaar und ihre Führer boten, da man sich, ehe Hülfe größerer Heeresabtheilungen erschien, längere Zeit wohl auf den kleinen Krieg hätte beschränken müssen. Zudem bot das überelbische Land gerade in dieser Gegend die, der Freischaar für beide Fälle ihrer künftigen Anwendung nothwendigen Hülfsmittel, zur Verstärkung und bessern Bewaffnung ihrer Mannschaft, in nicht geringem Maße. Diese Hülfsmittel waren überdies alle dem Feinde entzogen. Man konnte hoffen, durch ihre zweckmäßige Anwendung die Infanterie des Korps in einigen Wochen auf 2000 Mann zu bringen und mit drei leichten Geschützen zu versehen. Diese Betrachtungen bewogen den Major Lützow seiner Infanterie diese Frist zu gewähren. Es wurde in Stendal unter dem Vorsitze des Volontair-Offiziers Staatsraths Grafen von Dohna eine eigene Verwaltungskommission niedergesetzt, welche die rasche und zweckmäßige Verwendung dieser Mittel, sowie die Wehrhaftmachung eines Theils der Altmärker besorgen sollte. Zu diesem Zwecke umgab die Kavallerie des Korps die Gegend von Stendal und verweilte dort mehrere Tage.

Für Körner war die Zeit der Unthätigkeit, die nun bei der Infanterie eintrat, höchst drückend. Er war, zum ersten Male vielleicht in seinem Leben, mißmuthig. Und wer mag ihm das verargen? Wohl wenige bei dem Korps hatten, wie er, ein Leben voll Thätigkeit und Genuß verlassen; wenige vielleicht waren gewohnt, wie er, diese beiden Früchte von jedem Lebenszweige zu brechen. Er forderte sie auch von dem, den er nun in der Hand hielt; auch der Kampf sollte seine Frucht in seinen Schoos schütteln. Er verlangte nach Schlachtenmorgenroth und mußte in der Ruhefrist, welche bei seinem Korps eingetreten war, wieder eine Brücke bewachen bei Sandau an der Elbe, vor der kein Feind stand. Seinen Mißmuth ergoß er in einem Liede:

„Was soll ich im Gedränge
Ohne Schlachtenmorgenroth?
Gieb die friedlichen Gesänge,
Oder gieb des Krieges Strenge;
Gieb mir Lieder oder Tod.
Laß mir der Begeist'rung Thränen;
Laß mir meine Liebesnacht;
Oder wirf mein freudig Sehnen
In die Schlacht!

Um mich donnern die Kanonen
Ferne Cymbeln schmettern d'rein.
Deutschland wirft um seine Kronen,
Und hier soll ich ruhig wohnen,
Und des Stromes Wächter sein!
Soll ich in der Prosa sterben?
Poesie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Aber schnell!"

Er hat, wie schon öfter bemerkt worden, selten etwas gewünscht, ohne daß die Gewährung auf dem Fuße gefolgt wäre. Auch die Poesie des Krieges kam über ihn;

er hatte sie heraufbeschworen. Er folgte der Kavallerie nach Stendal, als Mitglied der Kommission, welche die westphälischen Civilbehörden zur Mitwirkung an der Herbeischaffung von Hülfsmitteln anzuhalten hatte. Hier erfuhr er, daß der Major Lützow, der die Unthätigkeit eben so sehr haßte, nach alter Schill'scher Weise, mit der Kavallerie des Korps einen kühnen Streifzug an die obere Saale vorhabe. Körner bat augenblicklich, ihn begleiten zu dürfen, und erbot sich zum Dienste bei der Kavallerie. Major Lützow, welcher ihn schätzte und gerne um sich hatte, willfahrte ihm und machte ihn zu seinem Adjutanten. Der Major hatte zu diesem Zuge seine vier Schwadronen Reiterei in Stendal zusammengezogen, zusammen 400 Pferde, mit 50 Kosaken. Die 50 Kosaken hatte sich der Major früher schon dadurch verdient, daß er an den russischen Generalstab Winzingerode's auf Verlangen dieses Generals einen gewandten Freiwilligen abgegeben hatte. Hierfür überließ man ihm die genannte Anzahl von Kosaken. Der Plan und Zweck des beabsichtigten Zuges war folgender. Aus Bayreuth und Thüringen hatte man dem Freikorps kräftige Mitwirkung zugesichert, wenn es ihm gelinge, die dortigen Gegenden zu erreichen. Dazu erwartete man täglich die Kriegserklärung Oesterreichs. So schien ein Unternehmen auf Bayreuth guten Erfolg zu versprechen. Auf dem Wege über Weimar und Jena durchschnitt man dabei die sämmtlichen Verbindungsstraßen im Rücken des Feindes und konnte hoffen, ihm bedeutenden Schaden zuzufügen. Freilich gab Lützow selbst alle Verbindung mit den Seinen auf. Doch hatte er die Hoffnung, sobald er das Fichtelgebirg erreichte, an Böhmen einen neuen Halt zu gewinnen, wenn sich Oesterreich den Verbündeten anschloß. Durch diesen Anschluß wäre die Lage der französischen Armee gänzlich verändert und alle Plane Napoleon's durchkreuzt worden. Und gerade in dem schwierigen Augenblicke neuer Anordnungen konnte es von der höchsten Wichtigkeit werden, im Rücken der französischen Armee die kampflustigen Bewohner des Thüringer Waldes und Fichtelgebirgs in Auf-

stand zu versetzen. Erfolgte aber der Beitritt Oesterreichs nicht, und konnte man sich im Voigtlande nicht halten; so mußten die kühnen Reiter in einem größeren Bogen durch den Thüringer Wald und den Harz in die Altmark zurückkehren. Dem Major Petersdorf ließ Lützow den Auftrag zurück, mit der verstärkten Infanterie wo möglich den Harz zu besetzen und ihm von seiner Ankunft daselbst durch eine zurückgelassene Reiterabtheilung Nachricht zu geben.

Am 29. Mai brachen sie von Stendal auf. Nur die größte Schnelligkeit und Wachsamkeit versprachen einen Erfolg. Tag und Nacht wurde geritten, so weit die Kräfte der ermüdeten Thiere reichten, links und rechts kleinere Abtheilungen entsendet, Erkundigungen einzuziehen und dem Feinde zu schaden. Sobald die Schaar ein Bivouak bezog, wurden die wachsamsten Sicherheitsposten ausgestellt und noch außerdem an der nächsten Hauptstraße ober- und unterhalb des Bivouaks Verstecke gelegt, um französische Kuriere aufzufangen, was mehrere Male gelang; und um zu rechter Zeit von den Bewegungen unterrichtet zu werden, welche auf der Hauptstraße stattfanden. Doch würde es dennoch unmöglich gewesen sein, ohne allen Verlust, durch bedeutende feindliche Truppenabtheilungen hindurchzuziehen, wenn nicht überall die Bewohner des durchzogenen Landes die hülfreichste Hand geboten hätten.

Am ersten Tage ereichten sie Letzlingen; am zweiten nach einem starken Marsche über Kalvörde und Errleben (zwischen Magdeburg und Helmstädt) Kroppenstädt. Von Kalvörde war der Lieutenant von Reiche, ein tüchtiger Offizier, mit 20 Reitern nach Helmstädt entsendet worden. Er fand dort ein französisches Mehlmagazin und vertheilte es unter die Armen, da sie zum Mitnehmen weder Zeit noch Mittel hatten. In Egeln, einer kleinen Festung an der Bode östlich von Kroppenstädt, wurde der französische Kommandant aufgehoben. Auch in Halberstadt hätte man gerne einen Besuch abgestattet: aber vor einigen Tagen erst war Czernitscheff dort gewesen und hatte eine starke feindliche Abtheilung herbeigezogen,

welche in der Nähe der Stadt lagerte. Am 31. Mai erreichten sie, ohne angegriffen zu werden, Eisleben. Der Oberjäger Beczwarzowsky war auf diesem Zuge mit 20 Reitern in Aschersleben eingekehrt und hatte eine Kasse weggenommen. Der Major Lützow beabsichtigte einen Ueberfall auf Weimar und zog daher am 1. Juni über Allstädt nach Wiehe auf dem rechten Ufer der Unstrut. Von Allstädt waren die Lieutenants von Reiche und Theodor Körner mit 20 Mann nach Wendelstein entsendet worden, wo sie die zum Dienste brauchbaren Pferde des sächsischen Gestüts mitnahmen. Am 2. Juni gegen Mittag erreichten sie Buttelstädt nördlich von Weimar. Hier aber erfuhr man, daß Weimar mit 1000 Mann Infanterie besetzt war, und daß in den umliegenden Dörfern 1500 Mann Kavallerie lagen, polnische Uhlanen und französische Dragoner. Von einem Ueberfalle auf Weimar konnte also weiter keine Rede sein; es mußte im Gegentheile alle Vorsicht angewendet werden, einem Angriffe der Truppen zu entgehen, die in und um Weimar standen. Es war Tag, und ihre Gegenwart und geringe Zahl konnte dem Feinde nicht verborgen bleiben. Nur eine Täuschung desselben konnte sie retten. Major Lützow befahl daher einer starken Abtheilung seiner Reiter auf den Höhen neben dem Ettersberge den Weg nach Erfurt einzuschlagen, um einen Ueberfall auf diese Festung vorzuspiegeln. Diese Abtheilung sollte sich, sobald der Feind auf sie aufmerksam geworden, durch eine Vertiefung des Bodens wieder der übrigen Kavallerie anschließen, welche sich zu den Wäldern des Eckartsbergs gewandt hatte, um dort den Einbruch der Dunkelheit zu erwarten. Die List gelang. Die Truppen um Weimar machten sich auf, Erfurt zu Hülfe zu ziehen, und in der Nacht überschritten die Lützower unangefochten die Ilmenau. Das Dorf, in welchem die Brücke lag, war zwar mit 300 Mann feindlicher Infanterie besetzt: diese hatte aber alle Wachsamkeit so sehr vernachlässigt, daß die Lützower das Dorf passirten, ohne daß diese Infanterie in Allarm gerieth. Gerne hätte Lützow ihr durch einen

nächtlichen Ueberfall seine Gegenwart fühlbar gemacht: aber Weimar und Jena waren stark besetzt, und er mußte erst das gefährliche Defilee der Saale hinter sich haben, ehe er Aufmerksamkeit erregen durfte. Man ließ die Franzosen daher ruhig schlafen und setzte den Marsch ohne Aufenthalt fort. Am Morgen des 3. Juni wurde bei Hohlstädt die von Weimar nach Jena führende Militärstraße überschritten und jenseits derselben geruht und gefüttert. Der Lieutenant Obermann wurde sogleich mit 30 Reitern auf der Straße in Hinterhalt gelegt, und erbeutete 50 Wagen mit französischen Effekten und einer Bedeckung von 40 Mann Infanterie. Da man sich mit dem Transport von Gefangenen nicht befassen konnte, so entwaffnete man die Mannschaft und ließ sie gehen; den Offizieren nahm man das schriftliche Ehrenwort ab, in dem gegenwärtigen Kriege gegen die Verbündeten nicht mehr zu dienen. Nachdem Leute und Pferde etwas ausgeruht hatten, nährte man sich der Saale und überschritt sie zwischen Jena und Lobeda mittelst einer Furt zu Winsleben. Nachmittags trafen sie in Roda ein. Der Major Lützow ritt an der Spitze einiger Husaren unaufgehalten in die Stadt ein und fand auf dem Marktplatze 400 Mann Rheinbundstruppen aufmarschirt. Er ritt ohne Weiters auf ihren Führer los und befahl ihm, das Gewehr zu strecken. Es geschah auf der Stelle mit den ordnungsmäßigen Griffen des Paradeexercitiums. Der Major benutzte diesen Vorfall, sich mit etwas Infanterie zu versehen, die ihm in den nahen Bergen gute Dienste leisten konnte. Er entließ die 9 Offizieren auf ihr Ehrenwort, und nahm von den Gemeinen in seinen Dienst, was Lust dazu hatte. Er stellte an die Spitze dieser Infanterie den Lieutenant von Reiche, der früher bei einem Infanterie-Bataillon gestanden hatte. Auch ein bedeutendes Fruchtmagazin fanden sie in Roda, welches für eine starke, auf dem Marsche von Erfurt nach Gera begriffene Heeresabtheilung der Franzosen bestimmt war. Es wurde unter die Armen vertheilt. Kaum hatte die Kavallerie auf der Westseite von Roda ihr Bivouak be-

zogen, als die auf der Straße nach Jena ausgeschickten Patrouillen starke Abtheilungen polnischer Uhlanen meldeten, hinter welchen sich noch andere heranziehende Truppen zeigten. Lützow mußte dem überlegenen Feind nach Süden auszuweichen suchen und dies konnte wieder nur geschehen, indem man ihn täuschte. Zu diesem Zwecke zog er mit seiner Schaar nach der Brücke, welche über den Bach führte, der an Roda vorbei floß. Dann aber ging er in dem seichten Bache aufwärts und bog später in die Straße von Neustadt ein. Den Marsch an die Brücke hatte der Feind bemerkt und eilte nach: die anderen Bewegungen waren ihm aber wegen des tiefen Thales verborgen geblieben, so daß er noch lange eine leere Straße verfolgte, während sich die Lützower in der Nacht durch seine rechts und links brennenden Wachtfeuer durchschlichen und mit Tagesanbruch des 4. Juni wohlbehalten Neustadt erreichten (zwischen Gera und Saalfeld). Sie hatten in 6 Tagen 34 Meilen zurückgelegt. Den 4. Juni wurde in Neustadt geruht. Am 5. marschirte Lützow über Schleiz, wo 100 Mann Kontingentstruppen aufgehoben wurden, nach Mühltrof und am 6. nach Plauen. Das Voigtland war erreicht, und die Unternehmungen im Bayreuthischen und in Thüringen konnten begonnen werden. Zuvor aber mußte man über die Stellung Oesterreichs Gewißheit erlangen. Der Major entschloß sich daher, einige Tage *in der* Gegend von Plauen stehen zu bleiben, um sichere Erkundigungen einzuziehen. Er gewährte den Truppen einen Ruhetag, stellte zwei Hauptabtheilungen in Neustadt und Reichenbach auf, und sendete nach allen Richtungen hin Patrouillen aus, die zum Theil sehr weit vorgeschoben wurden. Plauen war sein Mittelpunkt. Am 8. Juni wurde der Oberlieutenant von Kropf mit der Uhlanen-Eskadron und 300 Mann Infanterie unter dem Lieutenant von Reiche gegen Hof entsendet; Lützow selber brach mit der übrigen Kavallerie gegen Adorf auf; in Plauen blieb eine kleine Abtheilung stehen, die Meldungen zu befördern. Man hatte eine Nachricht erhalten, daß feindliche Truppen in Folge einer besonderen Ueber-

einkunft durch Böhmen marschirt seien und die Gegend von Adorf passiren würden. Lützow hoffte, diese zu überraschen und sich überhaupt über Oesterreich aufzuklären. Er erfuhr, daß jene Truppen einen anderen Weg eingeschlagen hatten; aus Oesterreich konnte er jedoch keine Nachricht erhalten. Er kehrte daher am 9. Juni nach Plauen zurück; auf dem Wege dahin erhielt er die Kunde von dem, am 4. und 5. Juni abgeschlossenen Waffenstillstand.

Oberlieutenant Kropf hatte nämlich am Abend des 8. Juni Hof erreicht und auf der Stelle angegriffen. Seine Vorhut war in die Vorstadt eingedrungen und bis an die verschlossenen Thore gesprengt; die Uhlanen umgaben die Stadt von allen Seiten. Die Feldwachen waren niedergehauen, zwei Offiziere und zwanzig Mann zu Gefangenen gemacht; die Infanterie rückte zum Angriffe heran. Da sendete der bairische Kommandant zu Hof einen Parlamentair an die Angreifenden und machte ihnen von dem abgeschlossenen Waffenstillstande Mittheilung; von Kropf gab sogleich die Gefangenen heraus, schickte seinem Majore Meldung und ging noch an demselben Abende nach Regnitz-Lossa zurück, weitere Befehle zu erwarten.

Körner hatte diesen kühnen Zug freudig mitgemacht. „Seit dem 29. Mai," schreibt er am 9. Juni, „bin ich nicht vom Pferde gekommen, habe nur reitend geschlafen und mit eigenen Händen einige Gefangenen gemacht. Trotz dieser ungeheuren Anstrengung bin ich stark und munter und freue mich der Verwegenheit dieses Lebens."

Der Major von Petersdorf hatte die Mittel, welche das linke Elbufer bot, gut angewendet. Er hatte die Infanterie des Korps auf 2000 Mann gebracht, eine fünfte Eskadron Reiterei errichtet, welche siebenzig Pferde zählte und drei eiserne $2^1/_4$ pfündige Kanonen, welche der Minister von Voß zu Havelberg dem Freikorps geschenkt, mit Bespannung und Bedienung versehen. Er war im Begriff, mit diesen Streitkräften nach dem Harz aufzubrechen, als ihn der General Woronzow dringend zu einem Unternehmen auf Leipzig einladen ließ. Er brach am 8. Juni mit 900 Mann Infanterie und der Eskadron

Kavallerie dahin auf; in Eilmärschen auf Wagen wurde das Fußvolk befördert. Am 7. Morgens stand er mit den Generalen Woronzow und Czernitscheff vor Leipzig, welches der Herzog von Padua (Arrighi) besetzt hielt. Die französische Kavallerie rückte den Angreifenden entgegen; sie wurde geworfen und verlor, außer den Todten und Verwundeten, an Gefangenen 18 Offiziere und 550 Mann. Nun erschien ein französischer Parlamentär und theilte ihnen den Abschluß des Waffenstillstandes mit. Woronzow stellte augenblicklich die Feindseligkeiten ein und gab die Gefangenen zurück.

Wäre dieser Waffenstillstand nicht eingetreten, so befand sich das Lützower Freikorps in einer sehr günstigen Lage und in einer Thätigkeit, welche dem Zwecke seiner Errichtung vollkommen entsprach. Das französische Hauptheer stand in Schlesien; seine erfochtenen Siege waren nicht entscheidend. Nun erst begann die Thätigkeit der Landwehr; in seinem Rücken erhob sich der Landsturm. Der Kampf mußte hartnäckig, allgemein, zum Volkskriege werden. Der Feind mußte von seinen Hülfsmitteln immer weiter entfernt, und gänzlich abgeschnitten werden. Dazu konnten die Lützower auf's Beste mitwirken. Der Major Lützow selber stand mit 400 Reitern und 300 Mann Fußvolk im Voigtlande und war im Besitze einer Kriegskasse von 12,000 Thalern. Bayreuth und Thüringen waren im Begriffe, ihn kräftig zu unterstützen. Major Petersdorf stand vor Leipzig. Diese Stadt wäre gefallen, und ihre Einnahme hätte ihm bedeutende Geldmittel geliefert. Dann wäre er mit seiner ganzen Infanterie und seinen drei Geschützen in den Harz aufgebrochen. Seine fünfte Eskadron hätte die Verbindung mit dem Major Lützow im Voigtlande eröffnet. Der Waffenstillstand jedoch gab den Kriegsverhältnissen eine ganz andere Wendung und brachte über den schönsten Theil des Korps, über die braven Reiter, Verderben.

Lützow's Zug hatte Aufsehen erregt; er hatte den Feind durch die Unterbrechung seiner Verbindungslinien erbittert, und Napoleon selber faßte den Plan, Alle, welche

an dem verwegenen Zuge Theil genommen, zu vernichten; kein Mann von ihnen sollte übrig bleiben zum abschreckenden Beispiele für des Vaterlandes kampfbegierige Jugend. Der Waffenstillstand sollte dazu benutzt werden; Verrath mußte dem großen Kaiser zu Hülfe kommen, die kleine Heldenschaar zu fällen, welche seiner Macht Trotz geboten hatte und unversehrt mitten durch sie hindurch gezogen war. Der Herzog von Padua, welcher durch die treue Beobachtung des Waffenstillstandes von Seiten der Verbündeten gerettet worden war, gab sich zum Werkzeug des Verraths her, und deutsche Brüder waren die Schergen, waren die Meuchelmörder.

Nachdem Major Lützow durch seinen Lieutenant von Kropf Meldung von dem Abschlusse des Waffenstillstands erhalten hatte, zog er seine Mannschaft in Plauen zusammen und gönnte ihr einige Tage Ruhe. Unterdessen zog er nähere Erkundigungen über den Waffenstillstand ein, und unterhandelte mit den französischen Befehlshabern wegen seines Rückmarschs. Wäre er in dieser Beziehung auf irgend eine Schwierigkeit gestoßen, so hätte er sich nach Böhmen zurückziehen können, wo man ihm einen friedlichen Durchzug sicher nicht verweigert hätte. Am 14. Juni erhielt er von Dresden, wohin er gesendet hatte, durch einen sächsischen Hauptmann und Ad*jutanten* ein Schreiben des Generallieutenants von Gersdorf mit der offiziellen Anzeige von dem Abschlusse des Waffenstillstandes. Er erklärte nun, über die Elbe zu dem Armeekorps des General Bülow auf dem kürzesten Wege zurückkehren zu wollen, wie es die Bedingungen des Waffenstillstandes vorschrieben. Man gab ihm einen sächsischen Marschkommissär, den Lieutenant von Gösnitz an die Seite. Es ist außer allem Zweifel, daß dem Kaiser Napoleon von allen diesen Verhandlungen schleunige Meldungen gemacht worden sind. Er gab seine unmittelbaren Befehle darnach.

Am 15. brach der Major Lützow von Plauen auf. In der Nähe von Gera erfuhr er am 16., daß einer seiner Leute dort gefangen sitze. Er war am 13. dahin geschickt wor-

den, um zwei französische Gensd'armen zurückzugeben, welche die Lützower aufgehoben hatten, ehe ihnen der Waffenstillstand bekannt geworden war. Der Major ritt sogleich in die Stadt und erhielt seinen freiwilligen Jäger zurück. Er forderte von dem französischen Oberst, welcher in der Stadt befehligte, einen französischen Marschkommissär. Der Oberst lehnte es jedoch unter dem Vorwande ab, daß der sächsische hinreichend sei. Der Major wurde von dem Franzosen zum Mittagessen eingeladen. Er nahm die Einladung an, und sie verbrachten den Mittag in freundlichen Gesprächen. Am Abende bezog er mit seinem Korps ein Bivouak in der Nähe der Stadt. Am 17. setzten sie ihren Marsch ungehindert weiter fort. Sie fanden Zeitz von würtembergischen Truppen besetzt, welche unter dem Befehle eines Obersten von Becker standen. Major Lützow umging die Stadt und ließ jenem Obersten durch den sächsischen Lieutenant von Gösnitz seinen Marsch melden. Gegen Abend erreichten sie das Dorf Kitzen am Floßgraben nicht weit von Eisdorf und Groß-Görschen, zwei Meilen von Leipzig. Sie bezogen ein Bivouak.

Kaum waren die Pferde abgezäumt, so erhielt der Major die Meldung, daß eine starke Abtheilung Kavallerie gegen sie anrücke. Er schickte den Lieutenant von Kropf als Parlamentär ab. Dieser fand an der Spitze der feindlichen Kavallerie den Obersten von Becker und erhielt von ihm die Erklärung: „Der Herzog von Padua lasse den Major von Lützow einladen, Halt zu machen; er werde ihm Offiziere senden, seinen weiteren Marsch zu dirigiren.“ Major Lützow war damit einverstanden, und beide Führer gaben sich gegenseitig das Ehrenwort, ihre Truppen von allen Feindseligkeiten abzuhalten. Die Lieutenants von Kropf und Gösnitz wurden nach Leipzig gesendet, um mit dem Herzoge von Padua die verlangten Verabredungen zu treffen. Der Lieutenant von Kropf wurde in Leipzig sogleich gefangen gesetzt. Kaum hatte von Kropf seinen Major verlassen, so erhielt dieser die Meldung, daß neue Ab-

theilungen der Feinde heranrückten. Er befahl nun aufzuzäumen, aufzusitzen und sich gegen Alt-Ranstädt in Marsch zu setzen. Er selbst ritt einstweilen den feindlichen Truppen entgegen, um Aufklärungen über ihre Absicht zu erhalten und seinem Korps im Nothfalle Zeit zu verschaffen, sich fertig zum Schlagen zu machen. Er fand zwei Korps von allen Waffengattungen, etwa 5000 Mann stark, im Marsche auf Kitzen. Der Major setzte auf diesem Wege über einen Graben; sein Pferd sprang fehl und stürzte; mehrere würtembergische Offiziere eilten herbei und halfen ihm höflich beim Wiederaufsitzen. Der Rittmeister von Bornstädt, welcher die Kavallerie des Freikorps führte, ließ sogleich Halt machen, als ihm dieser Unfall des Majors gemeldet wurde. Er war im Zweifel über die Ursache desselben und wollte in keinem Falle den Führer im Stiche lassen. Major Lützow sprach, unmittelbar nachdem er wieder zu Pferde gestiegen, den würtembergischen General Normann, welcher an der Spitze der ersten feindlichen Abtheilung ritt. General Normann gab sein Ehrenwort, „er habe nur den Befehl, das nächste Dorf zu besetzen.“ Er nannte den General Fournier als Befehlshaber der ganzen Abtheilung.

Die feindlichen Truppen blieben auf dem Wiesengrunde *links* von der Landstraße, welche von Kitzen nach Leipzig führt, in Marsch; rechts von dieser Straße liegen Häuser und Gärten, welche die Bewegung der Reiterei meist gänzlich hindern; die Lützower marschirten auf der Landstraße.

Major Lützow suchte den General Fournier auf und fand ihn an der Spitze der zweiten Abtheilung. Er forderte von ihm, daß er mit seinen Truppenabtheilungen Halt machen sollte, bis die nöthigen Vorkehrungen wegen seines weiteren Marsches getroffen seien. General Fournier aber antwortete: „L'armistice pour tout le monde, excepté pour vous!“ (Waffenstillstand für Jedermann, ausgenommen für Euch!) Lützow warf sein Pferd herum und sprengte neben der feindlichen Kavallerie hin an die Spitze seiner Husaren. Er erreichte

sie glücklich: aber in demselben Augenblick begann auch schon der verrätherische Angriff von allen Seiten.

Der Rittmeister von Bornstädt hatte seinen Marsch auf der Landstraße wieder begonnen. Voran zogen die Kosaken und Uhlanen; dann folgten die Husaren und zuletzt die Infanterie. Sie hatten kaum 500 Schritt zurückgelegt; so schwenkte die würtembergische Kavallerie, welche auf der Wiese zur Linken defilirte, ein und warf sich über die sorglos marschirenden Lützower her. Die Führer der Würtemberger waren es, welche den Major Lützow durch ein zweimal gegebenes Ehrenwort sicher gemacht, ihre Leute dadurch auf eine hinterlistige Weise ihm an die Seite geführt hatten, und sie nun in Person zu erbittertem Angriff trieben. So traf ihn das Verderben ganz unvorbereitet.

Die Kosaken und Uhlanen, welche an der Spitze marschirten, wurden von diesem Angriffe nicht getroffen. Der Oberjäger Beczwarzowsky, welcher den letzten Zug führte, setzte mit diesem links über den Chaussee-Graben und griff mit zwölf Uhlanen einen Haufen würtembergischer Dragoner an, die sich mit einzelnen Leuten herumschlugen.

Hier kämpfte auch Lützow, vom Feinde umringt und schon vom Pferde gerissen. Seine Uhlanen hieben ihn heraus: aber im Augenblick wurden sie von der Uebermacht der Feinde zurückgeworfen, und Major Lützow hatte kaum Zeit, zu Fuß ein Dorf zu erreichen, welches rechts von der Chaussee lag. Hier fand er einige Reiter, welche sich durchgehauen hatten, den Lieutenant von Reiche und den Oberjäger Zencker. Die Nacht war eingebrochen und entzog sie den Blicken der Verfolger.

Gleich nach diesem muthigen Angriffe des Oberjägers Beczwarzowsky, welcher den Major rettete, war die ganze Uhlanen-Eskadron auf die Wiese eingeritten. Sie setzte sich den verfolgenden Dragonern entgegen, griff sie mit Ungestüm an und warf sie zurück. Sie erlangte dadurch etwas Raum, und setzten ihren Rückzug eilig weiter fort; auch ihr kam der Einbruch der Nacht zu statten, und sie vermochte sich zu retten.

Nicht so glücklich war das Loos der andern Eskadronen und der Infanterie. Sie erlagen dem verrätherischen Angriffe der Würtemberger ohne die Möglichkeit eines wirksamen Widerstandes. Was auch Einzelne an Entschlossenheit, Muth und Tapferkeit aufboten; die Uebermacht war zu groß; es fochten fast zehn Mann gegen Einen. Die Lützower wurden zersprengt, niedergehauen oder gefangen genommen.

Der tapfere Beczwarzowsky, der den Befehl der Uhlanen übernommen hatte, weil ihr einziger Offizier, der Lieutenant von Kropf, in Leipzig gefangen gehalten wurde, führte seine Leute Anfangs in der Dunkelheit eine Strecke querfeldein, sich nordwärts von Kitzen entfernend. Ein einheimischer Uhlan diente als Führer. Die Kosaken hatten sich angeschlossen und gaben die Vor- und Nachhut gemeinschaftlich. Sie überschritten glücklich die Elster in der Gegend von Schkeuditz und die Mulde in der Nähe von Ragun. Sie setzten ihren Weg in den großen Waldungen am rechten Muldeufer fort und erreichten am Abende des 18. Juni um 6 Uhr die Elbe in der Gegend von Vockerode. Der Fluß ist hier überall schon dicht am Ufer sehr tief. Dies erschwerte den Uebergang. Beczwarzowsky zog schwimmend sein Pferd nach: aber die andern Pferde wollten nicht folgen, sondern kehrten um, da sie plötzlich den Grund verloren. Endlich fand sich eine günstigere Stelle, wo sich das Flußbett allmäliger senkte. Die Pferde wurden entzäumt und entsattelt; Beczwarzowsky ritt vor, und die ganze Heerde folgte und durchschwamm den Fluß glücklich. Die Mannschaft, das Reitzeug und die Waffen wurden auf wenigen vorhandenen Nachen übergesetzt. Um halb neun Uhr war der Uebergang vollbracht, und gleich darauf erschien der Feind am jenseitigen Ufer. Die Eskadron traf am 27. Juni in Havelberg ein, wohin Major Petersdorf seine Leute von Leipzig aus geführt hatte.

Um den Major Lützow hatten sich in der Nacht des 17. in jenem Dorfe, welches er zu Fuße erreicht, einund-

zwanzig seiner braven Reiter versammelt. Einer von ihnen, der Husar Gebhard, stieg vom Pferde und bat den Major dringend, sich dessen zu bedienen. Der Major nahm dies Opfer nur mit Widerstreben an; er bestieg, auch von den Uebrigen gebeten, das Pferd des treuen Husaren, und wurde gerettet: Gebhard dagegen fiel in französische Gefangenschaft, aus welcher ihn erst der Friede von 1814 erlöste.

Die kleine Schaar wandte sich, da vorauszusehen war, daß der Feind gegen die Elbe hin verfolgte, westlich nach dem Harz, überschritt die Saale oberhalb Merseburg und langte am 18. Nachmittags auf einer einzelstehenden Mühle bei Eisleben an. Lützow verweilte hier bis zum Abende und hielt Alles, was auf die Mühle kam, bis zu seinem Aufbruche fest. In der Nacht vom 19. erreichte er die Gegend von Sangerhausen und legte seine Leute in einen Wald. Er selbst begab sich zu dem Major von Braun nach Mittelhausen, nördlich von Allstädt auf der Straße von Merseburg nach Nordhausen. Von hier wurde zu dem Amtsrath Bregman nach Roschwitz bei Bernburg geschickt, der Alles in Bereitschaft setzte, daß auf einem schleunigen Marsche die Elbe erreicht und überschritten werden konnte. An die Ruhepunkte wurden Lebensmittel und Fourage geschafft, auf der Saale und Elbe Kähne bereit gehalten. Unter diesen Zubereitungen vergingen einige Tage, während welcher die Lützower in dem Walde versteckt blieben. Ihre Rettung war schwierig, da in der Gegend, die sie durchziehen mußten, zwei feindliche Reiterregimenter lagen. Dennoch gelang sie, und sie erreichten das rechte Elbufer.

Vielfach hat man sich bemüht, diesen schwarzen Verrath an den Lützowern für die Folge eines Mißverständnisses auszugeben; er war aber aus ruhiger Ueberlegung der französischen Befehlshaber hervorgegangen.

Als der russische General Barclay de Tolly erfahren hatte, daß Major Lützow bei Plauen stand, sendete er sogleich den Major von Schütz nach Dres-

den, um die nöthigen Maßregeln in Betreff des Rückmarschs der Truppenabtheilungen zu verabreden, welche auf dem linken Elbufer standen. Am Vormittage des 17. Juni, an demselben Tage, an dessen Abende die Ausführung des schändlichen Ueberfalls beschlossen war, sprach er den Prinzen von Neufchatel, und entledigte sich seines Auftrags. Der Prinz war scheinbar bereit, ihm die nothwendigen Vollmachten auszustellen, versicherte indeß, daß er nicht wisse, wo sich der Major Lützow befände. Dennoch theilte der General Gersdorf, durch welchen Major Lützow schon am 14. Juni die amtliche Anzeige von dem Abschlusse des Waffenstillstandes erhielt, und mit welchem Letzterer alle Verabredungen über die Richtung seines Rückmarsches getroffen hatte, dem Major Schütz später offiziell mit, daß er von jedem seiner Schritte dem Fürsten habe Meldung machen müssen, und daß durch diesen Napoleon selbst davon benachrichtigt worden sei. Der General Monthion, Chef des Generalstabs des Prinzen von Neufchatel, versicherte gleicher Weise, daß durchaus alle Nachrichten über den Major Lützow fehlten, und forderte den Major Schütz auf, sich einstweilen nach Zerbst zu begeben und zu bewirken, daß sich der Major Hellwig den Verträgen gemäß auf das Korps des General Bülow zurückziehe. Als der Major von Zerbst nach Dresden zurückkam, erfuhr er, was bei Kitzen geschehen war. Sogleich verlangte er eine Unterredung mit dem Prinzen von Neufchatel. Nur mit Schwierigkeit erlangte er sie, und der Prinz erklärte ihm nun: „daß man jenen Vorfall als ein bloßes Mißverständniß ansehen müsse; allen Nachrichten zu Folge, seien die Würtemberger die Angreifer gewesen, und es sei bereits nach Neumark geschrieben, die nöthige Aufklärung zu erhalten.“

General Bülow verlangte von dem Prinzen die Niedersetzung einer gemischten Kommission zur Aufklärung der Thatsache und eine strenge Bestrafung der Schuldigen. Man wich seiner Forderung aus und bot endlich als Genugthuung die gegenseitige Auswechselung derjenigen

Gefangenen an, welche etwa seit Abschluß des Waffenstillstandes gemacht worden wären. Die verbündeten Heere hatten aber alle französische Gefangene, auf welche dies Anwendung gefunden hätte, schon ohne alles Weitere früher ausgeliefert. So war dies nur ein leeres Anerbieten, eine Verweigerung jeder Genugthuung eigentlich. Uebrigens fanden die Verbündeten Mittel, jenen schamlosen Vertragsbruch wenigstens einiger Maßen zu vergelten. Der Artikel 5. des Waffenstillstandes setzte fest, „daß die Festungen Danzig, Modlin, Zamosk, Stettin, und Küstrin alle fünf Tage nach Verhältniß der Stärke ihrer Besatzung durch die Kommandanten der Blockade-Truppen verproviantirt werden sollten.“ Diese Bedingung ließ man nun unerfüllt, so daß der an dem Freikorps verübte Verrath den Fall jener Festungen beförderte.

Von den gefangenen Lützowern brachten die Franzosen übrigens kaum hundert nach Frankreich. Auf dem ganzen Marsche dahin war man in Dörfern und Städten den Gefangenen zur Flucht behülflich, und wer unter ihnen den Augen der Eskorte einmal entrückt war, der war auch gerettet. Selbst vom Rheine her erreichten mehrere glücklich ihr Freikorps wieder. Beim Ablaufe des Waffenstillstandes bestand die Kavallerie desselben größten Theils wieder aus der alten Mannschaft und zählte 480 Pferde, obgleich bei Kitzen 305 Pferde verloren gegangen waren.

Theodor Körner war an dem Tage bei Kitzen, wie auf dem ganzen Zuge von Stendal her, Adjutant seines Majors gewesen. Mit ihm ritt er vor, als der Major die, sich noch rüstenden Seinen verließ, um sich persönlich von dem gemeldeten Anzuge des Feindes zu überzeugen. Seine Ahnungen begleiteten ihn. Sie ritten durch die Ebene, welche seit der Lützener Schlacht mit Gräbern übersäet war. Der Major zeigte seinem Begleiter eines dieser Gräber in der Ferne, und Körner sprengte darauf zu. Er erreichte es; da sank sein Pferd mit den Vorderfüßen hinein. Verstimmt über das böse Vorzeichen, ritt er zu seinem Major zurück und sagte ihm, daß ihm zu Muthe wäre, als träfe sie heute noch

ein Unglück. In der Ferne zeigten sich die französischen Vorposten. Der Major lachte ihn aus und bat ihn scherzend, seine Poesie zu Hause zu lassen; sie tauge in ihrem Soldatenleben nichts. Gleich darauf sieht er den Major selber mit dem Pferde stürzen; mit dem Pferde, welches der beste Springer im ganzen Korps war, als er mit ihm über einen kleinen Graben setzen will. Zum zweiten Male zuckt das Gefühl des nahen Unglücks durch seine Seele. Dichter haben sie die Schaaren der meuchelmörderischen Feinde umzogen. An der Seite seines Führers, das Schwert in der Scheide, reitet er furchtlos dem gesuchten französischen Generale entgegen und höret die Antwort, die den biederen Lützow so furchtbar enttäuscht. Während dieser sein Pferd zum raschen Zurücksprengen wendet, haut die Umgebung des Generals auf dessen Adjutanten ein. Ein Säbelhieb trifft das unbeschützte Haupt des Jünglings und verwundet ihn schwer; zwei andere Hiebe verletzen ihn leichter; er sinkt auf den Hals seines Pferdes, und ein Sprung desselben rettet sein Leben; ein vierter Hieb, der nach seinem Kopfe gerichtet war, wird dadurch abgeleitet und zerfetzt nur seinen Mantel. Dennoch behielt er die Kraft, sich wieder aufzuraffen, und sein gutes Pferd trug ihn in den nahen Wald. Hier saß er ab und verband sich mit Hülfe eines Kameraden die Wunden. Da sprengte ein Trupp feindlicher Reiter auf sie zu. Die Geistesgegenwart hatte Körner nicht verlassen, und mit starker Stimme rief er in den Wald hinein: „die vierte Eskadron soll vorrücken." Die Feinde stutzten und zogen sich zurück. Körner eilte und verbarg sich tiefer im Gehölz. Es war dunkel geworden, und im Dickicht fand er eine Stelle, wo er nicht leicht entdeckt werden konnte.

Die tiefe Kopfwunde schmerzte heftig; der Blutverlust war bedeutend gewesen; die Kräfte schwanden und er glaubte zu sterben. Da schwebte der Genius seines Lebens, die Poesie, zu dem Verlassenen hernieder und nahm ihn in ihre Arme, um ihn, wie er wähnte, zu den Helden hinüber zu tragen, deren Blut, wie das seine, für

Vaterland und Freiheit vergossen worden. Die sterbenden Lippen hauchten das schöne Sonnett aus:

Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt; die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben! —

Viel gold'ne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte;
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte;
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen;
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

In den ersten Stunden der Nacht hörte er noch von Zeit zu Zeit die verfolgenden Feinde, welche den Wald durchstreiften und durchsuchten. Aber mehr und mehr schwanden seine Sinne; matter und matter wurde der Schmerz selbst, der sein Haupt durchwühlte, und er entschlief. — — Aber er starb nicht. Die Kühle des Morgens erweckte ihn wieder. Er schlug die Augen auf und sah zwei Landleute vor sich stehen, die ihm freundlich ihre Hülfe anboten. Sie hatten die Nacht bei einem Holzvorrath in dem Walde Wache gehalten, der zu einem Wehrbau bestimmt war. Ihr Wachtfeuer hatte mehrere Lützower Jäger herbeigezogen, welche durch den Wald flüchteten. Diese hatten sich mit den Bauern in eine Unterredung eingelassen, und als sie erkannten, daß ein deutsches Herz und ein deutscher Muth in ihnen lebte; forderten sie dieselben auf, die Rettung eines verwundeten Offiziers zu unternehmen, der im Walde verborgen sei. Sie

konnten nicht bleiben und konnten ihren schwer verwundeten Kameraden auch nicht mitnehmen. Die Landleute versprachen die Rettung und hielten Wort. Sie durchsuchten den Wald und fanden den auf Moos gebetteten Schläfer, der des Todes Farbe schon in dem blassen Gesichte trug. Sie erquickten den gänzlich Entkräfteten mit stärkenden Lebensmitteln und führten ihn auf abgelegenen Pfaden in das Dorf Groß-Zschocher. Das Dorf war von feindlichen Reitern besetzt; aber es fand sich unter den braven Bewohnern kein Verräther. Man war dem flüchtigen Adjutanten des Majors sogar auf der Spur und suchte ihn eifrig, weil man wußte, daß er die beträchtliche Kasse des Korps bei sich führte; man ließ es an Drohungen und Versprechungen nicht fehlen. Er aber war mitten unter den Feinden gut geborgen. Denn er ruhete, wie die Sage von Herzog Eberhardt von Würtemberg erzählt, in des deutschen Landmannes Schoos. Alle Bewohner des Dorfes beeiferten sich, ihm jede Unterstützung zu gewähren, deren er bedurfte. Ein geschickter Landwundarzt verband seine Wunden. Von hier schrieb er an einen Freund in Leipzig, damit die nöthigen Anstalten zu seiner Weiterschaffung getroffen würden.

Auch Leipzig war noch von den Franzosen besetzt und die Verbergung eines Lützower Jägers mit harten Strafen bedroht. Aber Körner's Freunde kannten keine Furcht. Einer von ihnen, Dr. Wendler, besaß in der Vorstadt einen Garten, zu dem man von Groß-Zschocher aus zu Wasser und auf einem wenig begangenen Fußsteig durch eine Hinterthür gelangen konnte. So wurde Körner verkleidet nach Leipzig gebracht. Hier erhielt er nun die nöthige chirurgische Hülfe und war nach fünftägiger Pflege im Stande, Leipzig wieder zu verlassen, damit er sich von der Sorge für seine dortigen Freunde befreite, die so viel für ihn wagten. Die gerettete Kasse seines Korps ließ er zurück; sie wurde demselben nach der Schlacht bei Leipzig zurückgestellt.

Körner wollte sich nach Karlsbad begeben. Doch mußte die Reise dahin mit großer Vorsicht gemacht wer-

den: denn sie ging durch ein, überall noch vom Feinde besetztes Land, und der Zustand seiner Wunde erlaubte nur kleine Tagreisen. Indessen gelangte er unentdeckt nach Böhmen, und fand in Karlsbad die freundlichste Aufnahme und eine mütterliche Pflegerin an der Frau Kammerherrin Elisa von der Recke. Er bedurfte ihrer: denn seine Wunde war durch die Reise schlimmer geworden. Frau Elisa von der Recke nahm ihn in ihr eigenes Haus auf, um ihn besser pflegen zu können, und ein vorzüglicher Arzt, Hofrath Sulzer aus Ronneburg, pflegte seine Wunde. Nach vierzehn Tagen, um die Mitte des Juli, konnte er Karlsbad verlassen und durch Schlesien nach Berlin reisen. Es wurden ihm wieder Anerbietungen gemacht, ihn zur großen Armee in eine Generals-Suite zu versetzen. Er aber konnte sich nicht entschließen, seinen tapferen Lützowern untreu zu werden. Dazu hatte er in dem russischen Hauptquartier zu Reichenbach in Schlesien, wo er sich, durch eine abermalige Verschlimmerung seiner Wunde gezwungen, einige Zeit aufhalten mußte, Gelegenheit gehabt, den Glanz und die Leiter des Krieges in der Nähe zu sehen. Er fühlte sich durch beide jedoch gar nicht angezogen. Vielmehr schrieb er darüber nach Wien: „Ich habe dabei Gelegenheit gehabt, einer recht alten, abgenutzten Wahrheit sehr in der Nähe zu begegnen: wenn man in die Küche gesehen hat, so graust Einem wohl vor den Speisen." — Völlig geheilt und ausgerüstet eilte er daher von Berlin aus in die Reihen seiner alten Waffengefährten zurück.

Das Freikorps hatte die Zeit der Waffenruhe gut benutzt, den erlittenen Schaden zu ersetzen und seine Streitkräfte zu vermehren. Es bestand bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten aus 2800 Mann Infanterie und 480 Reitern; es besaß acht Geschützstücke, zur Hälfte Fußartillerie, zur Hälfte reitende. Seine ganze Stärke betrug gegen 3400 Mann. Aber sein ursprünglicher Zweck war durch die veränderten Verhältnisse des wiederausbrechenden Krieges ein anderer geworden. Von der Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung,

deren Ausführung man nur zögernd und mit sichtbarem Widerstreben begonnen hatte; von der Idee, einen Guerillaskrieg nach dem Beispiele der Spanier in Deutschland anzufachen, von welchem Preußen Rettung erwartete, als es den Kampf mit dem gefürchteten Gegner begann und allein stand, — war man schon wieder zurückgekommen. Nachdem sich Oesterreich dem Bunde gegen Napoleon angeschlossen hatte; mußten wohl auch die kleineren Staaten Deutschlands folgen. Dann war man stark genug, mit den gewöhnlichen, herkömmlichen Mitteln den Franzosen die Stirne zu bieten und bedurfte der Allianz des Volkes nicht mehr. Es schien nun, als ob man der Begeisterung und den Hoffnungen, welche in den Lützowern lebten, frühzeitig einen Damm entgegensetzen wollte; als ob sie zeitig verbraucht und matt gemacht werden sollten. Die Lützower hörten auf, ein selbstständiges abgesondertes Korps zu bilden. Man theilte es mit mehreren anderen kleineren Truppenkorps, welche ihrer Entstehung nach ihm ähnlich waren, mit den Reich'schen Jägern, der russisch-deutschen Legion, den Hanseaten, den Schill'schen Husaren (von einem Bruder des in Stralsund Gefallenen geführt), der Nordarmee zu, welche sich während des Waffenstillstandes unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) gebildet hatte, und stellte es unter den Oberbefehl des General Wallmoden. Als der Waffenstillstand am 17. August ablief, standen die Lützower daher zwischen Büchen, Lauenburg und Boitzenburg an der unteren Elbe. Sie wurden zum Vorpostendienste gebraucht, und waren von nun an fast täglich im Gefechte. In der Bivouakhütte bei Büchen an der Stecknitz dichtete Körner am 17. sein Kriegslied „Männer und Buben:" „Das Volk steht auf; der Sturm bricht los!"

Die Abtheilung der Nordarmee, welche hier an der Unterelbe unter Wallmoden Stellung genommen, hatte die Aufgabe, die Marken gegen Hamburg und Holstein zu decken. Denn Napoleon hatte nichts versäumt, sich den Besitz der unteren Elbe zu sichern, um von da her nach Osten vorzudringen. Hamburg war

befestigt und ein starkes Korps in seiner Umgebung zusammengezogen; die Dänen waren gewonnen. Marschall Davoust, der hier befehligte, konnte beim Ablaufe des Waffenstillstandes, ohne die Garnisonen von Hamburg und Lübeck zu rechnen, mit 41,000 Mann und 100 Geschützen in's Feld rücken. Wallmoden war nur etwa halb so stark. Die Stecknitz, welche von Lübeck nach Lauenburg fließt, und durch einen Kanal zur Trave mit der Ostsee in Verbindung steht, trennte die beiden Heere. Von der See bis Lauenburg stand die Vorpostenlinie der Verbündeten; die Lützower bildeten ihren äußersten linken Flügel. Hinter ihr auf den Ebenen von Büchen, Zarrentin und Wittenburg waren unter den Generalen Tettenborn, Dörnberg und Wallmoden die Armeemassen der Verbündeten aufgestellt.

Marschall Davoust hatte den Befehl, bei dem Unternehmen mitzuwirken, welches von Sachsen aus auf Berlin versucht werden sollte. Er griff daher am 17. August Nachmittags das offene Land zwischen Zarrentin und Boitzenburg, vorzüglich auf der Straße von Hamburg nach Berlin bei Lauenburg an, und die Lützower standen hier zwei Tage lang in rühmlichem Gefecht gegen einen viermal stärkeren Feind. Der Lützower Oberlieutenant v. d. Heyde befehligte hier acht Kompagnien Fußvolk und drei eiserne Geschütze. Er hatte den Befehl: Lauenburg zu vertheidigen und sich, wenn er dazu genöthigt würde, in langsamem Rückzuge hinter die Stecknitz und weiter hinter das kleine Flüßchen Boitze zu ziehen. Die Straße von Hamburg nach Lauenburg zieht hier nahe an der Elbe hin. Lieutenant v. d. Heyde ließ vor Lauenburg, rechts und links von der Straße, mit seinem linken Flügel an die Elbe gelehnt, in aller Eile zwei unbedeutende Redouten aufwerfen und mit seinen drei Kanonen besetzen. In der linken Redoute standen zwei, in der rechten die dritte; Pallisaden und andere Schutzmittel fehlten gänzlich. Das Gelände, welches vor diesen Redouten lag, war von einem Abzugsgraben und von Hecken durchschnitten und be-

günstigte die Aufstellung einer Tirailleurlinie. Weiter vorwärts erhebt sich ein flacher Höhenzug; hinter ihm begrenzen Waldungen die Gegend. Lieutenant v. d. Heyde stellte sich hinter seinen beiden Verschanzungen auf; diese waren leicht besetzt; der Graben vor ihnen war von Tirailleurs vertheidiget. Die Franzosen rückten auf der Hauptstraße mit bedeutenden Streitkräften heran, setzten sich in dem Walde fest, welcher die Gegend begrenzte, und warfen die Tirailleurs aus dem Abzugsgraben. Lieutenant v. d. Heyde ließ seine Tirailleurs verstärken und wieder vorgehen; sie griffen die Franzosen mit Entschlossenheit an, und warfen sie aus dem Graben auf die flachen Höhen zurück. Die Lützower griffen diese Höhen sogar an, um sich über die Stärke des Feindes Gewißheit zu verschaffen. Dieser entwickelte nun am Rande des Waldes fünf Bataillone Infanterie und fünf Eskadrons Reiterei mit mehreren Geschützen, und die Lützower zogen sich wieder in ihren Graben zurück. Der Feind stellte nun auf den flachen Höhen vor dem Graben zwei Kanonen und zwei Haubitzen auf und begann ein lebhaftes Geschützfeuer auf die linke Redoute, während die Tirailleurs wieder angegriffen wurden. Die beiden eisernen Kanonen der Lützower aber blieben die Antwort nicht schuldig und demontirten eine feindliche Haubitze. Die Nacht machte dem Gefechte ein Ende; während derselben zog v. d. Heyde einige Verstärkung an sich. Mit Tagesanbruch am 18. griffen die Franzosen wieder an und wurden abermals auf die Höhen zurückgeworfen. Das Tirailleur- und Artilleriefeuer war heftig; die Artillerie der Franzosen wurde nach und nach gänzlich zum Schweigen gebracht. Sechsmal hatte der Feind seine Tirailleurlinie verstärken und ablösen lassen, was die Lützower nur einmal thun konnten: dennoch behaupteten diese ihre Stellung und drangen auf dem rechten Flügel, von dem Lieutenant von Dittmar geführt, sogar bis an den Wald vor; von dem linken Flügel geschah unter dem Oberjäger Stargard ein Gleiches, um sich des feindlichen Geschützes zu bemächtigen; die ganze Tirailleurlinie folgte,

von ihren Geschützen und dem größten Theile der Infanterie unterstützt, und der ganze flache Höhenzug wurde dem Feinde entrissen. Seine Artillerie hatte er indessen gerettet. v. d. Heyde gab jedoch den Befehl zum Rückzuge in die alte Stellung, denn die Besetzung dieser Höhen lag nicht in den, ihm ertheilten Befehlen. Die Franzosen verfolgten ihn nicht, und ließen sich auf dem flachen Höhenzuge eine Zeitlang nicht wiedersehen. Das Gefecht hörte um die Mittagszeit mehrere Stunden lang gänzlich auf. Nachdem der Feind jedoch durch zwei Bataillone verstärkt worden war, griff er wieder an, doch mit demselben ungünstigen Erfolg; noch am späten Abend unternahm er einen Sturm in Bataillons-Kolonnen und wurde zurückgeschlagen. Der Verlust des Freikorps an Verwundeten und Todten in den Gefechten der beiden Tagen betrug gegen 150 Mann; der Verlust des Feindes war viel beträchtlicher. Der General Tettenborn und Major Lützow waren am Nachmittag des 18. selbst nach Lauenburg gekommen; sie lobten die Haltung, die ausgezeichnete Tapferkeit und Entschlossenheit der Offiziere und Gemeinen, insbesondere die Umsicht, womit der Lieutenant v. d. Heyde das Gefecht geleitet hatte.

General Tettenborn ertheilte indeß jetzt den Befehl, im Falle eines abermaligen ernstlichen Angriffs die Stellung nicht mehr zu halten, sondern über die Stecknitz zurückzugehen. Die Geschütze wurden daher sogleich zurückgezogen. Um 2 Uhr Nachts am 19. August rückte der Feind auf der großen Straße im Sturmschritt an. Der Regen goß in Strömen, und nur wenig Gewehre gingen los. Dennoch hielt eine Kompagnie der freiwilligen Jäger ihn so lange auf, bis ihre Kameraden die Brücke über die Stecknitz ruhig passirt hatten, und der ganze Rückzug wurde in der größten Ordnung und ohne allen Verlust ausgeführt. Das Gefecht von Lauenburg war nicht ohne Wichtigkeit, wenn man die Absicht des Marschalls Davoust, von Norden her auf Berlin vorzudringen, im Auge behält, während diese Hauptstadt zugleich von Süden her angegriffen werden sollte. Es

hielt den Feind hier zwei Tage lang auf und zeigte ihm zugleich Entschlossenheit und Festigkeit in der Vertheidigung. General Wallmoden schenkte dem Korps wegen der guten Dienste, die seine Artillerie bei Lauenburg geleistet hatte, drei englische sechspfündige Kanonen.

Marschall Davoust rückte langsam und unentschlossen vor, und es war immer noch unentschieden, ob er sich südlich gegen Berlin oder nördlich an die Ostsee gegen Stralsund wenden werde. Am 24. August nahm er mit seinen Truppen, die er in geschlossenen Massen zusammenhielt, eine feste Stellung zwischen den Seen bei Schwerin; seine Rückzugslinie verlegte er auf die Straße über Gadebusch nach Ratzeburg. Wallmoden mußte daher ein Gleiches thun. Er stellte seine geschlossene Hauptmacht, um die Straße von Schwerin nach Berlin zu sperren, vorwärts von Wöbbelin, zwischen Schwerin und Ludwigslust auf, die großen Ebenen des ersteren im Auge, und das durchschnittene, waldige Land des letzteren im Rücken.

Der Kronprinz von Schweden aber, der mit dem zweiten Theile der Nordarmee weiter südlich gegen Sachsen zu stand und Besorgnisse für seine rechte schwächere Flanke hegte, beschloß, die Unthätigkeit des Marschall Davoust zu benutzen. Er schickte dem General Wallmoden Befehl, mit seiner Hauptmacht nach Brandenburg an der Havel zu marschiren. Gegen Davoust blieben nur die beiden Korps zurück, welche bisher den äußerster rechten und linken Flügel der Wallmoden'schen Heeresabtheilung gebildet und den Vorpostendienst versehen hatten, die Division Vegesack, die an der Ostsee bei Rostock stand, und das leichte Korps von Tettenborn, zu welchem die Lützower gehörten, südlich von Schwerin. Der Feind mußte über den Abmarsch der Hauptmacht und über das Mißliche in der Lage der zurückgebliebenen Korps getäuscht werden. Dies konnte am leichtesten dadurch geschehen, daß man ihn selbst beunruhigte. General Tettenborn schob daher seine Infanterie nach Wöbbelin vor und entsendete am

25. August den Major Lützow mit 100 seiner Husaren und 100 Kosaken in den Rücken der feindlichen Armee, auf die Straße von Schwerin nach Gadebusch. Körner war wieder an der Seite seines Majors, als dessen Adjutant.

Major Lützow erreichte mit seiner Reiterschaar am Abende des 25. das Oertchen Gottesgabe, welches drei Stunden westlich von Schwerin liegt. Er fand hier für eine Abtheilung Franzosen, die demnächst durchkommen sollten, eine Bewirthung bereitet. Seine Reiter ließen sich dieselbe trefflich schmecken, und marschirten nach ein Paar Stunden Rast gestärkt weiter. Während der Nacht legten sie sich in einen Wald unweit Rosenberg (Rosenhagen), rechts von der Straße von Gadebusch nach Schwerin in Versteck. Major Lützow sendete sogleich Kundschafter gegen das feindliche Lager aus, welches bei Schwerin stand und schlecht bewahrt sein sollte; er beabsichtigte einen Ueberfall desselben. Ehe diese Kundschafter jedoch zurückkamen, bemerkten Kosaken, welche auf einer Anhöhe lauterten, bei Tagesanbruch einen Zug schwerbepackter Wagen, die Munition und Lebensmittel zu führen schienen. Sie waren von zwei Kompagnien feindlicher Infanterie begleitet und näherten sich auf der Landstraße langsam dem Gehölze, in welchem die Lützower im Hinterhalte lagen. Major Lützow befahl sogleich seinen Kosaken, den Transport an der Spitze und an der Seite schwärmend anzufallen; er ließ fünfzig Husaren an dem Waldrande geschlossen halten für den Fall, daß eine Abtheilung feindlicher Kavallerie den Wagen folgen sollte; mit den fünfzig übrigen Husaren griff er selber den Transport im Rücken an; Theodor Körner sprengte ihm zur Seite. Der Angriff der schwarzen Husaren war rasch, wild, zusammenwirkend, wie immer. Die Wagen setzten sich, als sie die Reiter aus dem Walde hervorbrechen sahen, in Karriere, und die Kosaken konnten daher nicht, wie ihnen befohlen war, die Spitze der Kolonne gewinnen und den ganzen Zug aufhalten. Die vordersten Wagen erreichten das nahe Gehölz, welches zu beiden Seiten

der Straße hinzog. Ihre Bedeckung sprang ab, warf sich in das Gebüsch und bildeten am Rande des Waldes eine Tirailleurlinie. Acht und dreißig Wagen waren genommen und von der Begleitung hatten sich Wenige nur gleichfalls in den Wald geworfen. Die Reiter waren mit dem Umdrehen der erbeuteten Wagen beschäftigt, während wohlgezielte Schüsse der Franzosen aus dem Walde unter sie schlugen. Körner bemerkt dies, und den nächsten Husaren zurufend, „Kameraden, wer folgt mir dahinein!" sprengt er gegen den Wald und die Tirailleurlinie an. Er gelangt bis an einen Graben und ist im Begriff, einen feindlichen Schützen niederzuhauen; da kracht ein Schuß; da trifft ihn die Todeskugel; lautlos stürzen Mann und Roß zusammen. Seine Freunde eilen zur Stelle, unter den Ersten der edle Friesen, der ein halbes Jahr später in den Ardennen von aufständischen Bauern erschossen wurde; sie heben den Gefallenen auf und untersuchen seine Wunde. Die Kugel war ihm durch den Hals seines Pferdes in den Unterleib, die Leber verletzend, bis zu dem Rückgrate gedrungen; Sprache und Bewußtsein waren auf der Stelle verloren. Sorgfältig trugen sie ihn in den nahen Hochwald und suchten die Hülfe des Wundarztes. Es war vergebens, es war zu spät: der herrliche Sänger war nicht mehr; er hatte in den Armen seiner Freunde die schöne Seele ausgehaucht. — — Wie ein Blitz durchzuckte der große Verlust die schwarzen Reiter alle; von dem Geiste der Rache getrieben, stürzten sie sich in das niedere Gebüsch auf den Feind, und in Einem Augenblicke war das Gefecht geendet; was nicht entrinnen konnte, wurde niedergehauen oder erschossen.

Die wenigen, aber theuern Opfer dieses Tages waren außer Körner ein Graf Hardenberg und sieben Husaren. Graf Hardenberg war ein hoffnungsvoller, einnehmender junger Mann; er diente als Freiwilliger in der russischen Armee und führte bei diesem Zuge eine Abtheilung Kosaken; er war in geringer Entfernung von Körner und fast zu gleicher Zeit mit ihm erschossen wor-

den. Der Feind hatte fünfzig bis sechzig Mann verloren; auch unter seinen Todten befanden sich zwei Offiziere.

Die Lützower legten ihre Gefallenen auf die erbeuteten Wagen und zogen sich mit ihnen auf ihr Hauptheer zurück. Herbeigeeilte französische Kavallerie wagte nicht, ihren Rückzug ernstlich zu stören. Der Major schickte die ganze Wagenkolonne in das Infanterielager.

Auf das Infanterielager bei Wöbbelin war die Nacht herabgesunken; weithin leuchtete der Schein der Wachtfeuer; an ihnen ertönten fröhliche Gesänge aus dem Munde der schwarzen Jäger; es waren Körner'sche Schlachtlieder. Ach, sie wußten noch nicht, daß der Mund ihres Dichters auf ewig verstummt war; daß seine entseelte Hülle ihnen nahete. Nach und nach verstummten die Lieder im Lager; es erloschen seine Feuer und tiefe Stille trat ein, die nur durch den Tritt der Wachen und Runden unterbrochen wurde. Die Stunde der Mitternacht hatte geschlagen, und die Krieger genossen einer kurzen Ruhe, welche sie für die Mühen und Gefahren stärken sollte, die der neue Tag bringen konnte. Da erscholl Wagengerassel vom Dorfe her und näherte sich dem Lager. Mancher der Schläfer erhob sich, um zu sehen, was der späte Lärm bedeute. Der Mond schien hell und beleuchtete einen langen Wagenzug, den einzelne Husaren geleiteten. Es war der, den Franzosen am Morgen abgenommene Transport. Ein Infanterielieutenant trat an den Zug heran und fragte Einen der Husaren, wo sie herkämen, und was sie brächten. „Beutewagen," antwortete der Reiter, „die wir auf der Straße von Gadebusch den Franzosen abgenommen. Wir sind glücklich gewesen; nur haben wir unseren Lieutenant dabei verloren, den die Hunde erschossen haben." „Wie heißt er?" war die Frage des Infanterieoffiziers. „Körner," lautete die Antwort. „Was für ein Körner?" — „Da liegt er," antwortete der Husar und deutete auf den nächsten Wagen, „da können Sie selber sehen." Der Offizier eilte hin und erkannte den Dichter, den Freund. — Rasch durchlief die Trauerkunde das ganze Lager; bald

schlief Niemand mehr; Schmerz und Wehmuth hatten Alle ergriffen.

Nahe bei dem Lager stand das Häuschen des Hirten; Hierher trugen die Krieger ihre Gefallenen. In die Mitte der Hausflur auf eine lange Tafel legten sie den erschlagenen Freiheitssänger; Eichenlaub bildete das Bett der Ehre, auf dem er schlief. Die anderen Gefallenen wurden auf den Boden der Flur um die Tafel herumgelegt; auch sie ruheten auf deutschem Eichenlaube. Sie waren Alle von wohlgezielten Schüssen rasch getödtet worden und daher mit den Mienen, die sie im Augenblick des Todes trugen, plötzlich erstarrt. Kein Gesicht zeigte einen Zug des Schmerzes; freudiger Muth, Siegeslust oder Zorn sprachen aus allen. Einer hatte den Arm gehoben und die Faust geschlossen; er hatte zum Todesstreiche ausgeholt, als ihn selber der Tod gefällt. Ein Anderer schien sogar zu lachen. Körner's Mienen waren unverändert, ruhig; wie sein Gemüth im Leben gewesen, so hatte es der Tod gefunden; nichts trübte den Spiegel seines Gesichtes, wie den seiner Seele. Er hatte sich am Morgen seines Todestages, wo sie im Versteck lagen, sobald der Tag grauete, mit Schreiben beschäftigt. In seiner Brieftasche fand sich „das Schwertlied" eingetragen; es ist sein Schwanengesang gewesen.

„Laß mich nicht lange warten!
Du schöner Liebesgarten,
Voll Röslein blutigroth,
Und aufgeblühtem Tod,"

hatte er gesungen, als das Morgenroth die Wolken säumte und die Trompeten zum Angriffe schmetterten, und diesmal wartete er nicht vergebens. Ein Paar Minuten waren dahingepflogen, und er war gesäet in jenen Garten, und der Tod hatte ihm die ersehnte Blüthe an die Brust geheftet.

Die Waffenbrüder der Gefallenen sorgten für eine schöne Bestattung. Zwei Schreiner, die sich in der Kom-

pagnie befanden, bei welcher Theodor Körner zuletzt gestanden hatte, verschafften sich in dem Dorfe Eichenholz und begannen noch in der Nacht, ihm einen Sarg zu bereiten. Körner hatte wiederholt den Wunsch geäußert, im Schatten einer deutschen Eiche zu ruhen, wenn er falle. Bei Wöbbelin standen zwei alte Eichen. Unter der größten derselben gruben vier Lützower Freiwillige *), Freunde und Landsleute des Gebliebenen, ihm das Grab mit eigener Hand; unter der zweiten, etwas kleineren Eiche wurde ein zweites größeres Grab bereitet, die Leichen der übrigen Gefallenen aufzunehmen.

Um Mittage setzte sich der Trauerzug aus dem Hirtenhäuschen in Bewegung. Alles, was im Lager nicht Dienst hatte, nahm Theil daran; Offiziere von Wallmoden'schen Regimentern, die gerade vorbeimarschirten, schlossen sich an. Auf Eichenlaub wurde der Sarg in die Grube gesenkt; Eichenlaub deckte ihn. Weinen erstickte die Verse aus seinen Liedern, welche die Waffengefährten singen wollten. Die Ehrensalven erschollen; Freundeshände warfen den Hügel auf und deckten ihn mit Rasen. In die Rinde des Baumes schnitten sie seinen Namen und Todestag tief ein.

Da ertönten im Lager die Alarm-Trompeten und der Generalmarsch; der Feind war im Anzuge. Verschwunden waren die Zeichen der Trauer, und Freude leuchtete aus den finsteren Gesichtern. Ein Gefühl bemächtigte sich Aller, die Lust der Rache für das vergossene theuere Blut. Von den kaum vollendeten Gräbern ihrer Brüder eilten die Reiter zu ihren Pferden, die Infanterie zu ihren Gewehren, und Bajonette blitzten und blanke Schwerter glänzten; sie sollten vom Blute der Todtenopfer triefen. — Aber es war nur ein falscher Lärm gewesen; die gehobenen Waffen mußten sich wieder senken, und der Schmerz übte wieder sein Recht.

---

*) Ackermann, Förster, Nostitz und Thümmel.

Der Sänger schlief;
„Es schwärmten seine Träume nicht vergebens:
Was er so oft gefeiert im Gesang,
Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben
Sein Schicksal ließ ihn nicht umsonst nach dieser Krone werben!“

„Er schlief im Nachhall seiner Liedergaben,
Im Nachglanz seiner schönsten Heldenthat.“

Die kühne Schaar aber, mit welcher er ausgezogen war, sie hatte noch manchen Strauß zu bestehen, noch manches Opfer zu bringen. Sie blieb in derselben Gegend, in beständigem mühevollen Vorposten= und Streifdienste beschäftiget, bis zu Ende des Jahres 1813 und zu Anfang des folgenden Jahres stehen. Sie half den Marschall Davoust enger und enger einschließen, endlich auf das befestigte Hamburg allein beschränken und ihm alle Verbindung mit Frankreich abschneiden. Was ihnen aufgetragen wurde, vollführten die Freiwilligen mit der größten Pünktlichkeit und Umsicht. Sie hatten mit Mühen und Entbehrungen, oft mit dem bittersten Mangel zu kämpfen, und waren doch nie verdrossen. Sie halfen am 16. Sept. 1813 unter General Wallmoden die Franzosen unter General Pecheur überfallen und schlagen. Das Gefecht fand bei der Göhrde auf der Lüneburger Haide statt, und die Lützower verloren in ihm an Verwundeten und Todten 110 Mann und 36 Pferde. Hier fiel ein Freund Theodor Körner's, ein vielseitig gebildeter junger Mann, von Bärenhorst. Ihm unter Allen war es am schwersten geworden, den Freund zu überleben und er suchte den Heldentod. Beim Andringen auf einen Hügel, welcher mit Geschütz und mit feindlicher Infanterie besetzt war, die Quarrés bildete, erhielt er einen Schuß in die Seite: er hüllte sich in seinen Mantel und mit dem Ausrufe „Theodor, ich folge dir“ schritt er mit seinen Jägern weiter voran und sank, von mehreren Kugeln durchbohrt, nieder. Major Lützow selber wurde in diesem Gefechte schwer verwundet. Er sprengte

unter heftigem Kartätschen- und Gewehrfeuer gegen ein feindliches Quarré an und ward dicht vor demselben in den Schenkel und Unterleib von zwei Schüssen getroffen. Von achttausend Franzosen, die unter Pecheux aus Lüneburg ausgezogen waren, kamen nur zweitausend dahin zurück; die übrigen waren zersprengt, gefangen und getödtet. — Die Lützower Husaren waren die ersten, welche am 13. Oktober in die Vorstädte von Bremen sprengten und die feindliche Infanterie gefangen nahmen, welche in dieselbe vertheilt war. Der Kommandant der Stadt, der alte Oberst Thuilliers war entschlossen, sich auf's Aeußerste zu vertheidigen. Zweihundert Granaten waren schon in die Stadt geworfen, und sie brannte an mehreren Orten: dennoch ließ er auf den Parlamentär der Belagerer, welcher zur Uebergabe aufforderte, schießen, und der Trompeter des Freikorps, der ihn begleitete, wurde verwundet. Als man am 14. Oktober Vorbereitungen zum Sturm traf; gelang es den Lützower Tirailleurs, den alten Obersten auf dem Walle zu erschießen, und die Besatzung kapitulirte. Von der Einschließungsarmee vor Bremen war der Oberjäger Beyersdorf mit zehn Husaren auf einen Streifzug gegen die Wümme abgesendet worden. Burg an der Wümme war mit vierunddreißig Mann feindlicher Infanterie besetzt, von denen siebenzehn Mann am Eingang des Fleckens aufgestellt waren. Beyersdorf wartete die Dunkelheit ab, und sprengte um acht Uhr Abends unter Pistolenschüssen in den Flecken ein. Er warf den ersten Posten über den Haufen und zersprengte den zweiten. In fünf Minuten war der Flecken genommen und wurde am anderen Tage durch Kosaken besetzt. Oberjäger Beyersdorf rückte nun gegen Vegesack an der Weser an, welches von vierzig Mann Infanterie und mehreren französischen Gensd'armen und Douaniers besetzt war. Aber schon in der Nacht hatten sich diese Alle eilfertig geflüchtet: denn Beyersdorf's Kommando war durch das Gerücht auf dreihundert Mann angewachsen. Das Volk empfing ihn jubelnd und ließ seinen Zorn an den französischen Behörden aus. Die Lützower erfuhren hier,

daß mehrere Schiffe mit französischem Eigenthum in der Hunte, drei Stunden von Oldenburg vor Anker lägen. Beyersdorf ließ drei Mann mit den Pferden in Vegesack zurück, bestieg mit den sieben andern und einigen bewaffneten Bürgern eine Schaluppe und erreichte in einigen Stunden die Schiffe. Wegen eines heftigen Gegenwindes jedoch konnten sie nur durch Pferde fortgeschafft werden. Oberjäger Beyersdorf ließ vier von seinen Leuten auf den Schiffen zurück, und eilte mit drei Mann, welche er mit Infanteriegewehren bewaffnet hatte, nach Elsfleth. Auch hier empfing ihn das Volk mit ausgelassenem Jubel und stellte ihm augenblicklich dreißig Pferde, durch welche er die acht großen, schwerbeladenen Schiffe nach Vegesack zurückbringen ließ. Sie gelangten dann weiter wohlbehalten nach Bremen an General Tettenborn, bei dem auch Beyersdorf, ohne einen Verlust erlitten zu haben, bald wieder eintraf.

Am 25. Dezember erhielt Major Lützow, der von seinen Wunden wiederhergestellt war, den lang ersehnten Befehl, mit zwei Eskadronen an den Rhein voranzugehen und die Uebergänge von Bonn bis Wesel und weiter abwärts bis Yssel zu untersuchen. Das ganze Freikorps sollte folgen, sobald der Friede mit Dänemark abgeschlossen sei. Es brach am 20. Januar 1814 auf. Es hatte vorher seinen Antheil an der dänischen Beute erhalten, der ihm sehr zu statten kam: denn seine Bekleidung war durch den ununterbrochenen Vorpostendienst auf's Aeußerste abgenutzt. Von den im Holsteinischen ausgehobenen Pferden wurde ihm gleichfalls eine Anzahl überlassen, und seine Kavallerie stieg dadurch auf 770 Mann.

Major Lützow erreichte den Rhein in der Gegend von Bonn, ging am 17. Januar bei starkem Eisgang über und traf am 24. in Lüttich ein. Von hier beschloß er, sich an die schlesische Armee in der Champagne anzuschließen; er hoffte durch persönliche Verwendung bei dem Feldmarschall Blücher die Abberufung seines Korps von den Festungsblockaden und von den fremden Armeekorps überhaupt zu erwirken. Er rückte daher auf dem

rechten Ufer der Maas aufwärts, überschritt diesen Fluß oberhalb Verdün, wandte sich dann rechts und erreichte Chalons für Marne am 12. Februar. Blücher verwendete den Major mit seinen Reitern zum Vorpostendienst und zur Erhaltung der Verbindung zwischen den verschiedenen Hauptabtheilungen der großen Armee. Hier war es, wo der Major mit seinen beiden Eskadrons nach der Schlacht von Laon beinahe ein Opfer der insurgirten Ardennenbewohner geworden wäre. Er hatte eine Meldung über den Marsch der französischen Hauptarmee, welche um Rheims stand, nach Chalons a. d. Marne gebracht, und mußte der französischen Armee, die in voller Bewegung war, ausweichen und über die Aisne gehen, um auf deren rechtem Ufer zum schlesischen Heere bei Laon zurückzukehren. Napoleon hatte aber in den gebirgigen und waldigen Grenzprovinzen im Rücken der verbündeten Heere den Landsturm aufbieten lassen. Er hatte Proklamationen an das Volk erlassen, in denen er sich als Sieger von Laon und Rheims ankündigte und es aufforderte, die Trümmer des geschlagenen Feindes anzugreifen und zu vernichten. Die Landleute hatten sich bewaffnet, ihre Feldwege durch Verhaue gesperrt, ihre Dörfer in Vertheidigungszustand gesetzt; sie wurden von pensionirten Offizieren befehligt. Als Lützow mit seinen Reitern Vouziers an der Aisne erreichte, wo sie über den Fluß gehen mußten, war die Nacht schon eingebrochen. Sie näherten sich in einer engen Straße der Brücke und fanden sie besetzt. Lieutenant Obermann führte die Spitze und sprengte vorwärts; die Besatzung der Brücke floh auseinander und ließ ihnen den Uebergang frei. Es war eine Falle, in welche man sie eingehen ließ; man war überzeugt, daß sie den Ausweg nicht finden würden. Denn als die Lützower Vouziers erreichten, waren von den Behörden schon alle Anstalten zum Aufstande getroffen. Kaum waren sie durch die Stadt geritten, als der dortige Unterpräfekt zwanzig reitende Boten nach allen Gemeinden der Umgegend abfertigte, um ihnen den Marsch der Deutschen anzuzeigen und sie zu ihrer Vernichtung aufzubieten. Die

Lützower erreichten ohne Hinderniß das Dorf Châtre; sie waren ermüdet und bezogen ein Bivouak. Das Dorf war noch ruhig. Mitten in demselben liegt ein Schloß, dessen Hofraum von einer Mauer umgeben ist; das Gebäude war fest verschlossen und schien unbewohnt. Eine der Eskadronen zog auf den Hof; die andere ruhete auf einem Platze im Dorfe vor dem Schloß. Die Feldwachen wurden ausgestellt und der Maire des Dorfes herbeigerufen, um von ihm die nöthigen Lebensmittel zu erhalten und Erkundigungen über den weiteren Marsch einzuziehen. Das Schloß im Dorfe war aber nicht unbewohnt; sein Eigenthümer, der alte General Alix, hatte sich in ihm verrammelt und wartete auf die Feuerzeichen des heranziehenden Landsturms. Als Major Lützow noch mit dem Maire in sorglosem Gespräche begriffen war, erglänzten diese, und aus dem Schlosse fielen Schüsse unter die ruhenden Reiter; zugleich meldeten die Feldwachen den Anzug des Feindes. Die Lützower saßen auf und verließen das Dorf, in welchem sie ein Infanterieangriff in die bedenklichste Lage gesetzt hätte. Aber außerhalb desselben, in dunkler Nacht und in einer gänzlich unbekannten Gegend, war ihre Lage nicht minder bedenklich. Ein enger Weg, den rechts ein schroffer Berg und links dichte Hecken bildeten, führte nach einem zweiten Dorfe, und der Eingang zu diesem war verhauen. Die Reiter mußten die Hecke links durchbrechen und gelangten auf eine Wiese, welche von einem tiefen und morastigen Graben durchschnitten war, dessen Brücke abgetragen war. Doch konnte sie rasch wieder hergestellt werden: denn ihre Bretter fanden sich in der Nähe. Bald wurde ein Bach durchritten und ein drittes Dorf erreicht. Ein Weg nur führte durch dasselbe, und er mußte betreten werden. Die Eskadronen setzten sich in Trab, um ihn rasch zurückzulegen. Da empfing sie Gewehrfeuer aus allen Häusern; der Major Lützow wurde an der linken Hand verwundet; mitten im Zuge stürzten Leute und Pferde verwundet und todt zusammen; die Vordersten ritten, ohne dies zu bemerken, weiter, und die Hintersten wurden von

ihnen getrennt. Am Ende des Dorfes trennten sich zwei Wege. Die erste Eskadron war links geritten, und die zweite verfolgte den Weg gerade aus; erst als sie weit auseinander waren, bemerkten sie es. Sie konnten sich nicht wieder zusammenfinden und blieben getrennt; denn immer noch umgab sie die Nacht, und sie mußten eilen, dem lauernden Tod zu entgehen. Der Boden war für Kavallerie ganz ungünstig, voller Schluchten, Hecken, Gräben und Hohlwege und überall besetzt durch zahlreiche bewaffnete Bauern. Durch Feuersignale oder reitende Boten wurde den Insurgenten der Marsch der feindlichen Reiter bezeichnet; aus Häusern, Hecken, und Gräben drohte ihnen Tirailleur-Feuer; oft folgte es ihnen auch außerhalb der Dörfer von der Seite. Sie mußten die offenen Gegenden zu durchreiten und sich in den wellenförmigen Vertiefungen des Bodens den Blicken ihrer Verfolger zu entziehen suchen. Daß sie durch ihre Trennung verschiedene Wege eingeschlagen, war ihnen im Ganzen nur vortheilhaft; denn Anfangs wenigstens wurde der Landsturm dadurch irre gemacht. Zwei Tage und zwei Nächte ritten sie so mit wenig Ruhestunden, bis sie das insurgirte Ardennen-Departement im Rücken hatten. Ihr Verlust belief sich auf vierzig Mann. Unter den Todten befand sich der Adjutant des Majors, der Lieutenant Friesen, der Allen als Muster und Vorbild vorgeleuchtet hatte. Er wurde am 16. März in einem Walde von einem blödsinnigen Schäfer durch's Herz geschossen.

Unterdessen war die Hauptmacht des Freikorps am 14. Februar bei Köln eingetroffen und wurde zur Einschließung der Festung Jülich verwendet. Erst am 24. März wurde sie wieder abgelöst, und marschirte nun nach Vervins im Aisne-Departement, wo das ganze Korps nun wieder unter seinem Major vereinigt war.

Nach geschlossenem Frieden trat es mit dem Bülow'schen Korps, dem es eigentlich, seit dem Wiederausbruch des Krieges nach dem Dresdener Waffenstillstand angehört hatte, den Rückmarsch in die Niederlande an und kehrte später über den Rhein zurück. Bei dem Wie-

derausbruch des Kriegs im Jahre 1815 trat seine Infanterie als 25. Infanterie-Regiment in das zweite Armeekorps ein, und die Kavallerie als sechstes Uhlanenregiment in das erste; letztere gab zugleich die erste Eskadron zur Bildung des neunten Husarenregiments ab; die Artillerie war früher schon als 14. reitende Batterie in die schlesische Artillerie-Brigade eingetreten. Das war das Ende des Lützow'schen Freikorps. Die ersten Strahlen der Freiheitssonne hatten es geboren; die steigende zeitigte ein Paar Linienregimenter daraus!

Unter den Tausenden von Männern und Jünglingen, welche auf den Schlachtfeldern des Jahres 1813 verbluteten, hat keiner so allgemeine und bleibende Theilnahme gefunden, wie Theodor Körner. Sie war, wie seine Geschichte bezeuget, wohlverdient, und der Kranz, den er errungen hat, wird unverwelkt und immerblühend auf die Nachwelt gelangen. Zwei und zwanzig Jahre war der Jüngling alt, als ihn der Hauch des Todes berührte, und gewiß hat selten ein so frühes Alter so Viel und so Schönes geleistet. Und über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus ging diese Anerkennung. In England, welches damals mit Deutschland zu gemeinsamem Streben enge verbunden war, ging Körner's Name bei allen Gebildeten von Mund zu Munde. In Zeitungen und Monatsschriften des freien Albions fanden sich Nachrichten über sein Leben und seine Schriften, Uebersetzungen aus seinen Werken und Gedichte auf ihn. Mehrere solcher Arbeiten, welche dem Andenken des gefallenen Helden gewidmet waren, wurden von dorther an die Aeltern desselben gesendet, und von den herzlichsten Zuschriften der Verfasser begleitet. Auch amerikanische Blätter erwähnten seiner. Selbst die Feinde, gegen welche sein jugendlich glühender Haß gerichtet war; selbst die Franzosen haben seinen Werth und den Werth seines Opfers anerkannt. Hierdurch wird erwiesen, was wir im Eingange aufgestellt haben: die Völker hassen einander nicht länger, als die Verblendung dauert, in welcher sie sich durch ihre gemeinschaftlichen Feinde, durch

habsüchtige oder ruhmbegierige Häupter, gegen einander treiben lassen. Das Volk ist überall gerecht, und bereit, das Schöne und Große zu würdigen, wo es sich findet, sollte es ihm auch in den Reihen seiner Widersacher verderbend entgegengetreten sein. Wenn der Kampf ausgerungen, reichen sich diese Gegner versöhnt die Hand. Wann wird die Zeit kommen, wo sie einsehen, daß sie diese Bruderhand nie mehr lassen dürfen, daß sie dieser Völkerfriede allein schützen kann gegen den Hohn und den Uebermuth von Tyrannen?

In einem französischen Blatte findet sich über Körner folgendes: „Seine Vaterlandsliebe und seine Begeisterung waren sein Talent: kein Stuben-Tyrtäus ist er gewesen, welcher Kriegslieder hinter dem Ofen sang; ein freiwilliger Krieger war er, Einer jener schwarzen Jäger, das Schwert an der Seite und die Büchse auf dem Rücken; in ihre Reihen ist er eingetreten, um sein Vaterland zu befreien und dessen Tyrannen zu vernichten; ein Dichter und ein Held. In dem Feuer der Schlacht entbrannte sein Genie und sein Muth. Ihm ist Alles Poesie; der Blitz des Gewehres ist der Funke der Freiheit; das Blut, das den Boden röthet, ist der Purpur des jungen Tages; es ist die Morgenröthe der Freiheit. Ist er verwundet und meint zu sterben; der Tod für's Vaterland, er schwebt zu ihm hernieder in Dichtungen und Bildern; seine letzten Gedanken sind, wie sein ganzes Leben, von dem Glanze der deutschen Poesie vergoldet. Liebliche Phantasiegebilde steigen vor seinen brechenden Blicken empor; der Jammer der Sterbenden verwandelt sich ihm in melodische Accorde. Was ihn so oft in Träumen umschwebte; was er tief im Inneren des Herzens trug, er hat es ergriffen, er besitzt es für immer; wofür seine jugendliche Seele entbrannt war, was er bald Freiheit, bald Liebe genannt hatte, es reicht ihm die Rechte in der Gestalt eines rosigen Engels. Sehet, wie diese begeisterte Jugend starb! Wahrlich, das ist nicht der Tod eines alte Gardegrenadiers, der blutig darniedersinkt und stolz in dem Gedanken stirbt, nie eine Ordre übertreten und nie

die Ehre verletzt zu haben: das ist der Tod der Begeisterung; das ist der Tod eines Dichters, das ist ein deutscher Tod!“

Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin schenkte dem Vater den Platz, wo die theueren Reste seines Sohnes ruheten. Die Grabesstätte ist jetzt mit einer Mauer eingefaßt, angepflanzt und mit einem in Eisen gegossenen Denkmale bezeichnet. Die Schwester und der Vater ruhen neben *ihm*. *Ein* stiller Gram über den Verlust des Bruders hat der Jungfrau Herz gebrochen, als sie ein Bildniß desselben kaum vollendet hatte, womit sie den Vater an seinem Geburtstage überraschen wollte. Kurz vorher war sie mit ihren Aeltern in Mecklenburg am Grabe des Bruders gewesen. Eine unendliche Sehnsucht nach ihm hatte sie da ergriffen, und sie verlangte, ihn zu sehen: aber der Vater hatte ihrem Wunsche nicht entsprochen und das Grab nicht öffnen lassen. Einige Wochen später sehnte sie sich nicht mehr; da war auch sie hinüber gegangen und ihre irdische Hülle ihrem Wunsche gemäß unter der Eiche bei Wöbbelin bestattet worden. Im Jahre 1831 betrat der Leichenzug des Vaters denselben Weg.

„Mein Vaterland, vergiß nicht das treue Geschwisterpaar unter der Eiche bei Wöbbelin!“ ruft ein noch lebender Waffengefährte Körner's aus, Einer von jenen *Vieren*, welche ihm das Grab gegraben. Wie wäre das möglich; wie könnte das geschehen? Seiner und Eurer nicht, ihr tapferen schwarzen Streiter, wird das Vaterland jemals vergessen! Euer Beispiel soll den spätesten Geschlechtern noch voranleuchten; wie Ihr, soll sich die Jugend unseres Vaterlandes jedesmal erheben, wenn ihr Volk, wenn die Freiheit ruft: in seinen Liedern ist unserem Volke Euere Zeit und Euere Begeisterung verewiget; in ihnen glüht Euere Vaterlandsliebe, Euer Freiheitsmuth, Euer Tyrannenhaß. Rein, lebensfrisch, sittlich ernst und thatkräftig, wie der edle Körner war, soll jeder deutsche Jüngling zu werden trachten, das Leben lieben und genießen und den Tod nicht scheuen. Der Tod für Pflicht und Ehre, für Vaterland und Freiheit bleibe sein höchster

Wunsch, sein höchstes Ruhmesziel. Nach der Eiche von Wöbbelin richtet eure Blicke und gelobet zu leben und zu sterben, wie der Heldenjüngling, der unter ihr schläft. Blicket hin, blicket oft hin und vergeßt „des treuen Todten" nicht: aber vergesset auch nicht der Andern, die ungekannt und ungenannt dieselbe Palme gebrochen haben. Denn, wie er, sind Tausende gestorben. Auch vergesset nicht, daß Mancher der Ueberlebenden noch aus anderen Gründen, als aus getäuschter Ruhmeshoffnung, das Loos der Gefallenen glücklich gepriesen hat, denn sie sah'n der Freiheit Licht, sah'n sie steigen über Leichen; doch sie sinken sah'n sie nicht: daß Mancher nach Jahren verzweifelnd ausgerufen hat, „die Banner, drauf in Gold, „„Freiheit"" geschienen, sie sind zerrissen und das Wort mit ihnen." Nein, vergessen wollen wir das nicht, aber auch verzweifeln nicht: denn der Weg der Völkerfreiheit führet durch Nacht zum Licht:

„Ist der Stern der Freiheit auch gesunken,
O, der Morgen bringt ihn uns zurück!
Mag die Hölle droh'n und schnauben,
Die Tyrannei reicht nicht hinauf,
Kann dem Himmel keine Sterne rauben,
Unser Stern geht auf!"

Adam von Itzstein.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

Und ob auch zu dieser Frist
Furcht und List
Aengstlich noch die Worte mißt:
Doch ein Hoch! für Itzstein, Welcker, Sandern,
Doch ein tausendfaches Hoch! den Andern,
Die Ihr wißt!

Dieser Namen goldnen Schein,
Echt und rein,
Stickt in Eure Banner ein!
Vorwärts, vorwärts auf der Freiheit Pfaden!
Kennt Ihr doch das Losungswort: Hoch Baden!
Soll es sein.

Robert Prutz „Badens zweiter Kammer 1842".

Adam von Itzstein.

Geboren zu Mainz den 28. September 1775. Lebt zu Mannheim und Hallgarten im Rheingau.

(Nach mündlichen und handschriftlichen Mittheilungen des Hofgerichtsraths von Itzstein, mit Benutzung der badischen Landtagsprotocolle und der Landtags-Zeitung, sowie des Berichtes von K. Mathy über „das Itzstein-Fest" 1844 und der Lebensbeschreibung Itzstein's von F. Hecker im „Vorwärts" für 1845.)

Johann Adam von Itzstein ist geboren zu Mainz, 28. September 1775 *). Sein Vater war churmainzischer Geheimer Rath und Director des Hofgerichts und mehrerer anderen höheren Stellen, zugleich k. k. österreichischer ständiger Commissarius der reichsunmittelbaren Ritterschaft des Churrheinkreises. Obschon er in letzter Eigenschaft das Prädicat des Adels hatte, so machte er doch nur Einmal Gebrauch davon, als er nämlich für seinen Sohn, der als Offizier in sächsische Militärdienste treten wollte, den Adel nachweisen mußte. Er war ein Mann von hoher Rechtlichkeit, anerkannten ausgebreiteten

*) Dies ergiebt sich aus der eigenhändigen Aufzeichnung seines Vaters, nach welcher Adam das 14te unter 15 Kindern aus zwei Ehen war. Hienach sind sämmtliche bisherigen Angaben, die den Geburtstag auf den 18. September setzen, zu berichtigen.

Kenntnissen und strengen Sitten, die theils in der Zeit lagen, theils ihm anerzogen waren; mußte er doch selbst von seinem Vater die Härte der Vorurtheile erfahren: als er zum zweiten Male sich verehelichte und zwar mit einer Bürgerlichen, ward sein Vater so aufgebracht darüber, daß er ihn in seinem Testamente nur auf's Pflichttheil setzte. Der strenge Sinn des alten Itzstein's äusserte sich auch in der Erziehung und Behandlung seiner Kinder. Er war ein Feind aller Verzärtelung. Keins seiner Kinder durfte in geheizten Stuben schlafen, noch sich im Bette mit irgend etwas anderm bekleiden als mit einem einfachen Nachthemde; Schlafröcke, Pelze und Wämser wurden nicht geduldet, selbst nicht in der kältesten Winterszeit; so war es auch keinem Sohne vor dem zwanzigsten Jahre erlaubt, Wein zu trinken, Tabak zu rauchen oder gar zu schnupfen. Obschon er ein reicher Mann war, so hielt er seine Söhne doch sehr kurz; selbst in vorgerückterem Alter, als sie ihre Studien bereits begonnen hatten, mußten sie sich mit einem sehr geringen Taschengelde begnügen. Das Leben war im väterlichen Hause für jene Zeit sehr gesellig, doch durfte kein Kind, wenn es nicht schon Stand und Rang erlangt oder wenigstens ausstudirt hatte, an der Gesellschaft theilnehmen.

Der junge Adam besuchte die Domschule und dann die höheren Lehranstalten seiner Vaterstadt. Als er endlich die Universität bezog, entschied er sich für die Jurisprudenz. Zu den Lehrern, denen er am meisten für seine academische Bildung verdankt, rechnet er die Professoren Hartleben und Hofmann, der noch im 93 Jahre lebt.

Beim Ausbruche des Krieges flüchteten Adam's Eltern mit ihm aus Mainz zu ihrer Tochter im Nassauischen. Als Mainz schon eine Zeitlang von Custine besetzt war, kehrten viele Flüchtlinge und so auch diese in die Stadt zurück. In dieser Zeit, während die Republikaner Mainz inne hatten, waren die Studien ganz unterbrochen (14. October 1792 — 22. Juli 1793); dagegen besuchten die Studenten, darunter auch Adam, regelmäßig den Jacobiner-Clubb im großen Theatersaale, wo sich Hof-

mann bekanntlich durch sein Wirken sehr auszeichnete und sich die hohe Achtung, sogar der Franzosen, erwarb, so daß er denn auch zu der Würde eines „Präsidenten der rheinischen Republik“ gelangte. Kurz bevor die Belagerung durch die Preußen erfolgte, hatte sich die Familie Itzstein auf ihr Gut zu Hallgarten im Rheingau zurückgezogen und lebte dort, bis Mainz an die Preussen überging. Noch ehe denn Mainz durch die Franzosen eingeschlossen wurde, wanderte die churmainzische Regierung mit den Gerichtshöfen nach Aschaffenburg aus. Eben dahin begaben sich Adam's Eltern und ließen nur ihn in ihrem Hause zurück, welches alsbald ganz bis auf zwei Zimmer von dem Obersten der Rothmäntel und seiner Wachmannschaft eingenommen wurde. Der junge Itzstein erlebte hier alle Trübsale und Greuel einer Belagerung. Nach dem Entsatz durch den Feldmarschall Clerfayt den 29. October 1795 blieb Itzstein noch in Mainz und setzte seine Studien wieder fort.

Im Sommer 1797 begann er seine juristische Praxis als Accessist bei dem churmainzischen Oberamte Amorbach. Schon im Juli 1799 berief ihn die Benedictiner-Abtei Amorbach zum Syndicus und Beamten ihrer Ortschaften, weil der Vorgänger krank und geistesschwach geworden war. Er nahm diesen Dienst an, nachdem die Mitglieder des Convents ihn einstimmig gewählt hatten. Im Jahr 1803 wurde die Abtei aufgehoben und fiel nebst der ganzen Gegend, so weit sie mainzisch war, dem Fürsten von Leiningen zu. Um diese Zeit ward Itzstein als alleiniger Beamte an das Amt Miltenberg versetzt, er richtete sich häuslich ein und heirathete den 1. Januar 1804 die Tochter seiner Stiefschwester, nachdem er die seit sieben Jahren beim Papste betriebene Dispensation endlich gegen die festgesetzten Gebühren erhalten hatte. Allein bald darauf trat die Organisation des bekannten Kretschmann ein, und ein anderer, von ihm begünstigter Beamte wurde nun als erster nach Miltenberg gesetzt, unter dem Itzstein als zweiter stehen sollte. Dieser Verfügung widersetzte sich Itzstein mit der Erklärung, daß er diese

Stelle anzunehmen nicht schuldig sei und nicht weiter arbeiten würde. — Nach kurzem Zwischenraume wurde Itzstein von der leiningischen Regierung als Stadtdirector nach Amorbach berufen, seine Besoldung sollte jedoch die Stadtkasse zahlen. Diese hatte aber gerade wegen der ihr auferlegten Zahlungsverbindlichkeit Klage gegen den Fürsten erhoben, und weil Itzstein seine Besoldung als Staatsdiener aus der Staatskasse bezog, verweigerte er den Aufzug nach Amorbach, bis ihm die Zahlung aus dieser Kasse zugesichert würde. Itzstein wurde unterdessen unwohl. Die Regierung drohte, wenn er nicht in der anberaumten Zeit aufzöge, mit gänzlicher Entlassung. Itzstein verweigerte den Aufzug beharrlich, und nun sendete die Regierung einen ihrer Räthe nach Miltenberg um sich zu überzeugen, ob Itzstein wirklich krank sei. Er aber reiste bald nach Amorbach zum Fürsten und bat um seine Pensionirung. Der Fürst, unwillig über Itzstein's Verhalten, ordnete eine Prüfung an. Die Folge davon war, daß Itzstein die Zusicherung erhielt, der Staat solle die Besoldung zahlen, so oft die Stadt die Zahlung verweigere. Itzstein trat nun den Dienst in Amorbach an, allein die Stadt, im Rechtsstreite mit ihrem Fürsten, war zu dem Entschlusse gekommen, daß, bis zur Entscheidung ihres Prozesses, kein Bürger bei ihrem Amte eine Rechtsklage anbringen solle. Deswegen war fast nichts zu thun für Itzstein als höchstens einige Verwaltungsgegenstände zu besorgen. Die Stadtkasse zahlte unterdessen nicht und jede Pfändung blieb fruchtlos. Nach Verlauf von fast einem Jahre entschied das großherzoglich badische Oberhofgericht, an welches nach aufgehobenem Reichskammergerichte der Rechtsstreit der Stadt übergegangen war, zu Gunsten der Stadt, und somit wurde die Anstellung Itzstein's und die ganze Einrichtung aufgehoben und er war ohne Dienst. Darauf zog der Fürst von Leiningen ihn in seine Nähe, zeichnete ihn vor Anderen ganz besonders aus und ernannte ihn 1808 zum Rathe seiner Justizkanzlei.

Nach erfolgter Mediatisirung des Fürsten von Leinin=

gen trat Itzstein in Folge eines im Jahre 1809 mit Baden geschlossenen Vertrages in badischen Staatsdienst über. Die Frau Fürstin von Leiningen, nunmehrige Herzogin von Kent, sprach gegen ihren Gemahl den Wunsch aus, Itzstein in seinen Diensten zu behalten. Der Fürst lehnte es aber ab, weil er kraft des Vertrags die Besoldung, die ihm doch gut käme, sonst bezahlen müsse. Die Frau Fürstin wendete sich nun an ihren Bruder, den anwesenden Herzog von Koburg, in gleicher Absicht. Der Herzog wollte Itzstein als Stadtdirector in einer seiner Städte anstellen, allein da Itzstein eine höhere Besoldung als seine bisherige verlangen mußte, — weil diese Anstellung in einem entfernten Staate ihn zu großen Vermögensopfern zwingen würde, — kam dieser Vorschlag nicht zu Stande. Itzstein blieb also weiter nichts übrig als in den badischen Staatsdienst zu treten. Er wurde sofort als Oberamtmann an das Landamt Freiburg versetzt. Diese Stelle mußte er aber ausschlagen, das ganze Vermögen seiner Familie lag zu Mainz und im Rheingau und ihm war die Obsorge für dessen Verwaltung Namens seiner durch die Stürme der französischen Revolution zerstreuten Geschwister zugefallen. Die Regierung trug ihm nun drei Aemter an, unter denen er wählen konnte: Weinheim, Ladenburg und Schwetzingen. Unbekannt mit allen, entschied er sich für Schwetzingen. Er trat diese Stelle mit Beibehaltung seines früheren Ranges im Jahre 1809 an und verwaltete sie bis 1819.

Vieles hat er während dieser zehnjährigen Wirksamkeit zum Nutzen und Frommen des Bezirks in jenen schweren Zeiten geleistet, manchen Mißbrauch abgeschafft, z. B. die häufigen und drückenden Militärfrohnden, manche wirthschaftliche Verbesserung eingeführt, deren Wohlthaten noch heute nachwirken. Durch seine musterhafte Verwaltung, strenge Rechtlichkeit und sein menschenfreundliches Benehmen erwarb er sich die allgemeinste Liebe und Verehrung. Und doch ließ ihn nach der Kammerauflösung im Jahre 1842 dieser Bezirk, dessen Abgeordneter er

seit 1831 war, bei der Abgeordnetenwahl so schmählich fallen!

Im April 1819 mußte Itzstein wider seinen Willen und trotz seiner Vorstellungen, in Folge eines Cabinetsbefehls, die Stelle eines Hofgerichtsraths in Mannheim annehmen.

Somit endete Itzstein's Staatsdienerleben und es beginnt nun für ihn das öffentliche, dem er sich bald zuwendete, bis auf den heutigen Tag treu blieb und fortwährend seine Zeit und seine besten Kräfte widmet. Er ist seitdem mit der staatlichen Entwickelung Badens so eng verflochten, daß die Geschichte der badischen Landtage zugleich auch die Geschichte seines Lebens ist.

Die badische Verfassung, vom Großherzog Karl 22. August 1818 verliehen, war erst unter seinem Nachfolger in's Leben getreten, die Stände wurden zum ersten Male 22. April 1819 zusammenberufen. Schon zum zweiten Landtage, 28. März 1822 wählte die Stadt Mannheim Itzstein zu ihrem Vertreter. Itzstein folgte diesem ehrenvollen Rufe, obwohl an das Hofgericht ein Schreiben eingelaufen war des Inhalts: „man erwarte, daß keiner der Hofgerichtsräthe eine auf ihn fallende Abgeordnetenwahl annehmen werde.“ Itzstein erklärte sofort, er lasse sich das schönste verfassungsmäßige Recht nicht nehmen und werde der ersten aller Pflichten gehorchen, nämlich der: dem Rufe des Volkes zu seiner Vertretung zu entsprechen.

Gleich nach seinem Eintritt in die Kammer erkannten seine Amtsgenossen seine Geschäftskenntniß und biedere Gesinnung und wählten ihn alsbald zum ersten Secretär — ein schwerer Dienst, weil damals noch keine Schnellschreiber die Fassung der Protocolle erleichterten. Vom ersten Augenblicke an war er der unerschütterliche Vertheidiger der Rechte des Volkes und der Stände, wie sie in der Verfassung gegründet sind. Er entwickelte eine bewundernswerthe Thätigkeit und unterzog sich mit eisernem Fleiße den Arbeiten der Budgetcommission, welche damals noch neu und eben darum besonders schwierig waren.

Auf das Kräftigste vertheidigte er den von einem andern Kammermitgliede verfaßten Bericht über den Militäretat und die darin angestellten Anträge auf Ersparnisse, deren Nothwendigkeit die Regierung selbst anerkannt hatte. Die Anträge wurden von der Kammer angenommen. Unterdessen erfolgte am 28. Januar ein großherzogliches Schreiben: „Wir erklären demnach, daß, da Wir außer Stand sind, mit der bewilligten Summe Unsere Bundespflichten zu erfüllen; Wir erklären ferner, daß Wir durch Unsere Stände in Erfüllung Unserer Bundespflichten nicht gehindert werden können, Wir als Mitglied des deutschen Bundes das erforderliche Bedürfniß Unseres bundesmäßigen Militärs für die laufende Finanzperiode auf die jährliche Summe von 1,600,000 fl. festsetzen."

In der nächsten Sitzung (30. Januar) kam die Sache abermals zur Sprache. Itzstein trat bei dieser Gelegenheit zum ersten Male mit seiner ganzen Entschiedenheit auf und sprach also:

„Meine Herren! Es ist, wie der Herr Berichterstatter (Duttlinger) vorgetragen hat, ein schwerer gewichtvoller Augenblick, in welchem wir uns gegenwärtig befinden. Denn es handelt sich nicht mehr um das Geld, sondern es gilt jetzt die uns allen theure und heilige Verfassung, es gilt die Würde der Kammer, es gilt Sein oder Nicht-*sein* in der öffentlichen Meinung! Darum halte ich es für *Pflicht*, mich mit gewohnter Freimüthigkeit auszusprechen, nicht, um meine Meinung auf andere zu übertragen, denn es möge jeder mit sich und seinem Gewissen zu Rathe gehen, sondern meine Ansicht von der Sache offen, wie es einem Deputirten zusteht, zu beurkunden."

„Ich scheide vordersamst die Person unseres Regenten von diesem Gegenstande. Sie steht von uns allen hochgefeiert, erhaben und durch die Verfassung heilig und unverletzlich über uns! Der einzige Berührungspunkt, welchen die Budgetgegenstände zwischen dem Regenten und den Ständen darbieten, ist die Civilliste und die Appanagen."

„Dieser Gegenstand, meine Herren! ist von der Kammer erledigt, und die Art und Weise, wie sie ihn erle-

digt hat, beurkundet unverkennbar ihre tiefe Ehrfurcht und ihr Streben, die Person des Fürsten und sein Haus mit demjenigen Glanze zu umgeben, welchen die Kräfte des Staats gestatten. Alles andere also und auch der Militäretat sind Verwaltungsgegenstände, und wir haben es hier lediglich mit der Regierung zu thun. Wir haben hier nicht persönliche Rücksichten eintreten zu lassen, wohl aber den Zustand des Volks, zu dessen Verbesserung die Kammern versammelt sind, und die Gewißheit in's Auge zu fassen, daß wir die Steuern erhöhen müssen, wenn nicht Ersparnisse bei dem Militär- und dem Civiletat eintreten."

„Nun hat die Kammer in einer ihren letzten Sitzungen den von der Regierung gemachten Antrag, „für den Militäretat jährlich 1,600,000 fl. oder für zwei Jahre 3,200,000 fl. zu verwilligen," mit allen Stimmen *bis* auf jene des Herrn Staatsraths Winter verworfen."

„Der nämliche Antrag der Regierung wird heute wiederholt."

„Ich habe damals nach meiner innersten Ueberzeugung, wie es mir mein Eid gebietet, und nach langer vorheriger Prüfung gestimmt. Es ist der Stand der Sache noch heute ganz derselbe. Es sind endlich heute so wenig wie damals jene Bundestagsbeschlüsse über das Militär, die immer vorgeschoben werden, bei uns in Baden bindendes Gesetz."

„Ich kann meine Abstimmung vor Gott dem Allmächtigen, vor meinem Gewissen und vor meinen Mitbürgern rechtfertigen, und bin ruhig über alle Folgen. Meine Ruhe und Zuversicht gründet sich auf das feste Vertrauen, welches ich zu unserm erhabenen Regenten, dem das Wohl des Landes und des Volkes theuer ist, und zu der hohen Regierung, wie ich sie größtentheils hier versammelt sehe, habe. Aber ich wüßte nicht zu rechtfertigen, wüßte es nicht mit meinen Pflichten in Einklang zu bringen, wenn ich jetzt gegen diese meine frühere Ueberzeugung und gegen meinen Eid anders stimmen wollte als ich vor 3 Tagen gestimmt habe. Ich wüßte nicht, wie eine freie Abstimmung, ein freies Wirken der Kammer, hervor-

gehend aus ihrer innern Ueberzeugung, möglich und denkbar wäre, wenn nach jeder Abstimmung ein Rescript erschiene des Inhalts wie das gestrige!"

Die Kammer trat mit 30 gegen 29 Stimmen Itzstein's Ansichten bei und beharrte bei ihrem früher gefaßten Beschlusse. Die mächtige Hofpartei benutzte dieses Ereigniß, die schon lange dauernde Spannung zwischen Regierung und Volksvertretung zum entschiedenen Bruche zu bringen: den folgenden Tag wurde auf Befehl Sr. königl. Hoheit der Landtag geschlossen. Die Regierung sandte der entlassenen Kammer im Regierungsblatte vom 6. Februar 1823 ein Manifest nach, in welchem sie dieselbe in den Augen des Volks verdächtigte, die Volksvertreter seien an Allem Schuld, darin liege der Grund erfolgloser siebenmonatlicher Landtagsverhandlungen. Die Angeschuldigten konnten sich nicht einmal vertheidigen, da die Censur keine Entgegnung gestattete. Die Regierung ging in ihrem Unwillen so weit, daß sie nicht ein einziges der von ihr doch selbst vorgelegten und von den Kammern angenommenen Gesetze sanctionirte, und gewährte nicht einen der theils von den beiden Kammern vereint, theils von einer oder der andern Kammer allein an sie gebrachten Wünsche, Vorschläge oder Bitten. Nicht ein Moment des Wirkens sollte dieser verhaßte Landtag zurücklassen; um ihn zu strafen, sollten auch dem ganzen Volke die Früchte seiner Thätigkeit entrissen sein.

Die Führer der Opposition wurden mit kleinlichem Hasse verfolgt, und Itzstein wurde nach Entlassung der Abgeordneten, noch während seines Aufenthalts in Karlsruhe, wo er im Auftrage der Kammer die Protocolle redigirte, an das Hofgericht zu Meersburg versetzt. Seine Gegenvorstellungen gegen jene Versetzung, die auf das Störendste in seine Familien- und Vermögensverhältnisse eingriff, blieben fruchtlos. Obgleich der Reichsdeputationsschluß allen Beamten des Reichs zugesichert hatte, daß sie nur da eine Anstellung anzunehmen brauchten, wo sie beim Uebertritt ansässig waren, beharrte die

Regierung doch auf ihrer Forderung und drohte mit Verlust der Stelle und des Gehalts, wenn Itzstein sich nicht füge. Aerger und Kränkung — er war sogar unter polizeiliche Aufsicht gestellt! — verbunden mit den Landtagsarbeiten, warfen ihn auf's Krankenlager, und ein schweres Nervenleiden machte den Ueberzug nach Meersburg unmöglich. Trotz der ärztlichen Zeugnisse mußte sich der Hofgerichtsdirector in höherem Auftrage doch zu wiederholten Malen persönlich von seinem Leiden überzeugen — so weit trieb man die Verfolgung!

Die kleinen Gemüther befiel Furcht wegen der großen Ungnade, in die der Mann gefallen war, der seine Pflicht gethan hatte: die sogenannten „alten guten Bekannten," mit Ausnahme weniger Biedermänner, wichen Itzstein ängstlich aus und mieden seinen Umgang. So ist der Pöbel der sogenannten Gebildeten!

Gestützt auf den Reichsdeputationsschluß verlangte Itzstein nach der Wiederherstellung seine Pensionirung. Sie wurde ihm verweigert, der Rechtsgang ihm erschwert und nichts unterlassen, was ihm irgend das Leben verbittern konnte. Er blieb aber standhaft, und nun erfolgte endlich die Pensionirung, die einen Einkommen-Verlust von 700—800 fl jährlich im Gefolge hatte.

Für das Verfassungsleben Badens begann jetzt eine trübe Zeit. Auf die Landtage von 1825 bis 1828 wurden wenig freisinnige Männer gewählt. Die Bürger kümmerten sich wenig um den einen noch den andern. Speichellecker, Wohldiener und niedere Knechte übergaben sogar eine Bitte um Aufhebung der Verfassung!*) Obwohl nun die Regierung erröthete und es verschmähte, auf ein so schamloses Knechteswerk einzugehen, so wurde doch die Verfassung auf dem Landtage dahin verstümmelt, daß statt alle zwei Jahre nur alle drei Jahre die Stände einberufen

---

*) An der Spitze standen zwölf Beamte: drei im Oberlande (darunter sogar Jos. Albrecht von Ittner!), zwei im Mittelrheinkreise, sieben im Odenwald, Bauland und Wertheim!

werden sollten; so sollten auch die Mitglieder, statt wie sie bisher auf acht Jahre gewählt, so daß je nach zwei Jahren ein Viertheil austrat und durch neue Wahlen ersetzt wurde, künftig auf sechs Jahre gewählt werden, nach deren Ablauf eine vollständige Erneuerung stattzufinden habe.

Itzstein suchte inzwischen die zerrüttete Gesundheit auf Reisen und in Bädern wieder. Vergebens. Seine Seele war krank; denn das Weh des Vaterlandes nagte an ihr, und deshalb mußten alle Wiederherstellungsversuche, die nur dem Körper galten, fruchtlos bleiben. Erst als eine bessere Zeit über das Vaterland heraufgekommen war, als er für dasselbe wieder mit Freiheit und Freude wirken konnte, da gesundete auch er. Es ist noch heute eine von Itzstein's Eigenthümlichkeiten, daß er krank wird oder sich doch für krank hält, sobald der Himmel des Verfassungslebens sich trübt, und fröhlich, frisch und gesund wird, sobald sich derselbe wieder aufhellt.

Mit der Julirevolution und dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold (30. März 1830) begann ein neues reges Verfassungsleben. Eines der ersten Zeichen desselben im Volke war die Wahl Itzstein's zum Abgeordneten des Wahlbezirks Schwetzingen. Diese erste Wahl gab Veranlassung, daß nachher das Volk alle übrigen Deputirten von 1822, die mit Itzstein gestimmt hatten, wieder wählte. Itzstein nahm die Wahl an. Kummer und Leiden hatten sein Haar gebleicht und er erschien in der Kammer mit schneeweißem Haar; aber eine jugendliche Seele, ein ungebeugter Muth, eine willensfrische Kraft und eiserne Beharrlichkeit wohnte in seinem Innern, und so begann er seine parlamentarische Wirksamkeit auf's Neue mit der früheren Tüchtigkeit und Entschiedenheit. Er eröffnete dieselbe mit seinem der tiefsten Seele entsprossenen Antrage auf Wiederherstellung der 1825 abgeänderten Verfassung *). Dieser Antrag ist

---

*) Auch gedruckt in (Rutenberg's) Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrh. 1. Bd. (Berlin 1843.) S. 221—230.

zu wichtig in seinen Folgen gewesen, als daß er nur so obenhin erwähnt werden dürfte.

Ehe der Redner seine Gründe entwickelte, sprach er sich aus über das was ihn bestimme, diesen Antrag zu stellen.

„Es ist nun neun Jahre, daß ich auf dem Landtage von 1822 in dem nämlichen Saale, auf dieser nämlichen Rednerbühne, unter demselben Präsidenten, mit vielen meiner ehrenwerthen Freunde, die ich nun wieder auf den Bänken der Deputirten sehe, für die Heilighaltung der Verfassung, für die Rechte meiner Mitbürger gekämpft habe, und ich berge es nicht, es ist ein erhebendes, ein lohnendes Gefühl für mich und meine Freunde, daß wir abermals hier stehen."

„Wir hatten es damals, wie jetzt, gut und treu gemeint, wir wollten nur das allgemeine Beste, und wir haben, Gott ist mein Zeuge! den in die Hände des Regenten geschwornen Eid, nur nach unsrer innigsten Ueberzeugung zu stimmen, gewissenhaft erfüllt."

„Die Gewalt der Umstände, die Gewalt der Personen trat uns damals hemmend entgegen."

„Die Kammer wurde, nachdem sie in einer ihrer letzten Sitzungen die Ehre, und ihr durch das Rescript vom 28. Januar 1823 angetastetes verfassungsmäßiges Recht, denn um dieses, und nicht um das Geld handelte es sich dort, mit 30 gegen 29 Simmen gerettet hatte, schnell geschlossen. Der ganze Landtag sollte keine Früchte tragen! Wir kehrten zurück mit dem erhebenden Bewußtsein, unsere Pflicht erfüllt und die Achtung unserer Mitbürger errungen zu haben."

„Aber! auch diese sollte uns verkümmert werden!"

„Ein Bannstrahl wurde uns nachgesendet, ein Edict vom 6. Februar 1823, zu dessen Unterzeichnung die verantwortlichen Minister den Regenten nie hätten bestimmen sollen; ein Edict, in welchem der Majorität jener letzten Sitzung alle Schuld des fruchtlosen Landtages aufgebürdet, hartnäckige Widersetzlichkeit und Ueberschreitung der ständischen Befugniß zur Last gelegt, und sogar dem Volke erklärt wurde, wie jene dreißig Stimmen allein es seien,

welche die aufgewendeten großen Landtagskosten vergeblich gemacht hätten."

„Die Majorität, zu welcher ich zu gehören stolz bin, mußte bei solchen harten Anschuldigungen schweigen und dulden. Ihr war, bei dem Mangel der Preßfreiheit, jedes Mittel zur Vertheidigung in öffentlichen Blättern benommen. Nur einzelne Stimmen*), und darunter die kräftige Stimme eines hochachtbaren Mitgliedes unserer Kammer, führten in Zeitschriften, die aber der Bürger nur selten liest, unsere Vertheidigung."

„Das Volk, niedergehalten von der Furcht, niedergehalten durch die Beamten, deren manche sogar, wie Ihnen bereits ein verehrter Redner gesagt hat, mit freventlicher und strafbarer Verletzung ihres Eides, verächtlich kriechend um die Aufhebung der Verfassung, des höchsten, des heiligsten Gutes, das der badensche Bürger besitzt, gebeten hatten, das Volk, sage ich, entzog uns dessen ungeachtet nicht seine Achtung, denn es wußte daß ihm die Kammer von 1822 die Verfassung unangetastet erhalten hatte."

„Aber der Landtag von 1825, zum größten Theile aus unfreien Wahlen hervorgegangen, griff mit hastiger Eile in die Heiligkeit der Verfassung ein und hob die Art. 38 und 46 derselben, über die theilweise Erneuerung der Kammern und über die zweijährige Landtagsperiode auf."

„Die Kammer von 1828 in gleichem Geiste und Sinne handelnd, wie jene von 1825, that keinen Schritt zur Wiederstellung der Verfassung, obgleich schon damals die Wünsche dafür in dem Lande sich laut und vielfältig aussprachen."

„Da trat endlich das ereignißvolle Jahr 1830 ein!"

Der Redner geht nun über auf die neue Gestaltung des politischen Lebens in Baden, bespricht die freien

---

*) Dazu gehört auch eine summarische Rechtfertigung in Murhard's polit. Annalen. 10. Bd. 3. Heft 1823.

Wahlen und die daraus hervorgegangene neue Kammer, und schließt dann mit folgenden Worten:

„Ist, wie Niemand verkennt, und das Ministerium selbst erklärt, die Beiwirkung der Kammer wohlthätig und nützlich, warum sie von zwei auf drei Jahre verschieben? warum das Nützliche mindern? Warum nicht weit eher auf den Gedanken kommen, jedes Jahr, wie in gar vielen constitutionellen Staaten, die Kammern zusammenzurufen?"

„Eine andere höchst nachtheilige Folge der auf drei Jahre verlängerten Landtagsperiode ist aber die dadurch entstandene Verkümmerung der heiligsten Rechte des Bürgers und seiner Abgeordneten. Das Recht der Gesetzgebung, jenes der Petitionen, das Recht der Steuerbewilligung, die Beschwerde und Anklage der Minister und obersten Staatsbeamten und so manche andere verfassungsmäßigen Befugnisse — sie alle ruhen um drei Jahre, während die ursprüngliche Verfassung in ihrer hochherzigen Tendenz sie häufiger und alle zwei Jahre eintreten ließ. Und doch ist es, wahrlich! nicht an der Zeit, dem Volke die Rechte zu beengen, welche ihm nach dem Stande der Bildung, zu dem es gekommen, nunmehr gehören. — Gefallen ist bei uns jene, durch nichts beschränkte Herrschaft, die, nur aus Einem Munde ausgehend, über die Völker gebietet, wie über eine todte Masse. Der Bürger trat in die Rechte, die ihm gehörten; Verfassungen sichern ihm solche; sie zu erhalten, sie auszubilden und in das kräftige Leben zu führen, nicht aber sie zu verstümmeln, ist die Pflicht der Regierung, wie jene der Abgeordneten, ist rathsam für beide, damit Vertrauen zurückkehre, und Ruhe eintrete in den bewegten Gemüthern!"

„Gleich wichtige Gründe sprechen für die Partial-Erneuerung der Kammern."

„Die Wahlen, das größte Recht der einzelnen Bürger, die Wahlen der Männer, welche in der Kammer über das Wohl und Wehe des Landes und seiner Bewohner zu sprechen und zu entscheiden haben, sind eines der wirksamsten Mittel, die Theilnahme an dem constitutionellen Le-

den, die Ausbildung der Verfassung zu begründen und in dem Volke zu verbreiten."

„Das Austreten eines Viertheils der Abgeordneten auf jedem Landtage erhält die Ausübung dieses Rechts im Leben, giebt Regsamkeit den Bürgern und richtigen Tact der Wahlcommissarien, während bei der in einer Periode von sechs Jahren wiederkehrenden Integral-Erneuerung der Kammer, welche in dieser Zeit nur zweimal zusammentritt, die Theilnahme, nach der Natur des menschlichen Charakters, nothwendig erkalten muß."

„Wir haben aber in der neuesten Zeit und in allen Ländern sprechende Beweise gesehen, wie nothwendig eine warme Theilnahme des Volkes an den verfassungsmäßigen Rechten ist, damit freie, selbständige Männer, welche Kraft mit Mäßigung vereinen und das allgemeine Wohl als Ziel ihres Berufes erkennen, in die Kammern treten."

„Aber nur, wenn Sie die Theilnahme des Volkes erhalten, nur wenn Sie der öffentlichen Meinung in den periodischen Wahlen Gelegenheit geben, sich auszusprechen, nur dann erhalten Sie in dem Resultate dieser Wahlen den Ausdruck, die Organe der öffentlichen Meinung — und diese zu erkennen, einzuflechten in den gebliebenen Theil der Kammer, das war der große Zweck des Stifters unserer Verfassung, das ist die gewiß wohlthätige Wirkung der partiellen Erneuerung der Kammer."

„Eine weitere, für Regierung und Volk gleich wohlthätige Folge der partiellen Erneuerung der Kammern, wie sie der Art. 46 der Urverfassung vorschrieb, ist die Stetigkeit des Geistes und der Grundsätze, welche dadurch den Kammern eigen wird."

„Die großen Ereignisse des vergangenen und gegenwärtigen Jahres haben sattsam gezeigt, wie nothwendig es sei, ein stetes ruhiges Fortschreiten an die Stelle ewigen Wechsels, greller Aufregung, rascher Umwälzungen und Aenderungen zu setzen."

„Aus solchem Zustande geht kein dauerndes Wohl hervor, nur im steten und ruhigen Fortschreiten können

Staats-Einrichtungen und Gesetze sich günstig ausbilden und das Glück des Landes begründen."

„Wenn bei so vollwichtigen Gründen, deren die Berathung über diesen Gegenstand noch mehrere hervorheben wird, die Kammer von 1825 dennoch die Art. 38 und 46 der Verfassung abänderte, so kann der Freund des Vaterlandes nur trauern, daß es möglich war, so schnell und so sehr entgegen den Wünschen und den wahren Interessen des Volkes, Hand an die junge Verfassung zu legen, und Abänderungen zu treffen, über deren Räthlichkeit erst eine längere Erfahrung ein reiferes Urtheil zulassen konnte."

„Es trauert der Bürger über die schmerzliche Erfahrung, daß die Abgeordneten des Volkes, berufen, sein Wohl zu fördern und die Verfassung zu schützen, gerade die heiligsten Rechte, zum Theil aus kleinlichen Geldrücksichten, beschränkten."

„Und doch erscholl auch damals die Stimme für Wahrheit und Recht, für Festhalten an der beschwornen Verfassung laut und kräftig in diesem Saale. Die Opposition jener — glänzende Stern der Kammer von 1825 — stritt mit der Kraft eindringender Beredtsamkeit für die gute Sache, wendete sich mit gleicher Wärme an das Gefühl und an den Verstand, und entwickelte mit eben so viel Umsicht als Scharfsinn die Gründe, welche die angetragene Veränderung der Verfassung als verwerflich bezeichneten."

„Aber! die Stimme der Wahrheit verhallte, und die Abgeordneten des Landes, als walte ein böser Dämon über ihnen, beschlossen mit allen Stimmen gegen jene drei der Opposition die angetragene Abänderung der Verfassung."

„Ein Schrei der Mißbilligung drang durch das Land! Die Abgeordneten von 1825 hatten das Vertrauen des Volkes verwirkt. Die Wahlen von 1831 beurkunden dies."

„An Ihnen, Männer des Vertrauens und der freien Wahl! an Ihnen ist es nun, die Wunde wieder zu heilen, welche die Kammern von 1825 und 1828 schlugen. — An Ihnen ist es, das so schwer getäuschte Vertrauen

des Volkes auf seine Repräsentanten wieder herzustellen, die Liebe zu der Verfassung wieder zu erheben. — Erfüllen Sie den sehnlichsten Wunsch des Volkes, geben Sie dem Lande seine Verfassung zurück und setzen Sie sich dadurch ein unvergängliches Denkmal in den Herzen Ihrer Mitbürger."

Beide Kammern nahmen den Antrag an: wenige Tage nachher wurde in Folge eingeholter und zugesicherter Genehmigung von Seiten des Landesherrn die Verfassung in ihrer Ursprünglichkeit wieder hergestellt. Die Freude darüber war in beiden Kammern mächtig genug, dies glückverheißende Ereigniß *) durch ein gemeinschaftliches Festmahl zu feiern. Die Traulichkeit dabei war so groß, daß der Abgeordnete von Itzstein mit dem ersten Standesherrn „als ersten Bürger des Landes" auf fortdauernde Einigkeit anstieß.

Bald nach diesem herrlichen Erfolge erkämpfte Itzstein die Erweiterung der Verfassungsrechte, daß der jährliche Steuerbedarf sowohl als der Conscriptionsbetrag von der ständischen Genehmigung abhängig gemacht wurde. Leider ward nur der erste Antrag zum Gesetz erhoben.

Wie hier, so überall, bei allen Anträgen und allen Verhandlungen sprach sich Itzstein kräftig, frei und unerschrocken aus. Das zeigte sich besonders auch noch in seiner Rede, die er am 16. August 1831 gegen ministerielle Verschwendung hielt. **) Der Generallieutenant von Schäffer hatte gelegentlich zu verstehen gegeben, daß

*) Die hohe Bedeutung dieses Sieges lebt noch heute im Volke. Dreizehn Jahre später, beim Griesbacher Feste, wurde Itzstein während der Tafel ein Blättchen zugestellt, darauf standen mit Bleistift geschrieben folgende Verse:

Der Pathe.

Das Kind, vor 25 Jahren geboren,
Längst hätten's Feindes Hände umgebracht,
Hätt' ihm der Himmel Pathen nicht erkoren,
Die kühn wie Du ob seinem Loos gewacht.

**) S. Bibliothek politische Reden. 4 Bd. S. 93—102.

nicht er, sondern der höchstsel. Großherzog eigentlich Kriegsminister gewesen sei. Darauf entgegnete Itzstein: „Die Stände kennen nur ihn (v. Schäffer) als den Chef der Kriegsverwaltung. Er legte auf jedem Landtage die Budgets, von ihm unterzeichnet, vor; er vertheidigte solche, wie die Conscriptionsgesetze, als Präsident des Kriegsministeriums. Nur er ist also der Kammer gegenüber der nach Artikel 67 der Verfassung verantwortliche Beamte. Und wer sollte es auch sein? Der Regent selbst, wie man zu behaupten wagt? Wäre dies nicht ein wahres Traum- oder Trugbild?"

„Das ist ja eben das Wesen und der Lichtpunkt der Repräsentativverfassung, daß der Fürst, seinem Volke und dessen Vertretern gegenüber, in jener Würde, Unantastbarkeit und Heiligkeit erscheint, die ihn als Herrscher des Volks umgeben müssen, daß aber die unumschränkte Gewalt dadurch gebrochen und beschränkt wird, daß seine Minister verantwortlich sind für die Verfassung und für alle in ihren Verwaltungsbereich einschlagenden Handlungen."

„Der Regent als solcher kann also nicht Minister, nicht den Ständen verantwortlich sein. — Denn daraus würde der entsetzlichste Widerspruch folgen. Als Fürst nach der Verfassung heilig und unverletzlich, könnten ihn die Stände als Minister in Anklagestand setzen, könnten, je nachdem die Handlungen und Verfassungsverletzungen wären, auf Entsetzung, auf Einsperrung, oder auf noch härtere Strafen klagen. Nein, nie wird Baden, nie werden seine Stände sich auf solche Art verirren! Sie wollen und können nicht einem Satze, einer Behauptung Eingang gestatten, die zu Schlüssen führt, wie ich sie eben gezeigt habe. Der Herr Präsident des Kriegsministeriums wird und muß dies selbst als wahr erkennen, und wenn er als Grund für sich anführt, daß der höchstselige Großherzog die Besoldung als Kriegsminister gezogen, so müssen die Stände zwar bedauern, daß so etwas geschehen konnte, aber sie können daraus nicht das Unmögliche, nicht das Widersprechendste folgern: daß der Großherzog selbst der ihnen verantwortliche Kriegsminister

sei. — Und was wäre denn unsere Verfassung, was wäre der hohe, vielgepriesene Werth derselben, wenn Wahrheit sein könnte, was der Herr Präsident des Kriegsministeriums behauptet, wenn der Regent auch die Stelle des Ministers in seiner Person vereinigen, also Minister der Justiz, des Innern, der Finanzen, des Krieges und des Auswärtigen sein könnte?"

„Ein theures Spielwerk für das Volk, ein leeres Schattenbild für dessen Repräsentanten, ein Hohn und eine Satyre für die Großen der Erde."

„Der Regent, welcher die Ministerstellen in sich vereinigen will, schaltet dann wie ein unumschränkter Selbstherrscher nach Belieben, legt Steuern auf, wie er will, macht Ausgaben nach Gutdünken, verkümmert die Verfassung, zerstückelt das Land. — Er ist als Regent heilig und unverletzlich und muß es sein."

Itzstein's Wirksamkeit beschränkte sich während dieses Landtags jedoch nicht allein auf die erwähnten Anträge, er nahm den lebhaftesten Antheil an allen wichtigen Verhandlungen und Beschlüssen, besonders an den Budgetberathungen, und unterstützte eifrigst die Motionen seiner Freunde.

Es war ein freudiges Leben und Wirken im Ständesaale, wie es nie früher, nie wieder nachher in Baden vorkam. Mit welchem Vertrauen, mit welcher Sicherheit konnten aber auch die Abgeordneten der Volkskammer auftreten.

Der Großherzog gab dazu den ersten Anlaß durch seine Eröffnungsrede. Er sprach unter andern die unvergeßlichen Worte: „Bei meinem Fürstenwort erneuere Ich die schon öffentlich verkündete Zusicherung, die Verfassung des Großherzogthums wahrhaft zu beobachten und beobachten zu lassen, Gerechtigkeit zu üben, die Ruhe und Ordnung mit Kraft zu erhalten und Allen und Jedem gleichen Schutz und Schirm zu gewähren."

Die Erwartungen des Volkes gingen in Erfüllung: mit Vertrauen trat die Regierung den Kammern und traten die Kammern der Regierung entgegen; die Uebereinstimmung zwischen beiden beruhte nicht auf der Unter-

würfigkeit der Volksvertreter, sondern auf der allseitigen Ueberzeugung, sein Vertrauen Würdigen geschenkt zu haben und das Vertrauen des Volks zu verdienen.

Auf solchen Grundlagen ruhend lieferte dieser Landtag so bedeutende Ergebnisse, daß der zu früh verstorbene Rotteck (im Eingang seiner 1833 erschienenen „Geschichte des badischen Landtags von 1831") mit Recht sagen konnte: „Der Landtag von 1831 macht nicht nur Epoche für die Geschichte des constitutionellen Badens, sondern er ist mittelbar auch für alle anderen constitutionellen Staaten Deutschlands höchst wichtig und fruchtverheißend; ja er ist ein wahrhaft europäisches Ereigniß. — Aus der freien Wahl für 1831 ging eine Repräsentanten-Kammer hervor, wie sie bis dahin noch nirgends erschienen; d. h. eine in Grundsätzen, Richtungen und Begehren so einige Kammer, wie die Geschichte des constitutionellen Lebens in Deutschland noch keine aufweist. Hierin, d. h. in der Einstimmigkeit oder fast Einstimmigkeit aller Tendenzen und Beschlüsse in großen Dingen, besteht der eigenthümliche und edelste Charakter der badischen Volkskammer von 1831. In ihr gab es keine linke, keine rechte Seite und kein Centrum. Alle Deputirte, ohne Ausnahme, erschienen von demselben Geiste beseelt, alle sprachen oder stimmten für Erleichterung des Volkes, für Befestigung der Verfassung, für die geistigen Forderungen der Neuzeit, für die Wiederherstellung des Vernunftrechts in die ihm gebührende, aber durch die Verkehrtheit des historischen Rechts ihm längst entrissene Herrschaft."

Die Ergebnisse dieses Landtags befriedigten geistige wie materielle Interessen; die wichtigsten bestanden in den Gesetzen über Preßfreiheit, Ehrenkränkungen, bürgerliche Prozeßordnung, Aufhebung der Herrenfrohnden, Rechte der Gemeindebürger und Erwerbung des Bürgerrechts, und in einer Gemeindeordnung, wie sie kein deutscher Staat aufzuweisen hat. Zu diesen Ergebnissen gehört auch die Verminderung der Staatsausgaben, ferner eine Anzahl Motionen, als: Ablösung der Zehn-

ten und Vervollständigung des Gesetzes über Ministerverantwortlichkeit, endlich die Erledigung von mehr als 1600 Petitionen.

Der Jubel im Lande war allgemein und groß. Ueberall wurden von dem hocherfreuten dankbaren Volke seine heimkehrenden Abgeordneten für ihr schönes Wirken feierlich empfangen, herzlich bewillkommnet, und durch Ehrengaben und Festlichkeiten ausgezeichnet.

Am 3. Januar 1832 kehrten die Mannheimer Abgeordneten mit dem des 33. Wahlbezirkes nach Mannheim zurück. Sie wurden in Schwetzingen von dem Bürgermeister und den Wahlmännern Mannheims bewillkommnet und dann unter dem Jubelrufe der Einwohner wie im Triumphzuge zu ihren Wohnungen geleitet, wo jedem einzelnen noch bei Fackelscheine unter dem Zudrange des erfreuten Volkes die städtischen Musikchöre ein Ständchen brachten.

Itzstein hatte Geschäfte halber erst später seine Reise von Karlsruhe aus antreten können. Den 5. Januar empfingen ihn ganz unerwartet unterhalb Graben, wohin damals noch die Landstraße führte, mehrere Bürger, alle beritten, aus dem oberen Theile seines Wahlbezirkes. Sie begleiteten ihn weiter. Bald wuchs die Schaar der Reiter. In jedem Orte, durch den die Reise ging, mit Jubel empfangen, sah er sich bald von einer immer größeren Begleitung umgeben. So traf er in Schwetzingen ein. Die Ortsbehörde und die ganze Bevölkerung empfing ihn mit anhaltendem Jubelrufe und wiederholten Hoch! und begleitete ihn so zur Post. Dort im Saale wurde ihm von Bürgern seines Wahlbezirks zur Anerkennung seines Wirkens ein silberner Becher mit der einfachen inhaltsschweren Umschrift: OB CIVEM SERVATUM, überreicht. Der Gefeierte sprach innig gerührt seinen herzlichen Dank aus. — Der Zug ging dann weiter zu Wagen und zu Roß, wohlgeordnet: im ersten Wagen saß der Rathschreiber Schwetzingens ganz allein, den blinkenden silbernen Pokal vor sich haltend; dann folgte im zweiten Wagen Itzstein mit einigen Mitgliedern des Gemeinde-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

raths. Hinterdrein kamen die übrigen Wagen, eine lange Reihe, denen sich die Reiter anschlossen. Das versammelte Volk begrüßte den Zug mit lautem anhaltenden Hochrufe. Als der Zug an die Gemarkung Seckenheim gelangte, bewillkommneten ihn die von dort herübergekommenen festlich geschmückten jungen Bürger mit Freudenfeuer und Jubel und geleiteten ihn zu Pferd und zu Fuß weiter. Unter zunehmendem Jubel erreichte der Zug Neckarau. Nachdem der Gemeinderath Itzstein begrüßt hatte, empfing ihn der Oberbürgermeister Mannheims nebst einer Deputation von Wahlmännern. Die vielen mitgekommenen Bürger Mannheims und alle, die an den Wegen warteten, schlossen sich nun dem Zuge an, der mit Fackelbeleuchtung und Volksjubel sich langsam durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte und endlich vor Itzstein's Wohnung anhielt. Von den Beweisen so vieler Anerkennung und Liebe tief ergriffen, dankte Itzstein dem Volke und seinen Begleitern, munterte auf zum Festhalten an der Verfassung und dem wahren Fortschritte zur Freiheit und dem Bürgerglücke und brachte ein Hoch aus auf den Großherzog, dem die Verfassung eine Wahrheit sei, in welches das Volk freudig einstimmte.

Aber nicht allein in Mannheim und der Nachbarschaft fand Itzstein die wohlverdiente Anerkennung und Genugthuung für sein bisheriges landständisches Wirken — im ganzen Lande war dieselbe Theilnahme, dasselbe Gefühl der Freude und des Dankes für das, was Itzstein leistete.

Bald nach dem feierlichen Empfange in Mannheim brachten ihm die Lahrer Bürger durch einen silbernen Becher ihre Huldigung dar, und in einer Adresse bezeugten ihm 300 Bürger von Konstanz ihren innigen Dank. Bald darauf luden ihn die Bürger Rastatts zu einem Festmahle ein und überreichten ihm „Dem Beharrlichen für sein kräftiges Wirken am Landtag“ einen Ehrenbecher.

Auch die Vaterstadt gedachte jetzt ihres Itzstein's. Am 16. December 1831 hatte sich ein Ausschuß gebildet und einen lithographirten Aufruf erlassen, der also anhebt: „Der badische Landtagsabgeordnete Itzstein, einer der gro-

Bayerische Staatsbibliothek München

ßen deutschen Männer, welche die Veredelung eines freien, der Civilisation unsers Jahrhunderts entsprechenden Zustandes unseres deutschen Vaterlandes mit eben so viel Geist, Einsicht und Erfahrung als edler Unerschrockenheit, Festigkeit und Selbstverleugnung erwirken — ist in Mainz geboren."

Der Becher wurde im September 1832 erst übersandt, also nach den bekannten Bundesbeschlüssen vom 28. Juni, mit folgender Adresse, die für die Stimmung jener Tage Zeugniß giebt: „Allverehrter deutscher Mann! Als in den letzten Jahren das vaterländische Wirken so vieler Edlen in den Landtagssitzungen mehrerer constitutioneller Staaten Deutschlands dem gesammten theuren Vaterlande die Morgenröthe einer gesegneten politischen Zukunft eröffnete — da blickte eine große Zahl von wahrhaft constitutioneller Gesinnung durchdrungener Bürger der Stadt Mainz auf Sie, verehrungswürdiger deutscher Mann, in dem Gefühle eines erhebenden Stolzes, einen Sprößling ihrer Vaterstadt in den ersten Reihen jener Edlen zu zählen. Sie beschlossen, ihre Verehrung und Dankbarkeit für ihren patriotischen geraden Itzstein in Ueberreichung eines silbernen Pokals gegen Sie auszusprechen."

„Die Zeit jener freudigen Hoffnungen ist getrübt; die Morgenröthe unsrer politischen Zukunft ist hinter dunkle Wolken zurückgedrängt. Können wir aber an ihrer Wiederkehr zweifeln? Können wir die schöne Hoffnung aufgeben, daß unser geliebtes deutsches Vaterland noch mehr als den jungen Morgen einer gesegneten Freiheit, daß es ihren hellen glanzvollen Tag wiedersehen wird?"

„Edler deutscher Mann, wir blicken auf Ihr Leben, auf Ihre Schicksale, auf Ihr Wirken — Sie sind uns mit all den Hochherzigen, die Ihr Streben aufrichtig in ihrer Brust tragen, ein vertrauungsvoller Trost, eine feste Bürgschaft der dereinstigen Verwirklichung unserer gerechten Hoffnungen."

„So hat die Gabe, welche Ihnen die Unterzeichneten im Auftrage jener deutschgesinnten Mainzer überreichen, eine doppelte heilige Bedeutung: sie ist wiewohl ein schwa-

ches Zeichen ihrer Verehrung und Dankbarkeit für das, was Sie in der Vergangenheit in Ihrem Wirken für das badische Brüdervolk zum Heile für das gesammte deutsche Vaterland schufen; sie ist zugleich ein Zeichen des heiligsten Vertrauens, daß, so lange unser deutsches Vaterland seinen Itzstein und die ihm gleichgesinnten Edlen unter seine lebenden Söhne zählet, die Sonne seiner Freiheit nicht auf immer untergegangen sein wird. Mainz, 30. August 1832."

Es kamen nun für Itzstein wie für Baden trübe Zeiten.

Das neue Jahr 1832 hatte zwar noch ganz fröhlich begonnen. Die Freude über die Ergebnisse des letzten Landtags war noch allgemein, und die Hoffnung auf eine freiere Entwickelung des Staatslebens, auf eine bessere Zukunft beseelte noch alle Gemüther. Die Bedingung zu aller politischen Freiheit, zu jedem Fortschritte zum Guten und Bessern, die wahre Seele alles verfassungsmäßigen Wirkens, — die Preßfreiheit war ja errungen, sie sollte den ersten März in's Leben treten. Der große Augenblick, der ein ganzes Volk vor allen deutschen Völkern allein, eines Kleinodes theilhaftig machte, worauf es so lange sehnlichst, aber immer vergebens geharrt hatte, dieser große Augenblick, der erste März, der Tag der Einführung der Preßfreiheit kam heran und wurde an vielen Orten festlich begangen, hie und da sogar festlicher als der Neujahrstag, und zwar mit Musik und Gesang, Böllerschüssen, öffentlichen Reden, Festessen und Freudenfeuern auf den Bergen. So geschah es besonders in Freiburg und zu Riegel im Breisgau; in Pforzheim brachte man den 29. Februar den Preßzwang um Mitternacht feierlich zu Grabe und verkündete nach zwölf Uhr unter Freudenmusik die Erstehung der Preßfreiheit.

Vier Wochen später, gerade am ersten April, hatte man auch zu Weinheim an der Bergstraße eine ähnliche Feier *) veranstaltet. Ueber zweihundert Theilnehmer

*) Ausführlich beschrieben in der kleinen, jetzt schon seltenen Schrift: Das Fest der freien Presse zu Weinheim

hatten sich zu einem Festessen eingefunden, Männer aus Baden, den beiden Hessen, Baiern und Frankfurt, auch einige Polen und Griechen. Als Ehrengäste waren dazu geladen mehrere Abgeordnete der badischen Kammer, aus Heidelberg Mittermaier und Winter, aus Mannheim v. Itzstein, Gerbel und Mohr, aus Seckenheim Kerner und aus Weinheim Grimm. Zum Festsaale diente ein großer Raum des ehemaligen Carmeliterklosters. Auf den zerfallenen Mauern des alten Bergschlosses Windeck wehte die badische Fahne, und Böllerschüsse verkündeten von dort her um ein Uhr den Beginn des Festmahles. Itzstein wurde zum Präsidenten des Festes gewählt. Nachdem man dem Großherzog Leopold, dem Fürsten, „der dem Volke das Recht des freien Wortes zurückgab," ein dreifaches Lebehoch ausgebracht hatte, erhob sich Itzstein und sprach also: „Es ergreift mich ein erhebendes Gefühl, wenn ich diesen herrlichen Verein von Männern überblicke, aus verschiedenen Ländern, sich zum großen Theile ganz fremd und doch nahe befreundet durch Gleichheit und Uebereinstimmung der Gesinnungen; wenn ich sehe, wie sie sich die Bruderhand reichen, um die Freude darüber zu theilen, daß Badens Regierung zuerst ihrem Volke zurückgegeben hat, was nur ungerechte Gewalt dem Menschen vorenthalten kann, das heilige Recht der freien Rede, der freien Presse. (Lange Unterbrechung durch allgemeines Händeklatschen.) Möge dieses schöne Beispiel der badischen Regierung in immer größeren Kreisen nach und nach auf alle deutsche Staaten sich ausdehnen und dadurch Deutschland auf jene Stufe erheben, welche ihm gebührt. (Allgemeines Bravo!) Mögen aber auch die Badener — und ich darf dies von ihrem gesunden Sinne hoffen — das errungene Recht üben mit würdevoller Mäßigung und mit Kraft! Nicht die Aufregung der Völker — nicht das Drängen nach gewaltsamem Umsturze sei das Ziel unserer Preßfreiheit. Ruhige, beson-

---

an der Bergstraße. Beschrieben von einem Augenzeugen. Heidelberg bei Georg Reichard 1832.

nene Belehrung der Bürger über ihre verfassungsmäßigen Rechte und Pflichten, so wie über jene der Regenten und Regierungen, furchtlose Aufdeckung aller Mängel und Gebrechen der Verwaltung, kräftige Rüge jeglichen Unrechts, es möge sich zeigen, wo es wolle — das ist die wahre Aufgabe der freien Presse! (Bravo! Bravo! von allen Seiten.) Durch solchen Gebrauch wird sich der Geist und die öffentliche Meinung in Deutschland immer mehr erstärken, dann aber, seien Sie dessen, meine Herren! gewiß, wie ein gewaltiger Strom, ruhig, jedoch unaufhaltsam seinem Ziele entgegeneilen. Diesem würdigen Gebrauche der freien Presse bringe ich ein Hoch!" Die ganze Versammlung stimmte lautjubelnd ein.

Es folgten nun noch allerlei Trinksprüche, Reden und Lieder. Ein Pole hatte in seiner feurigen Rede der edlen deutschen Jugend gedacht und gemeint, daß sie vollenden müsse, wozu die Alten den Grund gelegt hätten. Darauf erwiederte Studiosus Brüggemann (jetziger Redacteur der Kölnischen Zeitung), daß mehr als jugendlicher Enthusiasmus zur „Vollendung der sich emporarbeitenden Welt-Erneuung" gehöre, und fuhr dann fort: „Wohl ist die Jugend von einer heiligen Begeisterung für Volksfreiheit und Volkswürde entflammt, wohl ist sie bereit, für das Höchste freudig alles Liebe und Theure zu opfern; aber das im blendenden Glanze des endlichen Zieles schwelgende Auge weiß nicht den langen und beschwerlichen Weg im dunkeln Gestrüppe zu suchen, dem überströmenden Herzen ist die ruhige Klugheit fern, dem hoffnungstrunkenen Opfermuthe fehlt Ausdauer und männliche Festigkeit. — Die bewegte gährende Zeit verlangt vor Allem Männer, besonnene, unbeugsame Männer, wie die der badischen Volkskammer. Baden ist jetzt der erste deutsche Staat mit Preßfreiheit."

„Solche Festigkeit thut uns Noth! Wir bedürfen Männer, welche das Volk retten, indem sie ihm Recht verschaffen, und so dem revolutionären Geiste die Waffe entreißen; Männer, welche die Regierung retten, indem sie

dieselbe weise erleuchten. Meine Herren! verzeihen Sie die Unbescheidenheit, in solch unerfahrener Jugend meine Ansichten so offen vorzutragen. Vaterlandsliebe trieb mich; sie möge mich entschuldigen! Ich bringe also der echten Männer-Art, dem besonnenen aber auch unbeugsamen Willen — und als einem der Repräsentanten solches Sinnes, dem allverehrten Abgeordneten v. Itzstein ein donnerndes Hoch!"

Kräftig stimmten alle Anwesenden in dieses Hoch ein.

Wilhelm Schulz von Darmstadt brachte dann die Worte Johann Hussens in Erinnerung:

Ihr bratet jetzt eine Gans,
Doch bald wird kommen ein Schwan,
Den werdt Ihr müssen ungebraten lan,

und knüpfte an diese prophetischen Worte allerlei schöne Hoffnungen.

Das Fest ging ganz heiter zu Ende, aber der erste April war ein gar ominöser Tag: die Gans wurde bald gebraten, und der Schwan läßt lange auf sich warten.

Schon im Frühjahr 1832 verbreiteten sich Gerüchte, das Preßgesetz würde in Folge höheren Einflusses nächstens wieder aufgehoben werden.

In verschiedenen Theilen des Landes kamen die Männer zusammen und unterzeichneten Adressen an den Großherzog, worin sie nicht allein um Erhaltung der Preßfreiheit baten, sondern sogar ihre Anhänglichkeit an den Regenten dahin aussprachen, daß sie mit Gut und Blut bereit seien, den bestehenden Zustand, die Preßfreiheit und ihren Landesherrn zu vertheidigen und zu schützen. Auch traten allenthalben Freiwillige zusammen, die sich zu diesem Zwecke in den Waffen übten. In Mannheim geschah dies unter dem Major v. Haisch. Zugleich fand unter Itzstein's Leitung eine Volksversammlung statt, die dann eine Adresse in obigem Sinne an den Großherzog entwarf, die in wenigen Stunden 1200 Unterschriften erhielt.

Den 28. Juni erschienen die bekannten Bundesbe-

schlüsse. Baden fügte sich, obschon nur nach hartnäckig versuchtem Widerstande beim Bunde, endlich dennoch und veröffentlichte im Regierungsblatte vom 28. Juli und 20. August die Bundesbeschlüsse und hob dadurch das Preßgesetz in seinen wichtigsten Theilen auf.

Der Landtag begann am 20. Mai 1833 unter den traurigsten Aussichten. Das Preßgesetz war factisch aufgehoben. In einer geheimen Sitzung vom 3. Juli, deren Protocolle jedoch auf Befehl der Regierung nicht gedruckt werden durften, suchte sich die Regierung zu rechtfertigen. Sie versprach dann, durch ein Provisorium das nunmehr mangelhafte Preßgesetz zu ergänzen und den Wünschen der Kammer, die durch einen Commissionsbericht ausgesprochen waren, baldigst zu entsprechen — was bis heute jedoch (trotz allen auf jedem Landtage wiederholten Mahnungen von Seiten der Kammer) nicht geschehen ist! — Die Wirksamkeit der Kammer auf diesem Landtage beschränkte sich größtentheils auf den Staatshaushalt, die Appanagen und die Forstgesetzgebung.

Itzstein begründete zu Anfange des Landtags die Motion zu einem Gesetzentwurfe, kraft dessen die jährliche Rekrutenaushebung nur mit der Zustimmung der Stände stattfindet, und erstattete mehrere Berichte über die Rechnungsnachweisungen der in der verflossenen Landtagsperiode bewilligten Mittel.

Im Laufe der Landtagsverhandlungen erhielt Itzstein die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Frau, die gerade damals zu Hallgarten im Rheingau war. Er reiste dorthin ab und traf sie zwar noch lebend, sie verschied aber wenige Stunden nachher in seinen Armen. *) Tief erschüttert vermochte er nicht länger an dem Orte

*) Sie gebar ihm zwei Kinder: eine Tochter und einen Sohn. Der Sohn starb in seinem sechsten Jahre, als er eben mit der Mutter bei deren Eltern in Koblenz war. Die Tochter ist verheirathet an den großh. badischen Hofrath Eisenlohr, Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Karlsruhe und Director des physicalischen Cabinets daselbst.

der Trübsal zu verweilen. Er entschloß sich, obwohl sehr angegriffen und leidend, nach Karlsruhe zurückzukehren. Kaum war er hier, so erkrankte er und mußte nun, fern von aller anstrengenden Arbeit, in Mannheim weilen. Kaum einigermaßen genesen, eilte er wieder nach Karlsruhe, um den übertragenen Budgetbericht anzufertigen. Er erkrankte abermals, bearbeitete jedoch das Budget im Bette liegend und mußte so täglich einem Finanzrathe, der von Seiten des Finanzministeriums geschickt war, die nöthigen Aufschlüsse ertheilen. Nach erlangter Genesung erschien er wieder in der Kammer und vertheidigte mit gewohntem Eifer und Kraft das Budget. Am 12. November wurde die Ständeversammlung geschlossen.

Die Landtage, die nun folgten, 1835, 37 und 39, waren in allen großen Fragen (den Anschluß an den Zollverein ausgenommen) ganz erfolglos, die Opposition war nicht mehr in der Mehrheit, die Regierung huldigte dem Rückschritt, das Volk war niedergebeugt. Itzstein und die übrigen Mitglieder der Opposition kämpften jedoch in der Minderheit eben so unerschrocken und kräftig wie vorher, leider immer erfolglos, was sich sogar auf die Geldbewilligungen erstreckte, so daß Itzstein als der Hauptsprecher in den Budgetangelegenheiten mehrmals erklärte, es sei bei einer solchen Lauheit und Nachgiebigkeit fast nicht mehr der Mühe werth, einen Bericht über das Budget mit Anträgen auf Ersparniß zu machen.

Im Volke war jedoch die schöne Erinnerung an die herrlichen Tage von 1831 nicht ganz erloschen. Dies beurkundet manches Zeichen der Liebe und Verehrung, welches in dieser traurigen Zeit doppelt erfreulich sein mußte.

Noch während des Landtags von 1833 verehrten ihm 239 Bürger von Müllheim einen silbernen Becher zur Erinnerung an die Wiederherstellung der Verfassung den 26. März 1831.

Den 15. März 1835 ertheilte ihm die Stadt Mannheim das Bürgerrecht „in dankbarer Anerkennung (wie es in der Urkunde heißt) der von Wohldemselben in seiner Wirksamkeit als landständischen Abgeordneten bei viel-

fachen Gelegenheiten gegen unsere Stadt bethätigten günstigen Gesinnungen", und am 16. August desselben Jahrs sandten ihm Bürger von Lörrach eine Dankadresse, welche also anhebt:

„In der gegenwärtigen Zeit, wo von der Partei der Reaction Alles versucht wird, um diejenigen Männer, welche das Vertrauen und die Liebe des Volks genießen, in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, zu verdächtigen und um die Macht ihres Ansehens zu bringen, in der gegenwärtigen Zeit ist es nothwendig, daß das Volk seinen standhaften und unerschrockenen Vertretern öffentliche Beweise seines fortdauernden Vertrauens und seiner unveränderlichen Anhänglichkeit zu erkennen giebt. Da der jetzige traurige Zustand der Presse uns nicht erlaubt, in einem öffentlichen Blatte unser Zeugniß laut auszusprechen, so haben wir diesen schriftlichen Weg betreten." Der Schluß lautet: „Fahren Sie fort, edler, würdiger Mann, als muthvoller Streiter für Freiheit und Recht den Kampf zu bestehen, mit der Kraft ihres Geistes Ihre treuen Freunde zu erfreuen, die Schwankenden zu ermuthigen, und der Herrschsucht jeder Aristokratie Schranken zu setzen! In unseren Herzen wird der Name Itzstein stets ein freundlicher heiliger Name sein, dessen bürgerliche Tugend die schönste Ehrenkrone eben so besitzt als verdient den laut ausgesprochenen Dank des Vaterlandes!"

Als Beweis des Volksvertrauens darf ferner nicht vergessen werden, daß die Schopfheimer Itzstein zu Ehren ihr neues Schützenhaus „der Itzstein" nannten.

Dies Ereigniß verdient eine nähere Erwähnung, denn es bestätigt die Umtriebe einer gewissen Partei, die Alles aufbot und auch jetzt noch, wo sie sich Erfolg verspricht, aufbietet, jede Volksauszeichnung den Männern des Volkes zu verkümmern, zu verbittern oder gar zu vernichten.

Schopfheims uralte, schon lange vor dem Großherzogthum Baden bestehende, reichbegüterte Schützengesellschaft wollte sich auf ihrem Eigenthume, auf einem schö-

nen Berge mit einer herrlichen Aussicht auf Schopfheim und in's Wiesenthal, ein neues Schützenhaus bauen und ihm den Namen „Itzstein" geben. Zu der Grundsteinlegung und Taufe des Gebäudes hatte die Gesellschaft den Beamten eingeladen, der denn auch der Festlichkeit beiwohnte. Das großh. Ministerium sah darin und in der Benennung des Hauses ein Unrecht, versetzte den Beamten zur Strafe nach Schönau, einem fernen Orte im Wiesenthale, verbot den Bau des Hauses und schloß die Schützengesellschaft auf zwei Jahre. Itzstein wirkte bei dem Minister Winter zu Gunsten des Beamten, der denn auch nach einem halben Jahre nach Neckarbischofsheim versetzt wurde. Das Schützenhaus selbst baute ein einzelner Bürger für die Schützengesellschaft, der es aber nicht gelang, die verfügte zweijährige Aufhebung rückgängig zu machen. Einige Zeit nach Ablauf dieser zwei Jahre sendete Itzstein sein lithographirtes Bildniß der Gesellschaft, die dasselbe in ihrem Hause aufhängte. Kaum erhielt der Regierungsdirector in Freiburg Kunde davon, so befahl er, bei Strafe, das Bild zu entfernen, zugleich aber erklärte er die Schützengesellschaft für immer aufgehoben! Itzstein ersuchte nun die Gesellschaft, sein Bildniß wegzuthun, es könne ja nicht darauf ankommen, ob das Gesicht in dem Zimmer hänge, die Liebe der Schützen trage es ja im Herzen, — gegen die Aufhebung der Gesellschaft aber würden sie gewiß bei dem Ministerium mit Erfolg sich beschweren. Und so geschah es: der merkwürdige Beschluß des Regierungsdirectors wurde (hoffentlich wirklich für immer!) aufgehoben und auf den censirten Landkarten ist der Itzstein im Wiesenthale zu finden.

Itzstein war von nun an der Vorkämpfer bei allen großen Fragen der Zeit. Wollte man seine landständische Wirksamkeit in's Einzelne verfolgen, so müßte man jeden seitdem in Baden zur Verhandlung gekommenen Gegenstand erörtern, denn Itzstein's Stellung war bald so hervorragend und einflußreich, daß man ihn eher als irgend ein Mitglied einer deutschen Kammer „das Haupt der Opposition" nennen kann. Muthig und kühn, aber

auch besonnen und mäßig vordringend in den Zeiten des frischen Lebens und des Fortschrittes, — unerschütterlich ausharrend und seine Stimme kräftig erhebend für das Gute und Rechte allen Hindernissen zum Trotze in den trüben Zeiten des Rückschrittes, war sein Wirken stets von tiefen Eindrücken und oft überraschenden Erfolgen begleitet. Selbst in der langen traurigen Zeit von 1834 - 1839 beantragte er unausgesetzt die Wiederherstellung der Preßfreiheit und die Verbesserung der Rechtspflege, sprach feurig für die Begnadigung der politischen Vergehen und die Wiedereinsetzung der Professoren v. Rotteck und Welcker, zog mit eben so viel Tact als Entschiedenheit zuerst in Deutschland die hannover'sche Verfassungsfrage und zwar auf drei Landtagen (1837, 38 und 39 *)) in den Bereich der parlamentarischen Wirksamkeit anderer Staaten, und wurde so Muster und Führer für die freisinnige Partei in allen deutschen Kammern.

Seit 1831 war Itzstein ununterbrochen Präsident der Budgetcommission, Mitglied des ständischen Ausschusses und der Commission zur Prüfung der Staatsschuldentilgung, und gehörte auch stets zu den Candidaten, welche die

---

*) Der letzte Antrag vom Jahre 1839, der mit 58 Stimmen der Kammer einstimmig angenommen wurde, lautete:

„Es wolle die Kammer in Erwägung, daß durch „die einseitige Aufhebung der hannöverschen Verfassung „von 1833 der selbst durch den Art. 56 der Wiener „Schlußacte verbürgte öffentliche Rechtszustand in Deutsch„land gestört, und damit die Ruhe und gesetzliche Ord„nung auf das Empfindlichste bedroht ist, die zuversicht„liche Erwartung aussprechen, die hohe Regierung werde „mit allen ihr zu Gebote stehende Mitteln bei der ho„hen Bundesversammlung darauf hinwirken, daß die „hannöversche Verfassung von 1833 baldigst wieder her„gestellt, und dadurch eine wesentliche Störung des „Rechtszustandes in Deutschland, so wie die täglich stei„gende Unruhe des deutschen Volkes über Mangel eines „kräftigen und gesetzlichen Schutzes der bestehenden Ver„fassungen beseitigt werde.“

Kammer der Regierung zur Wahl des Präsidenten vorschlägt. Auch die Regierung näherte sich ihm 1832 wieder, indem sie ihm eine ehrenvolle Stellung am höchsten Gerichtshofe des Landes unter den vortheilhaftesten Bedingungen anbieten ließ; Itzstein lehnte dieselbe indessen ab. Die Grundsätze, welche ihn zu so vielen Opfern veranlaßt hatten, bestimmten ihn auch damals, für immer in den Reihen der Bürger und der unabhängigen Vertreter des Volkes zu bleiben.

Nach einigen ruhigen Landtagen erschien endlich wieder einmal ein recht bewegter. Gleich nach Eröffnung der Kammern, 19. April 1841 begann der Urlaubsstreit und war der rothe Faden, der alle Verhandlungen hindurch ging.

Die badische Kammer zählte von jeher viele Staatsdiener zu ihren Mitgliedern, und unter diesen selbständige, freisinnige Männer: v. Rotteck, Welcker, Duttlinger, Mittermaier, Aschbach, Hoffmann, Sander u. A.; auch v. Itzstein war in den ersten Jahren seines ständischen Wirkens im öffentlichen Dienste. Der Urlaub der vorgesetzten Behörde steht nicht unter den Bedingungen, welche die Verfassung für den Eintritt in die Kammer fordert. Die Regierung verlangte dagegen, als ihr Recht, daß kein Staatsdiener in die Kammer trete ohne ihre Erlaubniß. In diesem Jahre versuchte sie nun durch Verweigerung des Urlaubs an die Abgeordneten Aschbach und Peter ihr angebliches Recht geltend zu machen. An der Spitze der Regierung stand der Staatsminister Freiherr von Blittersdorff, welcher die Wiener Ministerverabredungen gegen die badische Verfassung durchführen wollte. Der Artikel 23 dieser geheimen Beschlüsse*) aber sagt: „Man wird den Grundsatz festhalten, daß Staatsbeamte zu ihrem Eintritte in die Kammern die Genehmigung des Landesherrn bedürfen.“

Die Kammer wahrte nicht minder ihr seit 22 Jahren

*) Später öfter gedruckt. Im J. 1844 kamen sie in der badischen Kammer zur Sprache.

unangefochtenes Recht. In der Sitzung vom 19. Mai erstattete Bekk (jetziger Präsident des Ministeriums des Innern) den zweiten Commissionsbericht über die Urlaubsverweigerung. Er schlug der Kammer den Weg der Beschwerde an den Großherzog vor und theilte dann die darauf bezügliche von der Commission einstimmig vorgeschlagene Adresse mit. In der sehr stürmischen Sitzung vom 22. Mai wurde diese Adresse fast einstimmig angenommen.

Nach beinahe vierwöchentlicher Vertagung kam die Kammer den 22. Juni zuerst wieder zusammen. Die Urlaubsfrage schwebte noch immer. In der Sitzung vom 6. Juli stellte Itzstein den Antrag, jede Berathung und Schlußfassung ausgesetzt zu lassen, bis die Urlaubsfrage erledigt sein würde; der Antrag wurde jedoch abgelehnt. Am 13. Juli erfolgte endlich der dritte Commissionsbericht in dieser Angelegenheit. Der Antrag lautete: „die Kammer erklärt, daß sie bei der am 7. und 22. Mai ausgesprochenen Rechtsüberzeugung verharre.“ In der Sitzung vom 17. Juli ward dieser Commissionsantrag mit 34 Stimmen gegen 21 angenommen, nachdem sich Itzstein kurz vorher, jedoch vergeblich, bemüht hatte, seinen früheren Antrag auf Incompetenzerklärung der Kammer zu weiteren Arbeiten durchzusetzen. Am 4. August, nachdem die Kammer das halbjährige Budget bewilligt hatte, wurde der Landtag auf unbestimmte Zeit vertagt.

Kaum waren die Abgeordneten heimgekommen, so erschien am 6. August folgendes Manifest:

„Leopold, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen.

Die zweite Kammer Unserer Stände glaubte mittelst zweier im Wesentlichen gleichförmiger Beschlüsse vom 7. und 22. Mai l. J. ein Uns kraft Unserer souveränen Gewalt und der §§. 5 und 82 der Verfassungsurkunde unläugbar zustehendes Recht, das Recht der Urlaubsverweigerung, in Beziehung auf diejenigen Unserer Diener, welche zu ständischen Abgeordneten gewählt worden sind, bestreiten zu dürfen; sie hat in der Aus-

übung dieses Unsers Rechts sogar eine Verletzung der Verfassung erblickt und, die ihr entwickelten Gegengründe nicht beachtend, gegen die Mitglieder Unserer obersten Staatsbehörde förmliche Beschwerde geführt. Nachdem aber diese Beschwerdeführung durch Versagung des Beitritts der ersten Kammer Unserer Stände in verfassungsmäßiger Weise erledigt und gleichzeitig zur Vereinbarung über einige, in Fällen der Urlaubsverweigerung entstehende Nebenfragen der Weg eröffnet war, hat Unsere zweite Kammer, statt sich wenigstens nunmehr zu beruhigen und die weitern Ergebnisse abzuwarten, in ihrer Sitzung vom 17. v. M. nicht nur gegen das Recht der Urlaubsverweigerung Verwahrung eingelegt, sondern auch damit eine Erklärung verbunden, die eben so unbegründet als ungeeignet ist. Unbegründet ist diese Erklärung, sofern sie die Behauptung wiederholt, durch die Ausübung des gedachten Uns nothwendig zustehenden Rechts werde der verfassungsmäßige Bestand der Kammer und also die Verfassung verletzt; — ungeeignet müssen Wir die nämliche Erklärung finden, sofern sie die im Fortgang der Landtagsgeschäfte eingetretene Hemmung mit der Erhebung eines unfruchtbaren Streites entschuldigt, und die Verantwortung, die hieraus für die zweite Kammer erwächst, auf die Mitglieder Unserer obersten Staatsbehörde hinzuwälzen sucht. Wir beklagen die Verirrung Unserer zweiten Kammer, so wie ihr, wohl nur auf mißverstandener Consequenz beruhendes Festhalten an einmal gefaßten Beschlüssen, geben Uns jedoch gern der Hoffnung hin, sie werde bei ruhiger Erwägung eine richtigere Ansicht gewinnen. Zu Unseren geliebten Unterthanen hegen Wir das Vertrauen, daß sie, von dem treuen und verfassungsmäßigen Wirken Unserer obersten Staatsbeamten aus langer Erfahrung überzeugt, deren standhafte Vertheidigung Unserer verfassungsmäßigen Rechte in jeder Hinsicht billigen, am wenigsten daher ungebührlichen Verdächtigungen Gehör schenken werden, welche sich einzelne Ständemitglieder gegen dieselben erlaubten. Von Unsern Die-

8*

nern endlich sind Wir gewärtig, daß sie keine Gelegenheit versäumen werden, irrige Ansichten rücksichtlich des fraglichen Gegenstandes zu berichtigen und jedem Versuch mit Nachdruck zu begegnen, der zur Verbreitung solcher Ansichten gemacht werden könnte.

Gegeben zu Karlsruhe den 5. August 1841.

Leopold.

Auf höchsten Befehl Sr. königl. Hoheit des Großherzogs:

Büchler."

Das Staunen über diese ganz unerwartete Ordonnanz war sehr groß und brachte im ganzen Lande eine gewaltige Aufregung hervor.

Auf den 10. Januar 1842 wurden die Kammern wieder einberufen. Mit ihrer Eröffnung kam auch gleich wieder die immer noch unerledigte Urlaubsfrage zur Sprache. Da erhob sich in der Sitzung vom 18. Februar Itzstein mit seiner kräftigen, überzeugenden Stimme, in seinem unerschrockenen Muthe gegen das Manifest vom 5. August 1841. Er wendete sich zunächst an die Minister. „Das Manifest ist eine Erscheinung ohne Beispiel in einem Repräsentativstaate, wo die Minister verantwortlich sind und kein Manifest, keine die verfassungsmäßigen Rechte berührende Verfügung oder Beschluß ohne die Unterschrift wenigstens eines Ministers erscheinen darf, wie dies der §. 4 unseres Gesetzes von 1820 über die Verantwortlichkeit der Minister deutlich ausspricht. Trotz der hohen Wichtigkeit der Sache schwieg die Presse des Landes; kein Blatt sprach sich darüber aus; man scheint Vorsorge für dieses Schweigen getroffen zu haben. Gerade deswegen war es aber dringend nöthig, und ich hielt es für meine Pflicht, die Sache hier, in dieser Versammlung zur Sprache zu bringen. Es mißbilligt das dem Volke verkündete Manifest die von der Kammer gefaßten Beschlüsse; es spricht Tadel aus gegen die Volksvertreter, und beklagt ihre Verirrung, weil sie in der Urlaubssache die Ansicht der Regierung nicht theilen konnten. Die Staatsdiener werden ferner durch dasselbe angewiesen, die ir-

rigen Ansichten hinsichtlich dieses Gegenstandes zu berichtigen und denselben mit Nachdruck zu begegnen. Die Fassung dieser Sätze könnte auf den Gedanken führen, den ich sogar von vielen Leuten aussprechen hörte, daß man durch solche Aussprüche gewissermaßen eine endliche Entscheidung der wichtigen Urlaubsfrage habe geben wollen. Allein die Verfassung steht hier der Kammer schützend zur Seite. Der klare Buchstabe derselben sagt, daß nur durch *Uebereinstimmung* der drei Factoren der Gesetzgebung, also der *Regierung* und beider Kammern, welche Uebereinstimmung aber nicht vorhanden ist, die Urlaubsfrage entschieden werden könne. Diese Verfassung, meine Herren! müssen wir aber erhalten und schützen. Sie werden aber mit mir fühlen, daß bei dem Systeme und bei dem Wege, welchen die Regierung betreten hat, und den sie, wie die Anordnung der neuen Wahl im Bezirke Kenzingen *) zeigt, leider! beharrlich verfolgt, die verfassungsmäßige Stellung und Wirksamkeit der II. Kammer untergehen muß, und daß ihr, welcher das Vertrauen des Volkes eben so unentbehrlich ist, wie der Regierung, um für das Wohl des Landes wirken zu können, durch Verkündungen in dem Regierungsblatte, wie man sie gemacht hat, durch Mißbilligung ihrer Beschlüsse, durch Anschuldigung von Verirrungen u. s. w. dieses Vertrauen entzogen *oder* doch geschwächt wird, ihr, die man trotz ihrer Verirrung doch nicht auflöste, mit der man vielmehr fortfährt, die wichtigsten Angelegenheiten des Landes zu verhandeln. — Sie werden fühlen, meine Herren! daß auf solche Weise die Verfassung in ihren Grundfesten erschüttert werden muß. Daher muß ich an die Herren Minister der Krone die Frage richten: Ob sie die Verantwortlichkeit für das in dem Regierungsblatte Nr. 21 von

*) Die Regierung hatte nämlich sofort eine neue Wahl veranstaltet, nachdem der Abg. Peter in seinem Wahlbezirke Kenzingen unter der obwaltenden Urlaubsverweigerung und den Schritten vieler seiner Wähler nicht mehr Abgeordneter sein wollte.

1841 ohne Unterschrift eines Ministers erschienene Manifest vom 5. August v. J. übernehmen?"

Der Staatsminister Freiherr von Blittersdorff meinte, die Minister hätten es zwar nicht nöthig, „indessen", fügte er hinzu, „sind wir vollkommen bereit, die Verantwortlichkeit zu übernehmen." Dann fuhr er fort: „Ich gestehe, mir schien das Manifest eine so einfache, unzweideutige Handlung, daß ich nicht begreife, wie ein Zweifel über den Sinn desselben entstehen konnte. Ich habe nur den letzten Beschluß der Kammer zu lesen. (Der Redner verliest den Kammerbeschluß vom 17. Juli v. J. und fährt dann fort:) Hier war eine öffentliche Anklage gegen die Regierung ausgesprochen, die nicht ohne Erwiederung von der Regierung bleiben konnte; es wurde eine Bewegung gegen die Regierung hervorgebracht, so daß sich die Regierung schuldig war, wieder etwas an das Volk gelangen zu lassen. Es war aber vielfach laut geworden, daß nicht der Regent, sondern nur seine Rathgeber die Maßnahmen in der Urlaubsfrage gebilligt hätten. Es mußte also festgestellt werden, daß der Großherzog es sei, welcher auf dem Recht der Urlaubsverweigerung beharrt. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß die Regierung sich veranlaßt sah, einer unter dem Volke verbreiteten irrigen Meinung entgegen zu wirken; der Erlaß des Großherzogs war nur die einfache Antwort auf den Beschluß der Kammer. Ich hoffe, Sie wollen alte Wunden nicht wieder aufreißen, und dadurch den Eindruck eines erfreulichen Ereignisses *) trüben, woran das Land den innigsten Antheil nimmt."

Itzstein erwiederte: „In Beziehung auf die letzte Bemerkung des Herrn Ministers glaube ich, daß dieses erfreuliche Ereigniß, an welchem das Land allerdings den innigsten Antheil nimmt, nicht in der Kammer hätte erwähnt werden sollen. Es sollen dadurch Gemüthsbewe-

*) Es ist hier die Volljährigkeitserklärung des Erbgroßherzogs gemeint, wozu beide Kammern dem Landesherrn glückwünschten.

gungen hervorgebracht werden, was nach parlamentarischem Tacte nicht erlaubt ist. Ich habe erwartet, daß die Herren Minister die Verantwortlichkeit dieser Maßregel übernehmen werden, weil sonst gegen das Gesetz von 1820 über die Verantwortlichkeit der Minister geradezu gefehlt worden wäre. Wir können das Gegentheil nicht annehmen, denn dies würde heißen, die Verfassung vernichten. Sie haben auf die Verfassung geschworen, und haben daher Recht gehabt, zu erklären, daß Sie die Verantwortlichkeit übernehmen. Die Sache ist dadurch einfacher geworden. Wir sind dadurch der schwierigen Lage enthoben, den Regenten in die Verhandlung zu ziehen; dies zu vermeiden, gehört zu den ersten Regeln des parlamentarischen Tacts. Ihre Erklärung ist aber auch natürlich. Sie mußten wissen, daß das Manifest Ihr Werk ist. Das Gegentheil, die Behauptung, als wäre es das Werk des Regenten, würde, man darf es jetzt sagen, weil der Fall nicht vorhanden ist, gegen die Wahrheit gewesen sein. Der Herr Minister des Auswärtigen hat dargethan, daß die Regierung schuldig gewesen sei, auf den Beschluß der Kammer zu antworten. In der Kammer aber selbst ist der Platz, wo die Regierung ihre Meinung abzugeben hat, nicht in Manifesten. Wenn aber der Herr Minister glaubt, daß er schuldig war, das Manifest zu erlassen, so war er auch schuldig, es zu unterzeichnen, und Sie müssen zugeben, daß Sie gefehlt haben, indem Sie es unterließen. Ich beklage dies Verfahren, und muß der Kammer vorschlagen, folgenden Antrag anzunehmen: Die Kammer wolle zu Protocoll erklären:

1) „Daß sie dem Manifeste vom 5. August v. J. „nach §. 5 und 67 der Verfassungsurkunde und nach §. 4 „des Gesetzes über die Verantwortlichkeit der Minister „wegen der ihm fehlenden Unterschrift eines verantwort„lichen Ministers, einen verfassungsmäßigen Charakter und „Wirksamkeit einzuräumen nicht vermöge;

2) „Daß sie, in dem Bewußtsein, bei den Verhandlun„gen über die Urlaubsfrage nach Ueberzeugung, Pflicht „und Eid gestimmt zu haben, mit ausdrücklicher Beziehung

„auf die früheren Urlaubsverhandlungen und die dort von „ihr gefaßten Beschlüsse, den gegen sie ausgesprochenen „Tadel, als sie nicht treffend, ablehnen müsse."

Es folgte nun eine kurze Debatte, wobei hauptsächlich Welcker gegen die Minister und ihren Schildträger Schaaff kämpfte. Dann ging man über zur namentlichen Abstimmung: Itzstein's Antrag wurde mit 31 Stimmen gegen 26 angenommen.

Den folgenden Tag war zu ungewöhnlicher Stunde, Abends 5 Uhr eine Kammersitzung anberaumt. Eine Menge Zuhörer hatte sich auf den Gallerien eingefunden. Der Präsident zeigte an, daß der Staatsrath Freih. v. Rüdt, Präsident des Ministeriums des Innern, eine Mittheilung machen werde. Alles war gespannt. Er las ein höchstes Rescript vom 19. Februar 1842: „Die Ständeversammlung ist aufgelöst." Der Präsident der Kammer wußte nichts weiter darauf zu erwiedern als: „Meine Herren, unsere Mission ist hiermit beendigt. Die Sitzung ist geschlossen."

Die mißliebige Kammer war also aufgelöst. Das Sinnen und Trachten der Regierung ging nun lediglich darauf hin, eine nachgiebige, ihr zugethanere Kammer hervorzubringen. Ein großherzoglicher Erlaß vom 24. Februar verpflichtete „alle activen Staats- und Kirchendiener vor Annahme einer sie treffenden Wahl bei ihrer vorgesetzten Behörde die Zusicherung des erforderlichen Urlaubs gebührend nachzusuchen." Die Minister boten Alles auf, Wahlen in ihrem Sinne zu bewerkstelligen, und erließen deshalb sämmtlich in den ersten Tagen des März an ihre untergebenen Beamten Circularschreiben *) mit be-

*) Die Circularschreiben des Finanzministers von Böckh und des Staatsministers des Auswärtigen v. Blittersdorff sind abgedruckt in der Karlsruher Zeitung vom 7. März 1842, die des Präsidenten des Justizministeriums Jolly und des Präsidenten des Minist. des Innern Freih. v. Rüdt daselbst 8. März; das Blittersdorff'sche hat sich auch in die Allg. Zeitung verloren, s. 1842. Seite 581!

stimmten Verhaltungsregeln. Um recht viel Urwähler für sich zu haben, brachten sie bei den Aemtern in Erinnerung, daß alle niederen Beamten (als da sind Amtsdiener, Gensd'armen, Zollaufseher, Polizisten) nach §. 43 der Wahlordnung Mitwähler seien. Die drei Staatsdiener (Hoffmann, Sander und Schinzinger), die für den Itzstein'schen Antrag gestimmt hatten, traf ganz besonders der Zorn der Regierung: das Regierungsblatt vom 8. März verkündete ihre Versetzung.

Es entstand nun in allen Theilen des Landes ein beispielloser Wahlkampf. Gegen das Heer von Beamten und Angestellten, von Oben herab bis zu dem Straßenarbeiter und Waldhüter, standen die Bürger für die Männer ihres Vertrauens. Die Ministeriellen mit allen ihren Beamten und allen ihren Zeitungsorganen, die natürlich in solchen Fällen sich einer maßlosen Preßfreiheit erfreuen, konnten es doch nicht verhindern, daß ihr ärgster Gegner wieder Abgeordnete wurde. Unterlag auch Itzstein in dem Wahlbezirke Schwetzingen-Philippsburg, den er seit 1830 vertreten hatte, einer Mehrheit von Landbürgermeistern, die, durch Versprechungen und Drohungen bearbeitet, nach dem Geheiß der Amtleute ihre Stimmen gaben, so wurde er doch an drei auf einander folgenden Tagen in drei Bezirken gewählt: am Tage nach der unfreien Schwetzinger Wahl von den Bezirken Rastatt-Ettlingen vor den Thoren der Residenz; dann von der Stadt Lahr, dann von den biederen Schwarzwäldern der Aemter Villingen und Hüfingen. Er entschied sich für Rastatt-Ettlingen.

Endlich waren die Wahlen geschehen. Die Regierung mußte erleben, was sie noch vor einigen Wochen kaum geahndet hatte: eine große Niederlage, denn von den am 18. Februar Abstimmenden waren 28 nicht wieder gewählt.

Die Stände waren auf den 20. Mai einberufen, den 23. ward der Landtag eröffnet. Die Prüfung der Wahlen füllte die ersten Sitzungen, die Wahldebatten zogen sich bis in die letzten Tage des Juni hin. Als die Schwetzingen-Philippsburger Wahl für ungültig erklärt war, da

fühlte sich Itzstein veranlaßt, sich über die dortigen Umtriebe gegen seine Person auszusprechen:

„Ich muß hier sprechen, weil die unselige Fesselung der Presse und die schwerlastende Censur mir unmöglich machten, mich gegen die schweren Angriffe der Beamten in den Wahlbezirken, namentlich jener in Schwetzingen — Angriffe, durch welche sie mich förmlich bei allen Bürgermeistern und Wahlmännern an den Pranger stellten — vor der Welt zu vertheidigen. Wenn die Beamten in Folge ihnen zugegangener Instructionen glauben im Sinne des Ministeriums auf die Wahlen einwirken zu müssen, damit keiner der 31 gewählt werde, nun so geschehe es wenigstens auf eine nicht verwerfliche Art, obschon ich nach meiner Denkweise mich nie zu so einem Schritte verstehen könnte; aber darauf beschränkte man sich nicht; vielmehr sagte der Abgeordnete Fauth theils in einer Versammlung der sämmtlichen Bürgermeister des Amtes Schwetzingen, theils in einer Versammlung der sämmtlichen Wahlmänner des Bezirks Schwetzingen und Philippsburg: ich sei ein Feind der Regierung und des Regenten; ich wolle nur die Rechte des Regenten und der Krone schmälern; es sei keine Ruhe, so lange ich in der Kammer wäre; wer den Großherzog liebe, könne den Itzstein nicht wählen! Meine Herren! es thut sehr wehe, wenn sich ein Mann in meinen Jahren, mit weißem Haupte, auf eine solche Weise vor seinen Mitbürgern herabwürdigen und an den Pranger stellen lassen muß. Es schmerzt ein solches Benehmen um so tiefer, als ich mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht auf mein landständisches Wirken zurücksehen und zugleich kühn fragen darf: wer kann mich beschuldigen, je die Achtung vor dem Gesetz und vor der Obrigkeit verletzt zu haben? Wer kann mir vorwerfen, dem Regenten nicht die hohe Verehrung stets gezollt zu haben, welche jeder fühlen muß, der wie ich das Glück hatte, durch seine Stellung den Landesherrn und seine Handlungen näher beobachten zu können? Und wer, darf ich im ruhigen Bewußtsein sagen, kann mir ein absichtlich begangenes Unrecht vor Gott und Menschen vorwerfen? Und doch glaubten

mich die Beamten in Schwetzingen auf die angedeutete Weise vor den Augen der Welt anschuldigen zu müssen! Ich finde meine Genugthuung für solche Angriffe in der gegenwärtigen Erklärung, mit welcher ich der öffentlichen Meinung das Urtheil überlasse, ob ein solches Verfahren ein edles, ob dies ein Mittel sei, die Achtung der Bürger vor dem Beamten, das Vertrauen derselben zu der Regierung zu erhalten? Sie glauben vielleicht, meine Herren, daß der Beamte aus Patriotismus also gehandelt und auf solche Weise gesprochen hätte? Aber Sie irren sich. Wäre dies der Fall und wäre wahr, was man mir anschuldigte, dann bin ich ein dem Staate gefährlicher Mann und ein schädliches, störendes Mitglied der Kammer. Dann müßte der Beamte Alles thun, meinen Eintritt in die Kammer in jedem Bezirke auf alle mögliche Weise zu verhindern, damit dies Unglück vom Lande abgewendet werde. Doch, das war nicht das Ziel des Strebens. Nur das Verdienst wollte der Beamte haben, mich aus dem Bezirke zu verdrängen. Deswegen sagte er den Leuten: es ist mir lieb und recht, wenn ein anderer Bezirk den Itzstein wählt; nur w i r wollen ihn nicht als Deputirten wählen! Es liegt also offen vor, daß man nur nach oben gefällig sein und sich dieses Verdienst erwerben wollte. Ich wiederhole, die öffentliche Stimme wird urtheilen in dieser Sache." (Tiefer Eindruck in der Versammlung.) *)

Itzstein hatte schon mehrmals angedeutet, daß er einen Antrag stellen wolle in Betreff der von den Ministerchefs nach der letzten Auflösung der Kammer erlassenen Circularschreiben wegen der Abgeordnetenwahlen. In der Sitzung am 1. Juli wollte er seinen Antrag begründen. Als er aber damit begann, begehrte Staatsrath W o l f f das Wort und gab folgende Erklärung ab:

„Hochgeehrte Herren! Nach der Anzeige, welche der Herr Abgeordnete von Itzstein Ihrem Sekretariate übergeben hat, ist derselbe Willens, die von den Herren Ministerial-

*) Allgemeine Zeitung 1842. Nr. 169. 18. Juni.

chefs in Betreff der neuen Wahlen erlassenen Circularien und die damit in Verbindung stehenden Verfügungen zur Sprache zu bringen, und auf eine von der Kammer darüber auszusprechende Mißbilligung anzutragen."

„Die Herren Chefs der Ministerien sind weit entfernt, sich jemals zu weigern, über Beschwerden Rede und Antwort zu geben, welche in irgend einer Hinsicht in verfassungsmäßiger Form gegen sie erhoben werden. Niemals aber werden sie sich dazu verstehen, sich auf Anschuldigungen und Anträge einzulassen, deren Tendenz sich schon von vorn herein als verfassungswidrig ankündigt."

„Der §. 67 der Verfassungsurkunde räumt den Kammern das Recht der Vorstellung und Beschwerde ein; er verleiht ihnen das Recht, die Minister nnd die Mitglieder der obersten Staatsbehörden wegen Verletzung der Verfassung oder verfassungsmäßiger Rechte förmlich anzuklagen. Nirgendswo aber ist den Kammern das Recht eingeräumt, selbst über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der dienstlichen Functionen der Minister zu entscheiden. Nirgendswo ist den Kammern als solchen die Befugniß ertheilt, über die Dienstführung der Minister ihren Tadel oder ihre Mißbilligung auszusprechen; eine Befugniß, die, wenn sie den Kammern wirklich zustünde, diese über die Regierung erheben würde."

„Die Regierung glaubt unterstellen zu dürfen, daß Sie, hochgeehrte Herren! es eben so wenig mit der Bestimmung des §. 50 der Verfassungsurkunde für vereinbarlich halten, auf eine nähere Berathung über den von dem Hrn. Abg. v. Itzstein gestellten Antrag einzugehen, als die Minister es mit ihrer eigenen Würde und mit der Würde und dem Rechte der Regierung für vereinbarlich halten, einer Verhandlung über diesen verfassungswidrigen Antrag beizuwohnen &c."

Itzstein erwiederte darauf: „Ich hätte gewünscht, die Herren Minister würden von der Ministerbank, wie es die Ordnung, Sitte und der parlamentarische Tact geboten, die Erklärung abgegeben haben, die sie dem Hrn. Staatsrath Wolff aufgetragen; ich hätte dies um

so mehr gewünscht, als ich glaube, daß die Herren Minister, der Kammer oder der Repräsentation des Volks gegenüber, diesen Schritt nicht hätten thun sollen. Uebrigens bewundere ich die gemächliche Art, in der man sich durch diesen Schritt und durch diese Erklärung der Ausübung eines Rechts entziehen will, welches die Kammer hier nicht verfassungswidrig, sondern, so viel ich meine, nach der Verfassung zu üben im Begriff ist. Darum glaube *ich auch*, daß die Erklärung des Hrn. Staatsraths, die er Namens der Hrn. Minister gegeben hat, die Kammer nicht abhalten wird, den Vortrag zu vernehmen und dann nach ihrer Weisheit zu beschließen."

Nach einer kurzen Debatte erklärte der Präsident, da keine Einwendung gemacht sei, so könne der Abgeordnete v. Itzstein beginnen.

Dieser betrat nun die Rednerbühne und hielt seinen Vortrag wie folgt:

„Ich habe die Pflicht übernommen, die von den Herren Ministern nach Auflösung der Kammer erlassenen vier Circularschreiben, die neuen Wahlen betreffend) sammt den damit in enger Verbindung stehenden Verfügungen (ich schweige hier über den Erlaß, die Urlaubseinholung vor der Annahme der Wahlen betreffend) in heutiger Sitzung zur Sprache zu bringen und die geeigneten Anträge zu stellen. Es dürfte dieser Gegenstand wohl in mancher Hinsicht der wichtigste sein, über welchen die gegenwärtige Ständeversammlung zu berathen und zu beschließen hat; denn er berührt die höchsten Interessen des badischen Volkes, und betrifft eines seiner edelsten Rechte, die durch die Verfassung ihm gewährte kostbare Wahlfreiheit, welche durch die ministeriellen Rescripte und die daraus geflossenen Anordnungen angegriffen wurde."

„Wie ich schon früher in diesem Saale ausgesprochen habe, sind diese Circularien die eigentliche Quelle der allgemeinen und beispiellosen Wahlbeherrschung, welche sich alsbald nach Ausschreibung der neuen Wahlen gleichförmig über alle Theile des Landes ausgebreitet hat; eine Wahlbeherrschung, wie sie noch in keinem Staate, trotz

manchen Vorbildern, vorgekommen ist, wie ich sie aber auch, nachdem ich das Jahr 1831 in Baden erlebt und in dem Ministerialrescripte vom 26. November 1830 die edle Sprache der Regierung gegen die Einwirkungen in die Wahlen, sodann in den Kammerdebatten von 1831 jene denkwürdigen Worte eines badischen Ministers gegen jede Beamten=Wahlbeherrschung vernommen hatte, von der nämlichen Regierung für ganz unmöglich gehalten habe."

„Denn damals sagte die Regierung in dem erwähnten Erlasse:

„Schon in den ersten Augenblicken, in welchen „Seine Königliche Hoheit der Großherzog nach dem „Willen und unter dem Schutze der Vorsehung die „Regierung des Großherzogthums angetreten, haben „Höchstdieselben die feierliche Zusage ertheilt und öffent„lich verkündet, die Verfassung des Landes heilig halten „zu wollen."

„Diese Zusage ging aus der innern Ueberzeugung „hervor, daß Seine Königliche Hoheit mit der Regie„rung des Landes zugleich die Verpflichtung übernom„men hatten, die Verfassung desselben nach ihrem In„halte und Zwecke wahrhaft und treu zu erfüllen. „— Hiernach konnte die Großherzogliche Regierung auch „nicht den Gedanken hegen, die Staatsbürger des Groß„herzogthums in einem der wichtigsten Verfassungsrechte „zu beschränken, oder auf die Wahlen zu Gunsten oder „zur Ungunst irgend einer Person, durch welche Mittel „es auch sei, einzuwirken."

„Im Gegentheil, es ist ihr Wille, daß auf die „einzelnen Wahlen von Seiten der Regierungsbeamten „weder mittelbar noch unmittelbar eingewirkt werde."

„Um so größer war, bei der Erinnerung an diese Worte der Regierung, denen sie auch bei den Wahlen von 1830 und 1831 treu geblieben ist, das allgemeine Erstaunen, welches die Erscheinung der ministeriellen Briefe erzeugte, um so schmerzlicher ihr Eindruck, um so mehr

verglich man die Vergangenheit mit der Gegenwart, die Sprache und Haltung der Regierung von 1830 mit den Circularschreiben von 1842, die Wahlen von 1830 und 1831 mit der von den Ministern dictirten Wahlbeherrschung von 1842!! Und doch vermag der Freund des Vaterlandes, obschon er Tadel und Mißbilligung über die eben so verderblichen als beklagenswerthen Maßregeln aussprechen muß, nicht zu verkennen, daß die nämlichen Maßregeln einen mächtigen und höchst wohlthätigen Einfluß auf das Volk übten, daß sie ihm plötzlich klar machten, um was es sich handle, und dasselbe, indem sie ihm deutlich genug die Lehre zuriefen: „das Volk, welches auf seiner kostbaren Verfassung schläft, verdient sie nicht und wird sie verlieren," zur thätigen und kräftigen Ausübung seiner verfassungsmäßigen Rechte anspornte."

„Aber die Schöpfer der Circularschreiben hatten nicht die Absicht, eine solche Wirkung hervorzurufen. Es war dies für sie ein nicht berechneter und bei gänzlicher Verkennung der wahren Volksstimmung ein von ihnen gar nicht für möglich gehaltener Erfolg."

„Sie wollten der Wahlfreiheit entgegentreten; das zeigen Geist und Wort ihrer offenen Briefe, das zeigen ihre Befehle an die Beamten und Diener bis auf den *untersten* herab und alle ihre sonstigen Verfügungen. Eines Dankes für die guten Wirkungen ihrer Circularien bedarf es daher nicht."

„Nach der Auflösung der Kammer war ein Manifest der Regierung an das Volk zu erwarten; ein Manifest, welches die Gründe entwickelt haben würde, aus denen von der Regierung die Auflösung nöthig erachtet wurde, und welches auch zugleich zu zeigen gesucht hätte, daß und warum mit der aufgelösten Kammer die Arbeiten nicht mehr mit Erfolg fortgesetzt werden konnten, und eben deswegen das Volk eine neue Kammer zu wählen habe."

„Ein solches Manifest erschien aber nicht; denn einige bald nach der Auflösung von der Karlsruher Zeitung gelieferte Artikel, tadelnd die Majorität der zweiten Kam-

mer und ihre Beschlüsse, wiederholend dabei das in den Kammersitzungen Gesagte, dürfen nicht dafür angesehen werden."

Dagegen brachte dieselbe Zeitung vom 7. und 8. März in mehr als halboffizieller Form die vier Circularien der Minister, unterzeichnet von jedem Einzelnen derselben."

„Aber in diesen Briefen redete nicht die Regierung zu dem Volke, sondern der einzelne Minister zu seinen untergebenen Beamten, und nicht die Regierung sprach Tadel aus gegen die aufgelöste Kammer, sondern abermals waren es die einzelnen Minister, welche, zu ihren Beamten gewendet, herbe Beschuldigungen und Vorwürfe gegen die Mehrheit der zweiten Kammer über beständige Angriffe auf die Rechte der Krone, über ehrsüchtige Anmaßungen und fruchtlose, zeitraubende, kostspielige Kämpfe u. s. w. schleuderten. — Ein Schritt, wozu nach meiner Ansicht die Minister, trotz ihrer hohen Stellung, als einzelne Männer, gegen Abwesende, denen noch überdies die Niederdrückung der Presse die Vertheidigung gegen solche Angriffe unmöglich machte, nie befugt sein konnten."

„Doch nicht die Form dieser Circularien ist es, noch sind es die darin enthaltenen Vorwürfe, gegen welche ich mich erhebe, denn über diese hat die öffentliche Meinung längst abgesprochen. Es ist vielmehr der Hauptinhalt der Ministerschreiben, es sind die Weisungen und Vorschriften an sämmtliche Staats- und Kirchendiener, selbst an den Lehrerstand, um mit allem Eifer und aller Kraft, mithin auch mit den Kräften des öffentlichen Dienstes, im Sinne der Regierung auf die Wahlen, und zwar auf die Wahlen erster und zweiter Klasse, also auch auf die Urwahlen, einzuwirken; jedoch, wie freilich nur in den Circularien steht, auf gesetzlichem Wege, und „um dadurch die Freiheit der Wahlen zu sichern!"

„Damit aber dieses Einwirkungssystem recht gleichförmig durchgeführt werden und in jede Hütte dringen könne, erhielten die untern Diener, namentlich die zu diesem

Zwecke mißbrauchten Gensd'armen, Zollgarden, Jäger und Hatschiere, Amts- und Polizeidiener u. s. w. gedruckte Anweisungen, auf deren Grund hin nun die Bürger von diesen Leuten nicht selten Belehrungen über ihre Wahlrechte und Pflichten, aber auch die Bezeichnung der zu wählenden Candidaten vernehmen mußten: „Alles wieder, um die Freiheit der Wahlen zu sichern."

„Aber noch eine Hauptmaßregel mußte wirksamen Schrecken verbreiten, ganz geeignet, die abhängigen Staatsdiener fügsam und geschmeidig zu machen."

„Es sind dies die, zu gleicher Zeit erfolgten und nach der Versetzung des Oberhofgerichtsraths Peter abgemessenen Versetzungen dreier Staatsdiener, welche in der Kammer nach ihrem Eide, Gewissen und Ueberzeugung stimmen zu müssen geglaubt haben; Versetzungen, welche allgemeine Mißbilligung und Unwillen im ganzen Lande, selbst bei Ministeriellgesinnten, erzeugten. — Denn klar lag es vor, daß damit weder das Wohl des Landes gefördert, noch die Kenntnisse und geistigen Kräfte der versetzten Männer zweckmäßig benutzt wurden. Wohl aber sind vorzügliche Talente dem Staatsdienste ganz und theilweise entzogen durch die größeren Besoldungen, welche die aus obern Collegien versetzten auf die für sie ausgesuchten niedern Amtsstellen mitbrachten, die zur Besserstellung jüngerer Beamten bewilligten Gelder zum großen Theile nutzlos zersplittert worden."

„Es gehört übrigens nur einige Kenntniß der Menschen dazu, um einzusehen, daß Mittel dieser Art einen mächtigen Eindruck auf schwache, abhängige und ängstliche Männer machen mußten, und daß auf diesem Wege dem von den Ministern erlassenen Aufgebote aller Diener zur Einwirkung auf die Wahlen eine verstärkte Kraft verliehen wurde. Die Staatsbeamten, obgleich durch die Rechte den Bürgern als Regierungs-Partei gegenübergestellt, mußten gehorchen. Die Regierungsdirectoren begannen ihre Rundreisen zu den Beamten; manche sogar zu den einzelnen Wahlmännern, wie zu den von ihnen Versammelten. Die Beamten ihrer Seits wanderten in ihren Bezirken

herum, und luden in ihrer Eigenschaft als Beamte Urwähler und Wahlmänner ein, um sie nach den erhaltenen Instructionen für ministerielle Wahlen zu bearbeiten."

„Alle Kräfte wurden angespannt, auch die niedersten Diener dazu benutzt; alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, sogar Besuche bei den Frauen einzelner Wahlmänner nicht verschmäht, um die Majorität der aufgelösten zweiten Kammer um jeden Preis aus den Wahlen zu entfernen, und eine ministerielle Mehrheit möglichst durch Beamtenwahlen zu erhalten."

„An die Seite dieser wohlorganisirten Macht trat endlich auch noch die Presse, welche ausschließlich der Minister-Gewalt zu Gebot stand und keine Sylbe anfnehmen durfte, welche vielleicht die amtlichen Einwirkungen auf die Wahlen gerügt, das Volk über seine Rechte belehrt und schmähliche Angriffe auf Einzelne der früheren Deputirten zurückgewiesen hätte."

„Ich überlasse die Anführung einzelner betrübender Einwirkungen auf die Wahlen der Discussion. Aber es gehört zu dem Bilde der stattgehabten Wahlbeherrschung, hier allgemeine Umrisse derselben zu geben."

„Nachdem fast in allen Bezirken die Majorität der früheren Kammer bei dem Volke verdächtigt worden war, und man sogar einzelne Mitglieder derselben bezeichnet hatte, welche in keinem Falle gewählt werden sollten und dürften, ließ man es auch nicht an Drohungen und Einschüchterungen der verschiedensten Art fehlen. Selbst Drohungen von Entlassung niederer Angestellten fanden statt, wenn sie nicht die ihnen auf den zugestellten Zetteln bezeichneten Wahlmänner wählen würden."

„Den Drohungen zur Seite traten Schmeicheleien und Versprechungen von Vortheilen für Stadt und Land ohne Ziel und Maß und alle kleinen und großen Einwirkungsmittel, wie sie auch heißen mögen, um die ministeriellen Candidaten durchzuführen."

„Könnten wirklich sämmtliche zu diesem Zwecke gemachten Drohungen und Versprechungen in Erfüllung gehen, so dürfte fast kein Amts- und kein Forstamts-Sitz im

ganzen Lande auf seiner Stelle bleiben. — Sie müßten alle, ohne Rücksicht auf das Wohl des Staates und der Bürger, ohne Rücksicht auf den dadurch entstehenden ungeheuren Kosten-Aufwand verlegt werden und Gleiches müßte geschehen mit den Gerichtshöfen und Garnisonen."

„Straßen nach allen Richtungen hin wären neu anzulegen, Eisenbahnen in den wunderbarsten Krümmungen zu bauen, um Wort zu halten."

„Eine der betrübendsten Erscheinungen war aber die Drohung gegen manche Gemeinden und deren ärmere Bewohner, ihnen das, obgleich nicht selten auf Besitz und Urkunden beruhende Streu- und Holzlesen, oft das einzige Mittel zu ihrer und ihres Viehstandes Erhaltung, nicht mehr zu gestatten, ferner die Drohung an die Arbeiter, sie fortzuschicken, an die Handwerker, ihnen die Kundschaft zu entziehen, wenn nicht die bezeichneten Wahlmänner gewählt würden, und als Beweis, wie bis in das Kleinste eindringend die Durchführung des Planes betrieben wurde, verdient die Thatsache Erwähnung, daß in einigen Orten sogar der Besuch von Gasthäusern gewissermaßen den Nichtbürgern des Ortes untersagt wurde, weil der ministerielle Candidat in der Stadt unterlegen war, oder weil Versammlungen liberaler Wahlmänner dort stattgefunden hatten."

„Wer nicht in dem Falle war, diese Erscheinungen in der Nähe zu beobachten, wird sie für unglaublich, ja unmöglich halten. — Aber leider ist das ganze Volk Zeuge derselben gewesen, und wenn ich auch gern zugeben will, daß Manches aus Hingebung und übertriebener Schwäche dieses oder jenes Beamten geschehen ist, was nicht in dem Willen der Regierung liegen konnte, so werden die vorgetragenen Andeutungen doch genügen, um zu der Ueberzeugung zu führen, daß nur die Circularien der Minister und die merkwürdige Art und Weise ihrer Ausführung es waren, welche die vielen so verderblichen Erscheinungen über das sonst so glückliche Land herbei geführt haben."

„Das Volk war erstaunt und tief ergriffen ob dieser ungeheuren Wahlbeherrschung. Es fand, ihm unbegreif-

lich, in den Circularien die unverkennbare Aufforderung und Hindeutung, kein Mitglied der Majorität der aufgelösten Kammer zu wählen. Es sah zu dem Ende das ganze Heer der aufgebotenen Diener und Angestellten, einschließlich sogar der nur zur Handhabung der Sicherheit bestimmten Gensd'armerie, mit allen Mitteln und Kräften des öffentlichen Dienstes sich, als Regierungs = Partei, gleichsam feindselig gegenübergestellt. Es sah sich ausgesetzt stets wiederkehrenden, nie endigenden Bearbeitungen, Zudringlichkeiten, Schmeicheleien und Drohungen zu Gunsten der ministeriellen Candidaten und fühlte mit tiefer Kränkung die Gewalt, durch welche man die Bürger verhindern, ja sogar mit Handschlag, Wort und Unterschrift, ohne Rücksicht auf eigne Ueberzeugung und den bei dem Wahlacte abzulegenden Eid abzuhalten suchte, ihr verfassungsmäßiges Wahlrecht frei auszuüben."

„War es also zu wundern, daß da, wo die Bürger kräftig genug waren, sich durch solche organisirte Einwirkungen der Beamten nicht einschüchtern zu lassen, wo man die Stellung des Bürgers und seine Rechte erkannte (und das war Gott lob! der größere Theil des Landes), und daß selbst auch da, wo die Gemüther ängstlicher waren, ein tiefer Unwille sich aussprach über diese noch nie erlebten Einwirkungen, über diese hundertfältigen und fast unglaublichen Mittel zu dem vorgesteckten Ziele und über die in solcher Behandlung sich kundgebende Abwürdigung des Volkes, welches gleichsam als unmündig und unfähig, einen eignen Willen zu haben und sein gutes Recht zu üben, von den Beamten am Gängelbande geführt werden sollte?"

„Mußten nicht die obersten Leiter dieser Bewegung einsehen, daß die Rolle, welche sie den Staatsdienern aufgedrungen, und die feindselige Stellung, in welche sie dieselben, großentheils ihren Amtsuntergebenen gegenüber gebracht hatten, das Vertrauen der Bürger zu diesen Beamten und zu ihrer Verfassungstreue gewaltsam zerstören, daß es eine tiefe Kluft zwischen sie legen, sie also gänzlich von einander trennen und in Regierungs=Partei und Volks=Partei spalten würde?"

„Und war es nicht sehr natürlich, daß alle diese Schritte, daß die Zumuthungen und Versprechungen, welche die Beamten fortwährend den Bürgern bezüglich auf die Wahlen machen mußten, auf die Moralität des Volkes höchst nachtheilig wirkten, daß sie selbst den Glauben an die Verfassungstreue der Staatsverwaltung, — indem sogar die Mitglieder aller Gerichtshöfe, die Richter, welche ihrer Stellung nach dem Wahlwesen ganz fern bleiben sollten, zur Einwirkung in dieselbe aufgefordert worden sind, — nach und nach erschüttert würden?"

„Daß es aber leider! wirklich so gekommen, wird ein ungetrübter Blick auf das Land und die kundgewordene Stimme des Volkes bestätigen, und Demjenigen, der klar und unbefangen sehen und hören will, bleibt kein Zweifel, daß in Folge der von mir angeführten Thatsachen auch das Vertrauen des Volkes auf die Schöpfer der Circularschreiben, auf die verantwortlichen Minister selbst gesunken ist."

„Meine Herren! Die Wahrheit offen und ungeschminkt auszusprechen, machen Zeit und Umstände zur heiligen Pflicht. Daher fahre ich fort:"

„Ich sah im Jahr 1831 die Sonne der Freiheit hellleuchtend über Baden aufgehen. Ich sah das Land unter seinem edeln Fürsten blühend, das Volk zufrieden und dankbar, die Regierung in gedeihlichem Zusammenwirken mit den constitutionellen Gewalten vorschreiten zur Ausbildung der Verfassung und zur Erlassung wohlthätiger zeitgemäßer Gesetze. — Man beneidete Baden um diese glückliche Stellung!"

„Da wurde hemmend und störend, wie ein Blitz vom heitern Himmel, jene unselige Urlaubsfrage in das ruhige Land geschleudert. Da erschienen ein Jahr später die unheilbringenden Circularschreiben der Minister und die verderbliche Ausführung derselben."

„Und von da an leidet das Land! Von da an fühlt sich das Volk unbehaglich, tief aufgeregt, mißtrauisch gemacht gegen seine Beamten und sie fürchtend, mißtrauisch gegen das Ministerium, weil es in dessen, mit

jener Regierungs=Erklärung vom 26. November 1830 in dem grellsten Widerspruche stehenden Rescripten mit Recht die Quelle seines jetzigen Zustandes erkennt und beklagt."

„Und abermals spreche ich offen aus: Wenn je ein politischer Mißgriff und ein Unrecht gegen das Volk von den Räthen der Krone geschehen ist, so war es die Erlassung jener Circularschreiben und die ihnen gegebene Ausführung. Die schweren Folgen derselben begründen meine Behauptung."

„Der Angriff auf das kostbare Recht der Wahlfreiheit, die verderbliche Scheidung der Staatsdiener und Angestellten von dem Bürgerstande, das gesunkene Vertrauen des Volkes zu den Beamten und selbst zu der obersten Verwaltung, die der Moralität des Volkes geschlagene Wunde und der Unwille der Bürger über die dem Volke durch die Wahlbeherrschung zugefügte Schmach, wahrlich, meine Herren! das sind verderbliche Krebsschäden in einer Staatsverwaltung, welche noch vor wenig Jahren stolz sein konnte auf die Zufriedenheit, auf das Glück, auf das volle Vertrauen des Landes!"

„Die höchste moralische Kraft der Staatsverwaltung liegt in dem Vertrauen des Volkes zu ihr."

„Wird dies gestört oder geschwächt — und das ist geschehen, wie auch der Erfolg der neuen Deputirtenwahlen deutlich beurkundet, — dann ist das Mittel, das unfehlbare Mittel verloren, den Staat gut und gedeihlich, mit Zufriedenheit des Volkes, mit bereitwilligem Zusammenwirken aller Kräfte zu regieren; dann finden weder neue Gesetze, noch irgend eine allgemeine Verfügung der Verwaltung jene gute Aufnahme, welche unumgänglich nöthig ist, um deren getreue Beobachtung und deren Fortbestand zu sichern. Dann ist aber auch die wesentliche Grundlage einer guten und S gen bringenden Verwaltung erschüttert, und es bedarf kräftiger Heilmittel, um dem Fortschreiten des Uebels zu steuern."

„Die Kammer, meine Herren, als die Repräsentantin des Volkes, ist berufen und hat die Pflicht, den Gebrechen

der Verwaltung, so weit es an ihr ist, kräftig entgegenzutreten."

„Erkennt sie in ihrer Mehrheit das Vorhandensein solcher Uebel als schädlich für das Wohl des Staates, so muß sie sich offen darüber aussprechen; dies erwartet das Volk von seinen Abgeordneten."

„Deswegen habe ich mich mit dem gegenwärtigen Vortrage an die verehrte Kammer gewendet, und ich fühle die Verbindlichkeit, den Weg zu bezeichnen, welcher nach meiner Ansicht der geeignete wäre, um der Pflicht für die Erhaltung der verfassungsmäßigen Wahlfreiheit des Volkes wie des Staatswohles zu genügen."

„Ich kenne den Umfang der Rechte dieser Kammer gegenüber den verantwortlichen Ministern, und habe auch die Natur und den Umfang der Gebrechen, über welche ich klage, sattsam erfaßt. Ich weiß, wie weit ich mit meinem Antrage gehen könnte, und daß nach dem Stande der Sache und nach dem Ausspruche des Volkes in seinen neuen Wahlen ein entschiedenes Mißtrauensvotum gegen die Minister vollkommen gerechtfertigt ist."

„Aber! indem ich in die jüngste Vergangenheit und in die nächste Zukunft blicke, ohne die Gegenwart aus dem Auge zu verlieren, scheint es mir angemessen, mich auf folgenden Antrag zu beschränken, welchen ich der verehrten Kammer zur Annahme empfehle."

Itzstein fügte nun seinen Antrag hinzu. Es kam zu einer längeren Debatte, worauf denn der Präsident die Frage stellte, 1) ob die Motion in die Abtheilungen zu verweisen sei, und 2) voraus gedruckt werden sollte? Beides wurde einstimmig bejaht.

In der Sitzung vom 25. Juli erfolgte der Commissionsbericht, erstattet von dem Abgeordneten Sander. Erst in der Sitzung vom 19. August wurde nach fünfstündiger lebhafter Debatte Itzstein's Antrag mit 34 Stimmen gegen 24 angenommen und zwar mit einigen Abänderungen der Commission. Er lautete nun also:

„Die Kammer erkennt in den Rescripten der Minister,

„die neueren Wahlen betreffend, eine Beeinträchtigung der „verfassungsmäßigen Wahlfreiheit."

„Sie erblickt in diesen Rescripten eine den obersten „Grundsätzen einer guten und weisen Staatsverwaltung „zuwiderlaufende Maßregel, indem dadurch alle Beamten, „selbst die der Justiz, der Kirche und Schule aufgefordert „wurden, als solche, folglich mit den Mitteln des öffent„lichen Dienstes, auf die Wahlen in der ihnen angezeigten „Richtung einzuwirken, und indem sie dadurch aus ihrer „würdigen Stellung als Wächter des Rechts und als „Diener der Gesetze herausgerissen, und in die Stellung „einer den Bürgern entgegengesetzten Partei gebracht wur„den, was in dem Lande eine tiefe Aufregung hervorru„fen mußte."

„Die Kammer beklagt, daß diese Maßregel und die „Art ihrer Ausführung nicht allein höchst verderblich auf „die Moralität des Volkes einwirken, sondern auch das „Vertrauen der Bürger zu den Beamten wesentlich schwä„chen, und zum großen Nachtheile für die Staatsverwal„tung den Glauben an deren Verfassungstreue und Ge„setzesliebe, mithin eine Hauptgrundlage ihrer moralischen „Kraft und Wirksamkeit erschüttern mußte."

„Die Kammer sieht sich daher in Erfüllung ihrer gleich „heiligen Pflichten gegen Fürst und Vaterland genöthiget, „diese ihre entschiedene Ueberzeugung feierlich auszusprechen „und in ihre Protocolle niederzulegen."

Die Minister wohnten der Sitzung nicht bei. Sie hatten sich darauf beschränkt, vor der Verhandlung eine Protestation gegen verfassungswidrige Beschlüsse, wie sie die Anträge der Commission enthielten, verlesen zu lassen. Man erwartete den folgenden Tag eine abermalige Auflösung der Kammer. Vergeblich. Die Minister ließen sich diesmal den Tadel der Kammer gefallen. Der Landtag wurde erst den 9. September geschlossen.

Die Kammer hatte eine ausgezeichnete Thätigkeit an den Tag gelegt, eine Thätigkeit, die sich auf die bedeutendsten materiellen und ideellen Fragen der Gegenwart erstreckte. Das badische Volk bewies seine Freude und

Zustimmung über die Haltung seiner Vertreter auf die überzeugendste Weise. Das war besonders der Fall in Bezug auf Itzstein, und zwar noch während des Landtages.

Am 8. Juli übersendeten fünfzig Bürger aus der Stadt Eberbach an Itzstein einen silbernen Ehrenbecher mit der Umschrift: „Dem unermüdeten Kämpfer für Freiheit, Wahrheit und Recht, A. v. Itzstein, gewidmet von dankbaren Verehrern der Stadt Eberbach.“ Die schöne Gabe war von einer Adresse begleitet, welche also beginnt: „Verehrter deutscher Mann! Mit unbeschreiblicher Theilnahme haben wir Dein bisheriges landständisches Wirken vernommen und mit edlem Rechte dürfen wir ausrufen: Glücklich ist das Land, das solchen Volksvertreter besitzt! Aber auch nicht undankbar werden sich Badens Bürger dem großen Manne gegenüber zeigen, der schon seit zwanzig Jahren als Volksvertreter sein Leben dem Wohle des Volkes widmet — denn selbst in dem sonst politisch todt gewesenen Odenwalde erheben sich Stimmen der herzlichsten Dankbarkeit gegen Dich ꝛc.“

Eine noch herrlichere Anerkennung stand dem Manne des Volks bevor und zwar ebenfalls in der großherzoglichen Residenz Karlsruhe.

Denselben Tag, den 19. August, als Sander's Bericht wegen des Itzstein'schen Antrags in Betreff der Ministerialschreiben berathen und Itzstein's Antrag angenommen ward, denselben Tag erschien im Gasthofe „zum Pariser Hof“, wo sich viele Freunde Itzstein's zu einem heiteren Male versammelt hatten, eine Deputation von mehreren Wahlmännern aus dem Wahlbezirke Schwetzingen-Philippsburg. Sie überreichten im Namen von mehr als 800 Bürgern jenes Wahlbezirks ihrem Abgeordneten v. Itzstein eine silberne Bürgerkrone. Es war die schönste Genugthuung für die gerade in jenem Wahlbezirke erlittene Schmach, die treffendste Antwort auf die Verläumdungen der dortigen Beamten, schlagender als die strenge Wahlprüfung in der Kammer, wodurch so viele Wahlen, die durch Beamtenwahlbeherrschung und mancher-

lei Bestechungen zu Wege gebracht waren, für nichtig erklärt wurden!

Einer der Wahlmänner schmückte mit der Bürgerkrone das greise Haupt des Gefeierten und hielt folgende kurze Anrede an ihn:

„Verehrter Mann! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen im Namen von achthundert Bürgern des 31. Wahlbezirks den aufrichtigsten Dank für Ihr fast zwanzigjähriges Wirken, als Abgeordneter dieses Bezirks, darzubringen, und ein sichtliches Zeichen ihrer unwandelbaren Liebe und Verehrung zu überreichen."

„Stark wie die Eiche standen Sie da in allen Stürmen der Zeiten, unermüdlich als Vorkämpfer für des Vaterlandes Wohl. Mit gerechtem Stolze nannten wir den Edelsten der Edeln den Vertreter unseres Bezirkes."

„Mögen auch manche Ihrer Verehrer der inneren, Ihren hohen Werth beurkundenden Stimme einen Augenblick und unter seinen Verhältnissen das laute, rücksichtlose Wort versagt haben — unsere unwandelbare Anhänglichkeit an Sie mag Ihnen, mag dem Lande beweisen, daß Itzstein sich einen bleibenden Altar der Liebe und Treue in unseren Herzen errichtet hat."

„Dieser Eichenkranz, das Symbol deutscher Bürgertugend, sei die Versinnlichung des Verdienstes, das in den Augen des ganzen Vaterlandes Ihr ehrwürdiges greises Haupt umstrahlt."

„Wie die Schleife des Kranzes seine einzelnen Zweige verbindet, so umschlinge auch das Band liebevoller Rückerinnerung Sie mit uns."

Zugleich mit dem Kranze wurde eine Adresse, von 832 Bürgern unterzeichnet, überreicht:

„Edler Mann! Unsere Verfassung war bedroht! Durch die ehrenhafte Haltung der Mehrzahl der Wahlbezirke ist sie gerettet worden."

„Unserm redlichen, vaterländischen Streben war es nicht vergönnt, unsern Theil an diesem schönen Erfolge zu nehmen."

„Aber Angesichts der erhebenden Unerschrockenheit,

mit welcher die hohe Kammer, Dich an der Spitze, die Rechte und damit die Moralität des Volkes vertheidigt, fühlen wir uns unwiderstehlich aufgefordert, uns feierlich denen anzuschließen, die zur Wahl der Mehrheit dieser Kammer beigetragen haben."

„Glücklich das Land, das solche Männer, das in der Stunde der Gefahr solche Kämpfer findet! Mag auch in Zeiten der Ruhe der Dank sich in stiller Anerkennung genügen, in den gegenwärtigen Tagen verlangt dieses Gefühl, mächtiger denn je, nach einem sichtbaren Ausdrucke! Wir können nicht anders, wir müssen unserm Vertheidiger ein, wenn auch nur schwaches Zeichen unseres Dankes geben."

„Wie könnten wir dieses besser, als indem wir dies Zeichen Dir widmen, Dir, dem tapferen Führer, Dir, dem Nestor der badischen — der ersten Kammer Deutschlands, Dir, dem Stolze des kleinen wie des größern Vaterlandes. Nimm sie an, diese Krone aus der Bürger-Händen, laß sie schmücken Dein Haupt, das im Kampfe für das Wohl des Vaterlandes ergraute, und laß sie Dir sein und bleiben ein freundliches Angedenken an Deine unwandelbaren, treuen und dankbaren Verehrer."

„Dem Nestor der Kämpfer für deutsche Freiheit
die
freien Männer des 31. Wahlbezirks."

Der Anblick der feierlichen Handlung war für Alle tief ergreifend — Worte vermögen nicht den Eindruck zu schildern. Heiße Thränen bezeugten die Gefühle der Anwesenden, bezeugten ihre innige Theilnahme an der würdigen Huldigung. Tiefes Schweigen folgte, Aller Blicke waren unverwandt auf den erhaben geschmückten Mann gerichtet. Da fand Itzstein endlich Worte, seinen Dank auszusprechen:

„Das Gefühl übermannt mich; die Stimme droht zu versagen. — Ich kenne den patriotischen Sinn der freien Wahlmänner des Bezirkes Schwetzingen und Philippsburg, so wie jenen vieler, sehr vieler Urwähler. Ich

kenne ihre treue Anhänglichkeit an mich, der ich 30 Jahre in diesem Bezirke als Beamter und Deputirter gewirkt habe; ich wußte, daß diese Männer durch einen öffentlichen Act erklären wollten, daß ihr Vertrauen zu mir nicht gewichen sei, daß nicht sie es waren, welche dem Bezirke seinen frühern Deputirten genommen!"

„Aber! die Art und Weise, wie Sie, verehrte Männer! heute jene Erklärung abgeben, wie Sie mich durch die sinnige Gabe ehren, hat mich tief ergriffen, hat mein ganzes Inneres aufgeregt — —"

Nach einer Pause, wo die Sprache versagte, nahm Itzstein die Bürgerkrone vom Haupte, und fuhr dann fort:

„Ich nehme sie an, diese Bürgerkrone mit dem Eichenlaube, dieses sinnige Symbol der alten deutschen Kraft, des großen Einen Deutschlands, ich nehme sie an *im* Namen der Kammer, der sie von den wackeren Gebern gewidmet ist, als eine Anerkennung ihres Wirkens, als ein Zeichen der Zufriedenheit der Wahlmänner und der unterzeichneten Urwähler."

„Es soll diese Bürgerkrone ein bleibendes, theueres Andenken in meiner Familie sein an die Treue und Anhänglichkeit der wackeren Geber eines Bezirkes, dem ich — wohl darf ich es sagen — mit Eifer, mit Hingebung gedient, der mir theuer war und es auch bleiben wird, weil ich weiß, daß nur Einwirkungen und Anstrengungen, ein Beispiel, wie es nie mehr vorkommen möge, die Stimme von dem Manne abwenden konnten, dem man stets Vertrauen geschenkt hat."

„Den Männern aber, welche durch die Widmung dieser ausgezeichnet schönen Gabe und durch die ihr gegebene Bestimmung der Kammer ein Zeichen des Dankes und der Zufriedenheit mit ihrem Wirken geben, den Männern, welche sich so aussprechen, wie die Wahlmänner und die Urwähler in der Adresse, meinen innigen Dank, aber auch, womit die ganze Versammlung gewiß gern einstimmt, ein herzliches Hoch!"

Sander dankte tief ergriffen und sprach dann: „**Los viros alemannos**, die tapferstolzen Deutschen, nannten

uns die tapferstolzen Spanier, und die Italiener wußten von dem furore tedesco, von der deutschen Kampfwuth, zu reden. Dieses tapferstolze, kampfmuthige Volk sind wir noch, aber was in Deutschland beinahe zu Grunde ging, was sich erst in neuerer Zeit wieder erhoben hat, das ist der Bürgersinn, der Bürgermuth. Das ist der Bürgersinn, das Bewußtsein seiner Rechte und Freiheiten als Bürger im Staate; das ist der Bürgermuth, die anhaltende Kraft und der nachhaltige Eifer, diese Rechte und Freiheiten gegen Anfechtungen und Kränkungen zu schützen und zu vertheidigen. Dieser Bürgersinn, dieser Bürgermuth war es, der so herrlich bei unseren neuesten Wahlen zu Tage kam, und auf seine Belebung und Stärkung trinke ich und rufe aus: Hell auf Bürgersinn und Bürgermuth!"

Darauf der Abgeordnete Gottschalk: „Meine Herren! So eben haben wir den schönsten Moment eines unsere Herzen ergreifenden Festes, durch unser Einstimmen in die dem würdigen Veteranen v. Itzstein so herzlich gebrachten Hochs besiegelt. Die Thränen der Rührung, Freude und Dankbarkeit, welche Sie so eben in den Augen so vieler deutschen Männer gesehen haben, als die Treuen des 31. Wahlbezirkes ihrem alten Freunde und Vertreter v. Itzstein die wohlverdiente Bürgerkrone überbrachten, haben gewiß auf's Beste beurkundet, daß eine solche schönste Auszeichnung auf das würdige Haupt gefallen ist, wofür alle constitutionellen Bürger den biederen Stiftern herzlich danken, Meine Freunde! Wir haben noch einen Mann hier in unserer Mitte, der dem Manne des Festes so treu und kräftig zur Seite steht. — Ich meine den Biedermann, der durch sein scharfsinnig, begeistertes Resumé unserer heutigen Kammerverhandlung die moralische Siegeskrone aufgesetzt hat. — Für diesen habe ich mein Glas erhoben und Sie stimmen gewiß freudig mit mir ein, wenn ich Ihnen zurufe: Unser Sander, unser lieber, kräftiger, deutscher Sander lebe hoch!"

Zuletzt erhob sich der Abgeordnete Züllich, um noch insbesondere auf die schönste Weise das Ganze zu be=

schließen, indem er nachstehendes für diese Feier verfaßtes Gedicht vortrug:

Du hast die Fahne vorgetragen,
Seitdem das Volk sein Recht verficht;
Du hast an manchen heißen Tagen
Geseh'n dem Feind in's Angesicht;
Du hast am Freudigsten gestritten,
Je stärker stets Dein Gegner war;
Du hast geopfert und gelitten,
Und bliebst Dir treu, unwandelbar.

Du hast das Wohl des Vaterlandes,
Nicht Deinen Vortheil angestrebt,
Du hast gescheucht viel Unverstandes
Und hast viel Todtes neu belebt.
Ein Sprichwort ist aus Dir geboren,
Das weit umher im Lande geht:
Nein, Baden ist noch nicht verloren,
So lang von Itzstein's Fähnlein weht.

Du hast mit andern Veteranen
Gegründet unsers Hauses Ruhm,
So daß es steht bei den Germanen
Ein hochverehrtes Heiligthum.
Und unter dieses Hauses Bogen
Wird Dir ein Denkmal, nicht von Stein, —
Nein, Die, so Du Dir nachgezogen,
Die werden da Dein Denkmal sein.

Ein Bannstrahl hat Dich da getroffen,
Wo Dir so lange heimlich war,
Da wurden and're Thüren offen,
Dich aufzunehmen, Belisar!
Jetzt kommen Deine alten Treuen,
Den man den Freund und Schmuck geraubt,
Und fordern Dich zurück und weihen
Die Bürgerkrone Deinem Haupt.

Die Bürgerkrone sollst Du tragen
Vor Badens Volk noch manches Jahr,
Und immer soll man von Dir sagen:
Er ist derselbe, der er war!
Dieselbe Kraft der Adlerschwingen,
Dieselbe Makellosigkeit,
Derselbe Muth, dasselbe Ringen
Für Freiheit, Recht und Ruf der Zeit!

Itzstein vernahm mit sichtbarer Rührung diese kurze Darstellung seines Lebens und Wirkens, während ein lautes Bravo den Schluß jeder Strophe des Festgedichtes begleitete.

So endete der für Baden unvergeßliche 19. August!

Nach dem Landtage, als Itzstein bereits wieder heimgekehrt war, empfing er noch einen überaus kostbaren, geschmackvoll gearbeiteten Ehrenbecher, eine Gabe der Liebe und Verehrung von 107 Freiburger Bürgern. In ihrer Zuschrift *) vom 12. September hoben sie besonders Itzstein's ständisches Wirken hervor in der hannöverschen Verfassungsfrage. Es heißt darin unter Anderm:

„Was Sie im Jahr 1837, 38 und 39 in der Kammer über die unheilvollen Zustände in Hannover für Deutschlands Ehre und des deutschen Volkes Recht gesprochen haben, steht tief eingegraben in jedes Deutschen Brust und wird nimmermehr verhallen."

„Diese freimüthige edle Vertheidigung unseres mißhandelten Brudervolkes in Hannover ist eine unverwelkliche Blume in dem Kranze Ihrer Bürgertugenden, welche weit mehr zieren und weit schöner, als alle Sterne und Orden der Mächtigen dieser Erde."

Itzstein's landständisches Wirken im Jahre 1841 und 42 fand auch im ganzen übrigen Deutschland die entschiedenste Anerkennung. Er erhielt dafür mündliche und schrift-

---

*) Die Adresse mit Itzstein's Antwort ist gedruckt in der Mannheimer Abendzeitung vom 17. October 1842.

liche Beweise genug. Die Verehrung und Liebe gab sich auf mancherlei Weise kund.

Mehrere Bürger an den Ufern des Rheins von Mainz bis Rüdesheim, meist Nassauer, sendeten dem edelen badischen Volksvertreter eine Kiste des edelsten Hochheimers vom Jahre 39 aus den Kellern der Stadt Frankfurt und begleiteten ihre Ehrengabe mit folgender Zuschrift:

„Edler deutscher Mann!“

„Mit Liebe und Begeisterung sind unsere Blicke dem edlen Kampfe für Recht und Wahrheit gefolgt, den Du mit unermüdlicher Kraft, zunächst zwar für Baden, in der That aber für das ganze deutsche Vaterland, Dein langes Leben hindurch gestritten hast. Du hast den Muth der Tausende, welche dieses großen Kampfes theilhaftig sind, gehalten, und, was zumal in letzter Zeit so nöthig war, neu belebt. — Mit Freuden haben wir Deine Erfolge gesehen, bewirkt durch die Theilnahme der Gleichgesinnten, deren Zahl im Vaterlande — Gottlob! — nicht gering ist. — Die Zeichen ihrer Anerkennung, obwohl nur ein schwacher Abglanz dessen, was — sie Dir wünschen und — Du — verdienst, haben mit Freude und erhöhter Hoffnung unser Herz erfüllt!“

„Auch uns drängt es, Dir mit einem Solchen zu begegnen, und so treten wir denn vor Dich hin, füllen Deinen Ehrenbecher mit dem Köstlichsten, was unsere Gauen spenden, und bringen ihn Dir zu mit dem Rufe:

Hoch lebe das ganze deutsche Vaterland!

In den rheinischen Gauen am 28. August 1842.“

Itzstein erwiederte:

„Verehrte deutsche Männer!

In Ihrer an mich gerichteten Adresse vom 28. August l. J., welcher Sie eine Kiste Wein als Ehrengeschenk beigefügt haben, zollen Sie meinem und meiner gleichgesinnten Freunden Wirken auf dem jüngsten Landtage und der Haltung der Kammer eine eben so günstige als wohlthuende Anerkenntniß.“

„Empfangen Sie dafür unsern aufrichtigen, herzlichen

Dank und haben Sie die Güte, davon allen wackern Männern Kenntniß zu geben, welche der Adresse und der Ehrengabe ihre Mitwirkung nicht versagt haben."

„Wir dürfen stolz auf Ihr Urtheil und auf Ihre Billigung sein, denn sie gehen von Männern aus, denen ein solches Urtheil in jeder Hinsicht zusteht, von Männern, die einem anderen Volksstamme angehörend fern von Baden wohnen, mithin nicht als näher betheiligt an der Bewegung des badischen Volkes und als befangen angesehen werden können."

„Aber! Sie haben in Ihrer Adresse den Kampf der badischen Kammer für die Wahlfreiheit, für Wahrheit und für die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes, so wie die daraus erwachsene lebendige Theilnahme derselben von dem höheren und richtigen Standpunkte aus betrachtet. Nicht mehr als Fremde sehen sich die verschiedenen deutschen Volksstämme an, sondern als Mitglieder Einer und derselben Nation, als die Söhne Eines großen Vaterlandes, und der Kampf für Wahrheit und Recht in Einem Theile dieses Deutschlandes, der Angriff auf die Verfassung, auf die Freiheit Eines Volksstammes betrifft das ganze deutsche Vaterland."

„Das ist der Geist, welcher in Baden erwacht ist, der Geist, der auch Sie, meine Herren! bei Abfassung Ihrer Adresse beseelte, welcher sichtbar jeden biedern Deutschen ergriffen hat, und täglich an Kraft gewinnen wird, sobald der Kern des Volkes, das wahre Bürgerthum, mehr und mehr Theil an den vaterländischen Angelegenheiten nehmen wird. Dieser Geist ist es aber auch, den wir sorgsam pflegen und erhalten müssen, denn er allein führt zu dem Wege, auf welchem Deutschlands Volksstämme mit Einigkeit und Kraft fortschreiten müssen, um das große Ziel zu erreichen, dessen sie würdig sind."

„Verehrte Männer! die kräftigen Schlußworte Ihrer Adresse: Hoch lebe das ganze deutsche Vaterland! bezeichnen dieses Ziel. Mit Freude und Begeisterung haben wir dieses Hoch! ebenfalls ausgebracht und die mit

dem herrlichen, von Ihnen dazu gewidmeten Weine gefüllten Gläser geleert."

„Karlsruhe und Hallgarten am 7. und 23. September 1842."

Auf eine sehr eigenthümliche Weise thaten Bürger von Chemnitz ihre Verehrung kund: sie sendeten um dieselbe Zeit eine Schnupftabaksdose mit Symbolen. Inwendig steht mit goldenen Buchstaben: **Dem badischen Volksvertreter Adam von Itzstein von gleichgesinnten Männern aus Chemnitz in Sachsen.** Auswärts auf dem Deckel ist die Gerechtigkeit abgebildet: sie hält eine Wage in der Hand, in deren Schalen auf der einen Seite eine Krone, auf der anderen ein Bürgerhut liegt, die beide — gleiches Gewicht haben. *)

Das Jahr 1843 lieferte den glänzenden Beweis, *mit* welcher Liebe jetzt das badische Volk an seiner Verfassung hing und an den Vertretern seiner Rechte festhielt, besonders an dem unwandelbaren rüstigen Veteranen der Volkskammer, v. Itzstein.

Die wackeren Ortsvorstände der Gemeinden des Renchthales hatten schon Anfang Juli einen Aufruf ergehen lassen, das Verfassungsfest zu feiern am 22. August 1843, an dem Tage, wo vor 25 Jahren der Großherzog Karl, dem Tode nahe, die Urkunde im Bade Griesbach unterzeichnet hatte. Der Aufruf ergriff aller Orten die Herzen: es sollte ein Landesfest werden. Von der Residenz bis zum kleinsten Gebirgsdorfe wurde Alles zur Theilnahme hingerissen. Das Hauptfest wurde in Griesbach gefeiert. Dorthin war Itzstein von den Ortsvorständen und Bürgern eingeladen.

---

*) In der beifolgenden Zuschrift wird eine nähere Erläuterung der Embleme gegeben. Da heißt es denn: „Die Wage ꝛc. mit dem in der Mitte stehenden Zünglein spricht den Gedanken aus, daß die Wohlfahrt eines Staates nur dann gedeihen kann, wenn die Rechte des Fürsten und des Volkes gleichmäßig anerkannt und gewahrt werden."

Am Vorabend gegen 4 Uhr traf Itzstein in Renchen ein, begleitet von einer Deputation verschiedener Ortschaften. In einer langen Wagenreihe begab sich unter Geschützessalven der Zug nach Oberkirch, wo er, von Böllerschüssen und Hochruf begrüßt, gegen Abend anlangte. Bald verkündete Glockengeläute und Geschützesdonner den Beginn der Festlichkeiten. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde die Stadt beleuchtet, von allen Bergesgipfeln loderten zu gleicher Zeit helle Freudenfeuer, auf allen Straßen auf und ab wogte eine zahllose Menschenmenge voll Frohsinn und Jubel. Um 9 Uhr begrüßte ein Fackelzug mit Musik und Gesang v. Itzstein und seine Kammercollegen. In der Anrede hob es der Sprecher als eine besondere und vorzügliche Auszeichnung hervor, daß die Abgeordneten im trauten Vereine mit dem alten Itzstein, „dem Ritter ohne Furcht und Tadel, — dem Marschall Vorwärts“ zugegen seien. Itzstein dankte für sich und im Namen der übrigen. Um 11 Uhr brachten ihm Männer und Frauen noch ein Ständchen.

Den andern Morgen um 7 Uhr begab sich Itzstein mit dem Festzuge nach Griesbach und langte dort an unter Musik, Gesang und Jubel um 10 Uhr. Die Schützengesellschaften der Nachbarschaft, zum Theil in Nationaltracht, viele Musikchöre und Sängervereine waren erschienen zur Verherrlichung des Festes. Die Griesbacher Sänger bewillkommneten den Zug mit einem Festliede, worin die Bedeutung des Tages sich aussprach:

Und lieben wir die deutsche Vatererde,
So wünschen wir auch warm und treu,
Daß sie ein Boden wahrer Freiheit werde,
Daß ihre Zukunft lichtvoll sei.
Bürger, ja schwört es beim funkelnden Wein,
Ewig der Freiheit ergeben zu sein!

Bald nachher leitete der Abgeordnete Hundt das Fest ein mit einer kurzen Rede und ließ am Schlusse viele hundert Exemplare der Verfassungsurkunde vertheilen. Dann

betrat Itzstein die Rednerbühne. Er sprach ausführlich über die wohlthätigen Früchte der Verfassung während ihres 25jährigen Bestehens, und zeigte, wie es vor der Verfassung war und dermalen sei. Nachdem er alles Gute, was mit der Verfassung erreicht worden war, entwickelt hatte, sprach er sich auch unverholen über Das aus, was noch fehlt. „Wer vermag nach dieser gedrängten Darstellung zu zweifeln, daß die Verfassung eine unschätzbare Wohlthat für das Land und seine Bewohner ist? — Wer fühlt aber dabei nicht auch, daß das badische Volk dies begreift und durch das heutige Fest, durch die in demselben sich aussprechende dankbare Anerkennung der Verfassung laut erklärt, daß es sie nicht allein kräftig erhalten, sondern auch durch sorgfältige treue Pflege noch mehr auszubilden suchen werde, damit die in ihr liegenden Keime ebenfalls zu herrlichen Früchten reifen?"

„Denn wirklich fehlen noch einige der wichtigsten, in der Verfassungs-Urkunde zugesicherten Bürgschaften, noch vermißt das Land manche wohlthätige, selbst durch die Zeit und durch die öffentliche Meinung dringend geforderte Gesetze. Ich will hier nur erinnern an das Gesetz, die persönliche Freiheit des Bürgers betreffend, und an jenes für die Freiheit der Presse, die Lebensquelle jeder Verfassung und Volksbelehrung, statt der niederbeugenden, alle freien oder mißfälligen Gedanken mordenden Censur; endlich das Gesetz für öffentliches und mündliches Verfahren in peinlichen Dingen, mit Geschwornen-Gerichten, ein Gesetz, für dessen Fortbestehen der Landtag der preußischen Rheinprovinz in jüngster Zeit herrlich und siegreich gekämpft hat, welches alle deutsche Volksstämme mit Recht, zum Ersatz für das bisherige unzureichende Verfahren in den verschlossenen Gerichtsstuben, als unentbehrlich verlangen und dessen Einführung bei uns in Baden um so weniger einem Anstande unterliegen kann, als schon bei dem bürgerlichen Prozeßverfahren die Oeffentlichkeit der Verhandlungen besteht."

„Hoffen wir, daß durch ein freundliches Zusammenwir-

ken der Regierung mit den Kammern diese kostbaren Güter dem Volke recht bald zu Theil werden! Dies hängt aber zum großen Theile von dem Volke selbst ab. Dasselbe muß beweglich und regsam stets lebendigen Antheil nehmen an allen Angelegenheiten, welche seine Verfassung, seine Gemeinde-Ordnung, seine Rechte und Freiheiten betreffen. Es darf nicht ermüden in ruhiger aber beharrlicher Vertheidigung dieser kostbaren Güter, wenn es ein wirklich freies und der Freiheit würdiges Volk sein will. — Nur auf diesem Wege wird das Volk eine feste Stütze der von ihm frei gewählten Kammern; nur dann erhalten dieselben volle und gründliche Kenntniß von den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes, von dem Eindrucke der erlassenen Gesetze und ihren allenfallsigen Gebrechen. Und nur dadurch wird endlich eine Kammer in den Stand gesetzt, mit Zuversicht die Anträge stellen und die Beschlüsse fassen zu können, welche den Forderungen der Zeit entsprechen und für das allgemeine Wohl nöthig scheinen."

Dann ging er über auf das Wahlgesetz vom 28. November 1830; er theilte den Eingang der damaligen Umlaufschreiben des Ministeriums mit und hob hervor die Wichtigkeit der freien unbeschränkten Wahlen des Volkes, woraus nur allein eine wahrhafte Vertretung des Volkes hervorgehen könne. Schließlich brachte er ein Hoch der Verfassung, der herrlichen Schöpfung des Großherzogs Karl, und seinem Andenken.

Es wurden nun mehrere Gesänge gesungen und Musikstücke gespielt. Dann begann das Festmahl in einer weiten, geschmackvoll ausgeschmückten Halle.

Während der Tafel wurden mehrere Trinksprüche ausgebracht, auf den Festredner, auf die wackeren, wahren Volksvertreter, die lebenden und die dahingegangenen. Itzstein dankte in seinem und seiner Freunde Namen herzlich und sprach dann weiter: „Sie haben Recht gethan, dem Andenken so mancher Mitglieder der badischen Kammer, welche seit dem Bestehen der Verfassung für deren Ausbildung und Erhaltung männlich gekämpft haben, die aber der Tod uns geraubt hat, ein ehrendes Andenken zu zol-

len! — Es waren Männer voll Kraft und Vaterlandsliebe, die Zierde der Kammer, denen wir zum großen Theile die Ausbildung unseres Verfassungslebens und die würdige Stellung der Kammern verdanken.“ Hier erwähnte er mit liebender Theilnahme seine Freunde von Liebenstein, Duttlinger, Minister Winter und v. Rotteck, und fuhr dann fort: „Es ist wohlthuend und ermuthigend, wenn eine so zahlreiche Bürgerversammlung aus verschiedenen Landestheilen die Haltung ihrer Deputirten öffentlich billigt und anerkennt. Denn wahrlich, meine Herren! der Volksdeputirte ist, will er dem ihm von dem Wahlbezirke gegebenen Auftrage vollkommen entsprechen und seinem Eide furchtlos genügen, nicht auf Rosen gebettet. — Opfer, schwere Opfer mancher Art werden ihm unvermeidlich und nicht selten öffnet sich dem Familienvater eine düstere Aussicht in die nächste Zukunft.

Mehrere Male wurde Itzstein mit tausendstimmigem Bravorufen unterbrochen. Es war nicht leeres Rufen, es war der Geist der Ueberzeugung, der Wahrheit und der erfaßten Freiheit, das Erkennen der Menschenwürde und des Menschenwerthes, der die Versammlung beseelte.“

Am Schlusse der Tafel brachte Itzstein noch einen Trinkspruch aus. Er eilte mit gefülltem Glase auf die Rednerbühne und sprach: „Bei einem Feste, wie das heutige, werden gewöhnlich nur politische Toaste ausgebracht. Doch wird mir die Versammlung, da allgemeiner Frohsinn herrscht, noch einen Trinkspruch erlauben.“

„Er gilt den Frauen, deren heute so viele unser Fest besuchten und die Tafel zieren. Den Frauen, von denen Schiller sagte: sie flechten Rosen in's irdische Leben. Den braven Frauen, welche die Würze des häuslichen Glückes sind, die aber auch, wie so manches Beispiel uns zeigt, zu den größten Opfern, selbst eigene Gefahr nicht scheuend, sich entschließen, wenn schweres, selbst verschuldetes Unglück den Gatten trifft oder Gewalt ihn einkerkert. Den Frauen gilt mein Trinkspruch, weil sich ihr Herz dem schönen Gefühle für das Unglück gerne öffnet, weil sie dem Unschuldig-Verfolgten oder dem nur Verirr-

ten bereitwillig steuern, weil ich bei ihnen — ich sag' es offen — in solchen Fällen stets der schönsten Theilnahme begegnete. Den Frauen bringe ich ein Hoch, weil sie nicht selten mit der Glut des Weibes die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit zu erfassen vermögen, und dann mit siegender Gewalt, zum allgemeinen Besten wohlthätig wirken auf ihre nächsten Umgebungen. Die Frauen leben hoch!"

Gegen Abend begab sich der Festzug wieder heim nach Oberkirch. Mehrere Bürger von dort, die theilzunehmen verhindert waren, kamen ihm jetzt mit Fackeln entgegen und geleiteten ihn eine halbe Stunde weit bis in die Stadt, die abermals festlich beleuchtet war. Dann begab sich Alles vor die Wohnung Itzstein's; es ertönten ihm zu Ehren Lieder und wiederholte Hochs. *)

---

*) Der Name „Itzstein" hat im ganzen Lande einen guten Klang. In vielen Gegenden, wo Itzstein öfter war, kennt ihn Alt und Jung. Ich habe es selbst erlebt, daß an der Bergstraße die Kinder in den Dörfern ihm entgegen eilten, die Hand reichten und ihn begrüßten: guten Tag, Vater Itzstein! So war es denn auch in Oberkirch, als Itzstein im J. 1815 die dortige Feier des Verfassungsfestes als Festpräsident leitete. Festlich geschmückte junge Mädchen, an ihrer Spitze Magdalena Geldreich, überreichten ihm ein hübsches Bild von Oberkirch und seiner freundlichen Umgegend, nebst einer Zuschrift, worin sie ihre Liebe und Verehrung also aussprechen: „Liebster Herr von Itzstein! In der frühesten Jugend lehrt uns die Natur, unsere Eltern zu lieben und zu achten. Kaum den ersten Jahren entwachsen, steigt im kindlichen Gemüthe das Bewußtsein, daß Niemand außer unseren Eltern es besser mit uns meint. In diesem Bewußtsein wächst unsere Liebe und zugleich die Dankbarkeit für die uns erzeigten Wohlthaten."

„Sie besitzen aber die Liebe und Dankbarkeit unserer Eltern, ihrer Freunde, unseres schönen Vaterlandes, — das Volk von Baden, das deutsche Volk nennt Sie — Vater!"

„Diese Liebe und Achtung, dieses Vertrauen zu Ihrer Güte, Ihrem Werthe können wir in der vollen Be-

Am andern Morgen kehrte Itzstein von Oberkirch nach Mannheim zurück. Als er eben in den Wagen steigen wollte, überbrachte man ihm einen Brief. Er enthielt ein Gedicht. Der Dichter hatte sich nicht genannt, wer aber erkennt nicht darin — Anastasius Grün?! Es lautet also:

Der Sänger grüßt den Freien, den Keiner überwand,
Der Sänger grüßt den Streiter für Recht und Vaterland.

Sie nennen Dich zu trotzig — und fahnenflüchtig mich,
Wir aber wissen's besser — und lächeln — Du und ich.

Dort rasen die Zerstörer, wie brandend Meer am Strand,
Da beugen eitle Sclaven das Knie sich wund im Sand.

Es zieht die Bahn der Ehre — gradhin durch Beider Mitt',
Wir wandeln sie ohn' Wanken mit festem Männertritt.

Ich sah Dich einst im Kampfe — ein Held im Silberhaar,
Dein Bild ist mir geblieben durch manch entflohen Jahr.

Wie Alpenschnee Dein Scheitel — wie Lenzglut Wort und Blick:
So trug ich's in die Ferne — so bring' ich's jetzt zurück

Und frage, wo Du weilest, man deutet nach dem Thal,
Woraus hervorgegangen ein warmer Sonnenstrahl.

Wo einst Karl Friedrich's Enkel das Wort des Segens schrieb,
Das selbst in Winterstürmen noch edle Früchte trieb.

---

deutung noch nicht erfassen. — Wen aber alle guten Menschen, vom jugendlichen Alter an bis zum Greisen, Freund und Vater nennen, wahrlich! der muß sich große Verdienste um die Menschheit erworben haben."

„Wie sehr ist es daher unsere Pflicht, dem Vater aller Guten, die wir kennen, unseren Gruß zu bringen, und unsere Liebe und Hochachtung zu bezeugen."

„Empfangen Sie daher als Zeichen derselben von uns ein kleines Angebinde — und behalten Sie uns stets als Ihre ergebenste Oberkircher Jugend im Gedächtniß."

Dort stehst Du — hochbekränzend mit einem Arm sein Bild
Und mit dem andern tragend den ehr'nen Kämpferschild.

Was könnt' es Schön'res geben in Wahrheit und Gedicht,
Als wenn ein Held der Freien dem Fürsten Kränze flicht!

Noch grünen jene Tannen — von Abendgold umsäumt,
In deren Schattenkühle — Karl einst so süß geträumt,

Wo laut sein Herz gesprochen: „Sei glücklich, Heimathland!
Und Deiner Freiheit Rosen schling mir zum Kronenband!"

Die Rosen sind gewunden — es rauscht der Festeshain,
O dürft' ich müder Waller des Tages Zeuge sein!

Was könnt' es Schön'res geben — in Wahrheit und Gedicht,
Als wenn ein Held der Freien — dem Fürsten Kränze flicht!

Das zieht so zaubermächtig zum grünen Thal mich hin,
Das drängt zum Lied — obgleich ich Badenia's Sohn nicht bin.

Der Doppeladler horstet, wo meine Wiege stand,
Doch eine Glut, ein Sehnen — ein Glück — ein Vaterland!

Ein Vierteljahr nach dem Verfassungsfeste traten die Kammern wieder zusammen. Itzstein eröffnete als Alterspräsident die erste Sitzung mit folgender Rede:

„Als Alterspräsident der Kammer erkläre ich die erste Sitzung derselben für eröffnet. Sie aber, verehrte Collegen, versammelt in diesem Saale kraft des nämlichen Auftrages und derselben Pflicht für das allgemeine Beste, Sie alle, alle heiße ich willkommen zu der gemeinsamen Arbeit."

„Unser erstes Geschäft ist die Prüfung der neuen Wahlen, und ich bitte Sie, dieselbe mit Eifer, aber auch mit besonderer Umsicht und mit Ernst, ohne Rücksicht auf die betreffende Person vorzunehmen."

„Daß Sie bei den darüber stattfindenden Berathungen dieselbe würdevolle Haltung bethätigen werden, welche die badische Kammer stets beobachtet hat, dessen darf ich gewiß sein. Lassen Sie sich, verehrte Herren! von der sorg=

fältigen Wahlprüfung nicht abhalten durch die früher oft gehörte und oft gelesene, auch wieder in der jüngsten Zeit in öffentlichen Blättern aufgetauchte Phrase, daß die vorige Kammer zu viele Zeit auf die Wahlprüfungen verwendet und damit das Volk bis zur Ungeduld ermüdet habe. Es ist diese Phrase entweder aus einer ganz irrigen Ansicht hervorgegangen oder sie wurde in offenbar böser Absicht verbreitet."

„Das badische Volk, Ehre ihm! kennt in seiner größern Mehrheit vollkommen den hohen Werth seines kostbaren Wahlrechtes und weiß, wie auch die von ihm gewählten Kammern, daß nur aus gesetzlichen, freien und nicht von Oben dictirten Wahlen eine wahre Volksvertretung, wie sie die Verfassung und das Wahlgesetz wollen, hervorgehen und nur eine solche dem echten Geiste einer Repräsentativ-Verfassung entsprechen kann."

„Auch haben Badens Bürger durch ihre bei dem Feste vom 22. August d. J. bewiesene lebendige Theilnahme und durch ihre höchst ehrenhafte Haltung laut ausgesprochen, wie theuer ihnen die Verfassung und ihre durch dieselbe geschützten Rechte seien."

„Sie können und werden daher nie diese Zeit für verloren halten, welche die Kammern dazu verwenden, durch sorgfältige Prüfung der Wahlen eine Volksvertretung zu erhalten, die hinreichende Kraft und Willen hat, ihre großen Pflichten im Geiste der Verfassung furchtlos zu erfüllen."

Diese Rede war um so nothwendiger, als der Wahlkampf vom Jahre 1842 allerdings sehr heftig und weitschichtig war und das Verfahren der Kammer einigermaßen gerechtfertigt werden mußte.

Zu den wichtigsten Anträgen, die auf diesem Landtage vorkamen, gehört unstreitig Itzstein's Motion auf Einführung von Geschwornengerichten. Am 20. December 1843 kündigte er bereits seinen Antrag an, erst am 8. März begründete er ihn. Er lautet: „Se. königliche „Hoheit den Großherzog ehrfurchtsvoll zu bitten, der gegenwärtigen Ständeversammlung zu den, die Strafrechtspflege, den Strafproceß und die Gerichtsverfassung be-

„treffenden, den beiden Kammern bereits zur Berathung „und Zustimmung übergebenen Gesetzen auch noch einen „Gesetzentwurf über Einführung der Geschwornengerichte „vorlegen zu lassen, um diese in vielen Punkten einander „bedingenden, höchst wichtigen Gesetze in Uebereinstimmung „bringen zu können."

Die Motion ward einstimmig in die Abtheilungen zur Berathung und zur Erwählung einer Commission und eines Berichterstatters verwiesen. Der Bericht erfolgte leider erst in der letzten Sitzung am 14. Februar 1845. Der darüber gefaßte Beschluß konnte nicht einmal mehr der ersten Kammer mitgetheilt werden, sondern wurde mit 36 Stimmen gegen 14 einfach in das Protocoll niedergelegt. Der Beschluß bestand in der Bitte, daß auf dem nächsten Landtage zur Ergänzung der Strafproceßordnung ein Gesetzentwurf vorgelegt werde, wonach Schwurgerichte in Strafsachen eingeführt werden.

Kurz vor dem Landtage erhielt noch Itzstein ein überraschendes Zeichen der Achtung. Der Engländer C. Moriarty sendete ihm O'Connel's Leben mit einer Widmung an Itzstein und dabei folgendes Schreiben (Berlin 27. September 1843):

„Aus anliegender Schrift werden Sie ersehen, daß ich mir die Freiheit genommen habe, der Lebensbeschreibung meines großen Landsmannes und Verwandten Ihren Namen vorzusetzen."

„Es dürfte mir vielleicht als theilweise Entschuldigung dienen, daß ich nach sorgfältigem Umhersuchen keinen Würdigern und nach meiner Ansicht Passenderen im ganzen deutschen Reiche finden konnte."

„Verzeihen Sie also dem Ausländer die von ihm genommene Freiheit, und dem aufrichtigen Bewunderer die Ihnen vielleicht lästige Huldigung 2c."

Das Jahr 1844 kam heran und mit ihm für Itzstein der herrlichste Glanzpunkt seines Lebens; es war, als ob der rüstige Volksvertreter für all sein unablässiges edles Streben und Wirken auf Einmal, an einem einzigen Tage, an dem 22. September, alle Liebe und Verehrung seiner

Mitbürger, seiner vielen Freunde und Anhänger erndten sollte. Der 22. September war ein großartiges Fest, wie es Deutschland noch nie erlebt hatte, ein Fest das unvergessen bleiben muß, so lange es noch Herzen giebt, denen die Männer heilig sind, die da kämpfen und ringen für das Wohl und die Ehre unseres Vaterlandes. Eben darum hatten es einige Freunde des Gefeierten unternommen, zunächst für die Festtheilnehmer, dann aber für alle Vaterlandsfreunde, den ganzen Verlauf dieses Festes zu schildern, alles darauf Bezügliche zu sammeln und durch den Druck zu veröffentlichen. Aber die Beschreibung dessen, was hier Männer offen gesprochen und gethan, was Tausende von Menschen angesehen, wovon sie Zeugen waren, was sie durch jubelnden Zuruf gebilligt hatten, wurde von der Polizei gewaltsam und gesetzwidrig aus der Druckerei entführt, noch ehe das Buch vollendet war, wurde von der Polizei nachher noch längere Zeit gewaltsam und gesetzwidrig festgehalten, nachdem es durch einen Richterspruch bereits freigegeben und die Polizei in ihre Schranken zurückgewiesen war. Obschon die Vollendung des Buches nun vorläufig unterblieb, obschon die damaligen Berichte über das Fest in den Zeitungen theils verstümmelt, theils ganz gestrichen wurden, so war doch die Polizei im Bunde mit der Censur nicht im Stande, das Itzsteinfest, diese glänzende Thatsache, dieses herrliche Zeugniß deutscher Gesinnung und Ehre, aus der Geschichte unserer Tage auszulöschen. Das Buch, dessen Vollendung damals unterbrochen wurde, wird doch noch erscheinen, und unverloren ist das, was ein Augenzeuge uns berichtet hat, trotzdem daß es in einem verbotenen Buche *) steht. Der Festbericht dieses Augenzeugen ist ganz wie für unsern Zweck gemacht, da er sich nur auf das Hauptsächlichste beschränkt; wir haben nur Einiges darin ergänzt, und hie und da berichtigt.

Mitten in dem Wahlkampfe von 1842, erzählt der

---

*) Deutsches Taschenbuch 1. Jahrgang, Zürich u. Winterthur, Verlag des literarischen Comptoirs 1845.

Augenzeuge, trat in Mannheim eine Anzahl Bürger zusammen und ließ einen Aufruf in das Land ergehen zu Beiträgen für eine goldene Ehrenmünze, als Zeichen dankbarer Anerkennung der Verdienste des Abgeordneten von Itzstein durch sein Wirken für die Verfassung und die Rechte des Volkes.

Die Unterzeichner wurden von der Polizei männiglich um 5 fl. gestraft, wegen polizeiwidrigen Collectirens oder wegen Umgehung der Censur, ich weiß nicht mehr warum.

Aus allen Gegenden des Landes flossen Beiträge und bald konnte die Ausführung beginnen.

Gern hätte man einem deutschen Künstler das Werk übertragen; allein man lief Gefahr, daß die Polizei den Stempel, oder, um mehr zu bekommen, die Münzen aus der Prägstätte wegnehme, und das wäre schlimmer gewesen als die 5 fl. Strafe wegen des Aufrufs. Unter den auswärtigen Künstlern erhielt Herr C. Christensen in Kopenhagen den Vorzug, doch arbeitete er nach einem Gypsmodelle, welches ein deutscher Bildhauer meisterhaft ausgeführt hatte; wir verschweigen den Namen, um dem Manne nicht nachträglich polizeiliche Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Lange blieb es stille von der Ehrenmünze und es kamen ungeduldige Anfragen und Erkundigungen in öffentlichen Blättern. Manche Leute wissen nicht, daß ein Kunstwerk mehr Zeit erfordert als was anders.

Endlich, im Sommer 1844, beinahe zwei Jahre nach dem Aufrufe und der Polizeistrafe, kam die schwere goldene Ehrenmünze nebst drei silbernen und dreihundert Bronce-Abdrücken in Mannheim an. Sie war so schön, daß sie auf dem Zollamte nur bewundert und nicht confiscirt wurde.

Auf dem Avers tritt in erhabener Arbeit das Brustbild des greisen Volksdeputirten hervor. Mit künstlerischer Vollendung ist der Charakter in den geistreichen Zügen und der ganzen Haltung sprechend ähnlich wiedergegeben.

Nicht minder wie der Stempelschnitt den Künstler, war der königlich dänischen Münze das Prägen gelungen; bei der starken Erhabenheit sind auch die zartesten Partieen scharf und bestimmt ausgeprägt. — Auf dem Revers steht die Freiheit, eine edle Figur, die mit dem starken Schilde am linken Arme den Altar des Vaterlandes deckt, auf welchem die Verfassungsurkunde ruht. Diese Seite hat keine Umschrift, sondern einfach die Jahrzahl 1842. Der Avers dagegen trägt um das Brustbild die Umschrift: **ADAM VON ITZSTEIN VERTRETER DER VOLKSRECHTE.**

Die öffentliche Einladung zu der feierlichen Ueberreichung der Ehrenmünze, auf den 22. September war ergangen, und um die Hauptzüge des Festes näher zu betrachten, versetzen wir uns wieder an die eine Ecke des Quadrats M 4, vor die Wohnung des Abgeordneten von Itzstein, den nach dem Landtage von 1822 einst nur noch wenige Getreue besuchten. Einundzwanzig Jahre sind seitdem vor uns vorübergegangen, und wir haben nicht mehr nöthig, die Abenddämmerung abzuwarten. Am hellen Mittage — das „hell“ gilt nicht vom Wetter, denn dieses war trübe und es regnete stark — aber doch am hellen Mittage zwischen elf und zwölf stehen wir an jener Stelle und sehen die Straße hinab gegen das Kaufhaus. Die Straße bleibt auch des Regens ungeachtet nicht menschenleer; im Gegentheile, es naht ein Zug festlich gekleideter Männer, unter denen der Mannheimer neben wohlbekannten auch viele fremde Gesichter wahrnimmt. Vor der Wohnung des Gefeierten hält der Zug; es sondern sich eine Anzahl Männer ab, so viel der Wohnraum zu fassen vermochte; sie bilden die zur Überreichung der Ehrenmünze gewählte Deputation, bestehend aus Angehörigen der Wahlbezirke, welche Theilnehmer zu dem Feste gesendet hatten. Von den 14 Städten, welche Abgeordnete wählten, waren vertreten: Freiburg, Lahr, Offenburg, Rastatt, Karlsruhe, Durlach, Pforzheim, Bruchsal, Mannheim, Heidelberg; von den 41 Landbezirken waren Angehörige aus mehr als der Hälfte zugegen; aus Konstanz,

Stockach, Donaueschingen, Villingen, Waldshut und andern Orten waren Zuschriften und Adressen an den Abgeordneten von Itzstein eingekommen, worin die Theilnahme und geistige Mitfeier des Festes ausgesprochen war und die Abhaltungsgründe der Unterzeichner angegeben wurden. Die zahlreich anwesenden Männer aus dem Renchthal überbrachten ebenfalls eine Adresse. In mehreren Zuschriften wurde gemeldet, daß die Feier an den Wohnorten der Unterzeichner gleichfalls begangen werde. Man bemerkte die Abgeordneten Bassermann von Mannheim, Baum von Lahr, Bissing von Heidelberg, Blankenhorn von Müllheim, Bleidorn von Durchlach, Buhl von Ettlingen, Dörr von Rheinbischofsheim, Gerbel von Mannheim, Gottschalck von Schopfheim, Hecker von Mannheim, Lenz von Pforzheim, Mathy von Mannheim, Mez von Freiburg, Müller von Rastatt, Richter von Achern, Rindeschwender von Rastatt, Schmidt von Bruchsal, Weller von Mannheim; außerdem mehrere frühere Mitglieder der Kammer, unter ihnen die Veteranen Decan Fecht von Kork und Buchhändler Winter, Vater, von Heidelberg. Sander war durch Krankheit, Welcker durch ein großes Familienunglück, Andere waren durch Geschäfte abgehalten und hatten unter Versicherungen treuer Anhänglichkeit den Gefeierten davon in Kenntniß gesetzt.

Die Ehrenmünze war mit kräftiger, herzlicher Anrede durch den Wortführer der Deputation, Winter von Heidelberg, übergeben und von dem Abgeordneten v. Itzstein mit sichtbarer Rührung angenommen worden. Alle aber waren tief ergriffen, als ein Greis aus Schopfheim, dem die Last der Jahre das glühende Gefühl für Freiheit und Vaterland nicht gedämpft, dem Abgeordneten v. Itzstein an die Brust sank und ausrief: „Nun will ich gern sterben, da ich an dieser Brust gelegen!“ — Ein „Hoch!“ — von den oben Versammelten angestimmt, wurde hundertfältig von den unten Stehenden wiederholt. Die Straße war von Männern angefüllt. Lauter hob sich der Jubel, als v. Itzstein am Fenster erschien, um die Menge anzureden. Er sprach, und auch zu den Fernstehenden

drang vernehmlich die wohltönende Stimme. Er sprach von dem Geiste der Freiheit, der über diesem Feste schwebe, von dem erwachten Bürgersinne, der die Rechte des Volkes kenne, sie zu üben und zu schützen entschlossen sei; von der Verfassung, die nur unter freien Wahlen und allseitiger Theilnahme der Bürger gedeihen könne. Er warf einen Blick über Badens Grenzen hinaus auf das ganze Deutschland und zeigte, als die unerläßliche Bedingung eines freier Männer würdigen Zustandes den festen Entschluß der Bürger, treu zusammenzuhalten und unabläßig dahin zu streben, daß die Fesseln des Geistes gebrochen werden, daß die Bevormundung der Bürger aufhöre, welche statt des feierlich verheißenen Rechtszustandes auf dem Vaterlande lasten. Diesem Bürgersinne brachte der verehrte Mann ein Hoch! das mit einem stürmischen: „unser Itzstein hoch!" erwiedert wurde.

Wir verlassen unsern Standpunkt, um trotz des Regens uns in der Stadt umzusehen und dann nach dem großen Saale im Theatergebäude zu gehen, wo das Festmahl bereitet ist. Jeden Augenblick begrüßen wir Freunde und Bekannte aus nahen und fernen Orten, und in jedem Gasthause sehen wir Tafeln für zahlreiche Gäste decken. Es kömmt uns vor, als ob ein großer Jahrmarkt oder ein sonstiger Anlaß, der viele Fremde in die Stadt zieht, auf den nämlichen Tag falle und das lebhafte Treiben veranlasse; wir wurden in dieser Meinung bestärkt, als wir lieben Nachbarn aus Hessen, Nassau, aus der baierischen Rheinpfalz begegneten. Bald aber wird uns der Irrthum benommen durch mehrfache Klagen, daß viele Fremde keine Billette mehr zu dem Festmahle hatten erhalten können. So groß war der Andrang, daß der größte Saal, welchen die Theaterverwaltung bereitwillig zur Verfügung gestellt hatte, bei weitem nicht zureichte, um Alle aufzunehmen, welche sich angemeldet hatten. Darauf war niemand gefaßt; hatten sich doch im vorigen Jahre bei dem Verfassungsfeste nur einhundertundsechzig Theilnehmer an dem Festmahle im europäischen Hofe eingefunden. Doch, es war gesorgt, daß diejenigen, welche

an den Tischen nicht Platz fanden, von dem Feste nicht ausgeschlossen blieben.

Den freundlichen Leser laden wir ein, uns nun in den Saal zu begleiten, wo wir die Gäste schon versammelt finden. Itzstein tritt ein, geführt von den Festordnern und begleitet von vielen seiner Freunde. Alles erhebt sich von seinen Sitzen und bewillkommnet unter dem lauten Schalle der Pauken und Trompeten den Gefeierten mit lange anhaltendem stürmischem Jubelrufe.

Der Saal faßt, bei gewöhnlicher Eintheilung, vierhundert Gäste. Mit sorgfältigster Benutzung aller Räume war jedoch für mehr als fünfhundert Personen Platz gewonnen. Zu diesem Behufe waren zwischen den Säulen des rings um den Saal sich ziehenden erhöhten Ganges Tische angebracht; desgleichen kleinere Tafeln in jeder freien Ecke, an jeder Seite. Vier Tischreihen zogen sich durch die ganze Länge des Saals und stießen mit den oberen Enden an eine quer über die Saalbreite gehende Tafel. Hinter dieser, in der Mitte, war eine schön geschmückte Rednerbühne errichtet; an der obern Draperie war das Gypsmodell angebracht, wornach die Ehrenmünze gefertigt ist. Vor der Rednerbühne, an der Mitte der Tafel, saß Itzstein, neben ihm, zu beiden Seiten, hatten seine alten Freunde, die Veteranen der Kammer, Decan Fecht und Buchhändler Winter, Platz genommen. An sämmtlichen Tischen war Alles dicht besetzt, und diese ansehnliche Schaar auserlesener Bürger bot einen erhebenden Anblick. Auf der Emporbühne, für welche vierhundert Billette ausgegeben waren, war die vorderste Reihe von Frauen und Mädchen besetzt, die hier wie überall, empfänglich für die großen Ideen der Freiheit und des Rechtes, den Bestrebungen der Männer eine warme und anregende Theilnahme widmen. Bald füllte sich der übrige Raum und weit über tausend Personen nahmen an dem Feste, wenn auch nicht an der Mahlzeit, Theil.

Nachdem der zweite Bürgermeister, Herr Bleichrodt, in herkömmlicher Weise die Reihe der Toaste mit einem Hoch „auf den Fürsten, in dessen Lande ein solches Fest

gefeiert wird", — eröffnet hatte, betrat Oberhofgerichtsadvocat v. Soiron die Rednerbühne, von dem Festausschuß beauftragt, den Toast auf Itzstein auszubringen. Er, der wahre Freund des Rechts, dem Gefeierten nahe befreundet, der Mann von echtem Schrot und Korn, entledigte sich des Auftrags in kraftvoller, einfacher und tiefgefühlter Rede.

Er führte in treffenden Zügen die Geschichte der Landtage, welche auch v. Itzstein's Geschichte ist, an den Versammelten vorüber; oft unterbrochen, sowohl durch Zeichen des Bedauerns und Mißfallens, bei Erwähnung des ängstlichen Verhaltens der Bürger in der Zeit von 1823 und der Ordonnanzen des deutschen Bundes von 1832, — wie durch rauschenden Beifall, bei der Erinnerung an die Wahlen von 1831, die Wiederherstellung der Verfassung, den Urlaubstreit und den Wahlkampf von 1842, „durch welchen wir Brüder geworden sind vom Bodensee bis an die Einmündung des Neckars in den Rhein." Tief ergriffen war die Versammlung, als der Redner am Schlusse seines Vortrages ausrief: „Heil ihm, — ihm ist ein schönes Loos geworden! Früher vielfach angefeindet und verkannt, hat er sich die Achtung seiner Gegner und die Verehrung sehr vieler Freunde errungen. Heil ihm! Bei dem Anblicke seines Bildnisses auf der Gedächtnißmünze, welche wir heute verbreiten, werden unsere späten Enkel noch sagen: seine warme, thätige Liebe zum Volke war seine Aussaat, er hat dafür die Liebe des Volkes in reichem Maße geerndtet! Hoch lebe unser Vater Itzstein!" — Es folgte ein donnerndes, lange anhaltendes Hoch.

Nachdem es ruhiger geworden und der Gefeierte zum Worte gelangen konnte, verlieh er seinen Gefühlen und seinem Danke einen Ausdruck, der vom Herzen zum Herzen drang. Kräftiger wurde die Stimme und nachdrücklicher die Betonung, als er auf die höhere Bedeutung des Festes überging. „Was war es", — fragte er — „was früher schon manche Stadt- und Landgemeinde bestimmt hat, ihrem Abgeordneten für sein Wirken und seine volksthümliche Richtung ein Ehrengeschenk zu geben? Was

erzeugt heute dieses herrliche Fest, in einem weit größeren Maßstabe als die früheren? Was führte diese bewegte Menschenmenge hier in diesen Saal? Es ist der erwachte und immer mehr reifende Geist des Volkes; es ist seine erstarkte Ueberzeugung, daß ihm eine kräftige Vertretung gebühre, damit es seine verfassungsmäßigen Rechte ausüben, erhalten und die ihm urkundlich zugesicherte Freiheit erringen könne. Das will es einer Kammer öffentlich bekunden, welche in dieser Richtung handelt und wirkt.... Es ist endlich der glänzendste Beweis, daß das badische Volk in seiner Mehrheit dem Fortschritte huldiget und daß es fest entschlossen ist, nicht nur seine Verfassung festzuhalten, sondern dieselbe auch auszubilden, die noch fehlenden Garantien zu verlangen, und daß es beharrlich und kräftig streben wird, sie zu erringen. Und das zu thun, wollen wir uns heute geloben, wie ich es in dieser heiligen Stunde thue!" — Er erwähnte der deutschen Brüder, welche auf Baden ihre Blicke richten und mit uns fühlen, daß die wichtigsten Rechte und Freiheiten uns noch fehlen — wie insbesondere die freie Presse — und daß dieselben nur durch übereinstimmendes Wirken des gesammten deutschen Volkes zu erringen sind. „An dem badischen, an dem ganzen deutschen Volke ist es", so schloß der greise Redner, „durch lebendige, warme Theilnahme an den vaterländischen Angelegenheiten, durch die Wahl tüchtiger Volksvertreter eine starke öffentliche Meinung und damit eine Kraft zu schaffen, der nicht leicht eine Regierung widerstehen kann, die somit zum Ziele führen wird. So wird das deutsche Volk beweisen, daß es der Freiheit, der vollen Freiheit und freisinniger Gesetze, wie sie einem solchen Volke gebühren und wie sie ihm nach den blutigen Kämpfen von 1813 und 1815 zugesichert wurden, würdig ist und sie zu erwerben weiß. Füllen Sie die Gläser und bringen Sie mit mir dem ganzen brüderlich vereinigten deutschen Volke, strebend auf gesetzlicher Bahn nach seinem Rechte, nach der Freiheit, ein dreifaches Hoch! — Wenn wir festhalten an unserer Pflicht und an unseren Rechten, wenn wir unsern Pflichten als

Ehrenmänner treu bleiben, dann wird der Sieg errungen werden. Erlebe ich auch denselben nicht mehr, so mögen jüngere Bürger sich erinnern, daß ich nach Kräften gefochten habe für das Volk, für Freiheit und Recht!" —

Es wäre ein vergeblicher Versuch, den Jubel, in den sich das wogende Gefühl der Versammelten auflöste, in Worte zu kleiden. Wer für edlere Eindrücke empfänglich ist, wird es mitfühlen und begreifen.

Der Jubel war noch kaum verklungen, da stimmte die ganze Versammlung das von Hoffmann von Fallersleben gedichtete und zuerst in Bingen im festlichen Kreise gesungene Itzstein's-Lied an und es erscholl nach der tief ergreifenden Weise: „Noch ist Polen nicht verloren", aus der Brust der vielen Hunderte von anwesenden Männern und Frauen unter der Begleitung von trefflicher Musik:

Füllt die Gläser bis zum Rande!
Brüder, stoßet an!
Denn es gilt dem Vaterlande,
Gilt dem bravsten Mann.

Vaterland, freue dich!
Deine Nacht wird immer heller:
Itzstein, unser Stern,
Leuchtet nah und fern.

Beide sind ja ungetrennet:
Wo man's deutsche Land
Irgendwo auf Erden nennet,
Ist auch Er genannt.

Vaterland, freue dich! ꝛc.

Laßt uns streben, laßt uns streiten
Auf der Freiheit Bahn,
Fortgeh'n mit dem Geist der Zeiten,
So wie Er's gethan!

Vaterland, freue dich! ꝛc.

Laßt uns ohne Furcht und Bangen
  Trotz der Willkür Macht
Treu an Recht und Wahrheit hangen,
  So wie Er's gemacht!

Vaterland, freue dich! ꝛc.

Laßt uns öffentlich besprechen
  Voller Männermuth
Unsre Leiden und Gebrechen,
  So wie Er es thut!

Vaterland, freue dich! ꝛc.

Laßt uns sein in schlimmen Tagen
  Ehrenwerth wie Er!
Einig sein und nicht verzagen,
  Standhaft sein wie Er!

Vaterland, freue dich! ꝛc.

Füllt die Gläser bis zum Rande!
  Brüder, stoßet an!
Denn es gilt dem Vaterlande,
  Gilt dem bravsten Mann.

Vaterland, freue dich!
Deine Nacht wird immer heller:
Itzstein, unser Stern,
Leuchtet nah und fern.

Bei der Schlußstrophe erhoben sich alle Gäste von den Sitzen und wiederholten die Verse:

Vaterland, freue dich!
Deine Nacht wird immer heller:
Itzstein, unser Stern,
Leuchtet nah und fern!

und ein unerschöpfliches Meer von Jubel ergoß sich unter

dem Anstoß der Gläser: „Hoch dem Vaterlande! Hoch seinem Bravsten, Itzstein!“

Der dritte und letzte von dem Festausschuß bestimmte Toast galt der Volkspartei, und im echten Volkstone brachte ihn Buchhändler H. Hoff von Mannheim. Er zeigte die Nothwendigkeit, Partei zu nehmen für die wichtigen Fragen der Zeit, für Jeden im Volke, geißelte die falschen Volksvertreter, die ihre Stellung benutzen, um ihren eigenen Vortheil zu befördern, das Justemilieu, zu Deutsch: Halbmenschen, ein unzuverlässiges Geschlecht, das hoffentlich nächstens aussterben werde. Er fragte, wo denn ein Hinderniß liegen sollte, Partei zu nehmen für Alles, was dem Volke frommt und ihm verheißen ist, was keine freie, große Nation entbehren kann, — für das freie Wort, das öffentliche Gericht, eine wahre Volksbewaffnung, gegen die Censur, das geheime Strafverfahren, die Karlsbader Beschlüsse u. s. w.; er deutete hin auf die öffentlichen Zustände in England und Frankreich, auf O'Connel's Freisprechung und Jordan's Kerkerleiden, auf Weidig's Grab u. s. w. — Am Schlusse bemerkte er, daß es hauptsächlich der Volkspartei in der Kammer zu danken sei, wenn in Baden der größere Theil des Volkes zur Fahne der Partei halte, und brachte der Volkspartei ein donnerndes Hoch.

Der Tag neigte sich zum Abend, die zahlreichen Kronleuchter wurden angezündet und erhellten den Saal, aber mit ungeschwächter Aufmerksamkeit und Theilnahme folgten die Gäste den Gedanken der Redner und begleiteten sie mit ihrem Beifalle.

Dem Zwecke dieser Mittheilung dagegen, ein treues Bild des Festes zu geben, so daß der Leser sich ein Bild davon machen kann, als ob er selbst dabei gewesen wäre, diesem Zwecke würde eine größere Ausführlichkeit nur schaden. Sie würde ermüden, da dem todten Buchstaben die Wirkung des lebendigen, bewegten Bildes abgeht. Wir fassen uns deshalb kurz.

Herrn Hoff folgte auf der Rednerbühne der Abgeordnete Gottschalck von Schopfheim. Er begrüßte im Namen

seiner Schwarzwälder die Bürger von Mannheim, denen dieses Fest zu danken sei. Sein Vortrag, dem innersten Gefühle entströmt, trug ganz das Gepräge des gesunden Verstandes und der klaren Einsicht, welche die Gebirgsbewohner auszeichnen; er erhob sich insbesondere gegen die Verirrungen des Jesuitismus und des Pietismus, welche die Menschen zu Narren machen wollen, statt zu verständigen Bürgern, so wie gegen die politischen Jäger, welche die reinsten Absichten verdächtigen &c.

Gemeinderath Hoff dankte dem Redner im Namen der Bürger von Mannheim und erwiederte dessen Gruß.

Nach ihm sprach Altbürgermeister Helmreich von Schwetzingen, des Augenlichts fast gänzlich beraubt, aber ein Mann von hellem Geiste und unerschütterlichem Character. Er sprach für den Bezirk, welchen Itzstein zehn Jahre lang vertreten, bis er ihm durch die Wahleinwirkungen von 1842 entrissen worden war. „Gott gebe, daß unsere Wahlmänner künftig sich kräftigen, daß sie sich nicht einschüchtern lassen durch leere Versprechungen und nichtssagende Drohungen!“ Sein Hoch galt den Wahlmännern von Rastatt, Ettlingen, Lahr und Villingen, welche gleichzeitig den verehrten Mann wieder erwählten.

Der Abgeordnete Hecker mahnte in feuriger Rede, furchtlos, treu und beharrlich wie Itzstein auszuhalten im Kampf für die Sache des Volkes.

Der Abgeordnete Weller brachte ein Hoch der Zukunft unsers gesammten deutschen Vaterlandes.

Mit unnachnahmlicher Laune sprach Rindeschwender und lud ein zu einem Toaste dem deutschen Volke „auf gute Besserung!“

Da betrat Johannes Deeg*) die Rednerbühne. Mit ruhiger, kaum irgend scharf betonter Stimme trug er vor:

---

*) Ein Franke von Geburt, aus dem Dorfe Rer bei Hof, ein edler, sittenreiner Mensch, ein Dichter mit freiheitglühendem, zugleich liebevollem und kindlichem Gemüthe. Was man in Deutschland nicht mehr für möglich halten sollte, mußte ihm im schönen Rheingau begegnen!

Wenn wo ein Held im weißen Haare
Noch jugendlich begeistert ficht,
Weil sich die alte Macht der Jahre
An seinem Lebensfeuer bricht:

Da fliegt sein Name in die Ferne,
Wie seiner Lanze starker Schaft,
Es neigen sich die Häupter gerne
In Achtung vor der Menschenkraft.

— Er begleitete im September 1845 seinen Freund Itzstein nach Hallgarten, um dort einige Zeit die stärkende Landluft zu genießen, er war damals schon sehr leidend. Eines Tages spazierten beide hinab nach Oestrich. Als sie dort beim Krahnen am Rheine standen, sammelten sich hinter ihnen ohne alle Veranlassung mehrere junge Bursche und riefen zuweilen „Ronge!" und „das ist er!" Es gesellten sich bald mehrere dazu, auch ältere Leute. Die beiden Spaziergänger hielten es für gerathen, am Rheine entlang nach Mittelheim zu gehen, um von da ruhig zurückzukehren. Der ganze Volkshaufe folgte rechts und links, immer mit vermehrtem Geschrei: „er ist's!" und stieß fortwährend Drohungen aus. Die Verfolgten kehrten mit den Verfolgern auf der Chaussee nach Oestrich zurück, wo sogar aus einer Weinwirthschaft mehrere Bürger sehr aufgeregt hervortraten und einer von ihnen schrie: „schlagt ihn todt, den Kerl!" Die Verfolgung dauerte bis an den Reichertshäuser Hof, es kamen nämlich mehrere Bekannte Itzstein's und diese suchten dem Unfuge zu steuern. — Den folgenden Tag, als beide nach dem Johannisberge gehen wollten, wiederholte sich diese Scene. Auf der Oestricher Gemarkung sprangen Bürger von den Aeckern hervor und schrieen: „schlagt ihn mit dem Karst auf den Kopf!" — Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, deren Erfolg jedoch unbekannt blieb. An der ganzen Sache war, wie es jetzt keinem Zweifel mehr unterliegt, der damalige Oestricher Kaplan Schuld, derselbe, der später mit seiner Köchin nach America durchging. — Dies traurige Ereigniß hatte den Deeg so angegriffen, daß er heftiger erkrankte und sich wohl nie wieder erholte. Er starb zu Heidelberg den 6. März 1846.

Doch wenn erst dieser alte Leue
Im Banner Recht und Freiheit trägt,
Wenn er in unverwandter Treue
Allein des Lichtes Schlachten schlägt:

Wenn er verschmähend Prunk und Güter
Und goldner Hallen eitle Pracht,
Ein schlichter, aber starker Hüter
Nur über seinem Volke wacht:

Wenn leise bald er jeder Regung
Des Volkes wie ein Vater lauscht,
Bald vor ihm her in Sturmbewegung
Zum Kampf für seine Zukunft rauscht:

Da jubeln aller Guten Triebe,
Da baut der Ruhm ein ehrnes Haus,
Da breitet sich des Volkes Liebe
Um ihn, ein lichter Mantel, aus!

Mag auch die Gegenwart ihm grollen,
Gehört er doch der Zukunft an!
Und wie die wilden Wetter rollen, —
Sein Werk sie müssen lassen stahn.

Ein solcher sitzt in unsrer Runde,
Der Vater Itzstein heiter da,
Und fühlt in dieser Feierstunde,
Wie ihm des Volkes Liebe nah.

Des alten Schwarzwalds biedre Mannen,
Des Rheines rascheres Geschlecht,
Sie wollen all die Hand umspannen,
Die für sie schlug so manch Gefecht.

Und rasch von ihr wird fortgetragen
In's deutsche Land ein Wiederhall,
Und unzählbare Herzen schlagen
Herein in unsern Jubelschall.

Denn nicht allein im Badner Lande,
Ihn nennt ja Deutschland allzumal
Vom Pregel bis zum Rheinesstrande
Der Freiheit muth'gen General!

Lauter Beifall ward dem Dichter gezollt und Jubelschall „der Freiheit muth'gem General."

Dann sprachen noch Bierbrauer Richter von Achern, Dresel Vater von Geisenheim, Gemeinderath Streuber, Oberhofgerichtsadvocat Eller von Mannheim, Buchhändler Hoff und regten in jeder Brust ein lebendiges Gefühl für die Leiden und die Hoffnungen des Vaterlandes, ein Gefühl, das nicht verwehen, sondern zum männlichen Entschlusse reifen wird, damit Jeglicher als Glied des Ganzen nach Kräften mitwirke für eine bessere Zukunft, für einen freien, würdigen Zustand der Nation.

Da betrat Hecker abermals die Rednerbühne und gedachte in herzlichen Worten seines Freundes Hoffmann von Fallersleben, der eben in Italien war und die schöne Feier nicht mitfeiern konnte. Dem Dichter des Itzsteinliedes erscholl ein dreimaliges Hoch.

Zuletzt brachte Rindeschwender dem Besten, was man bis zuletzt aufhebe, dem Liebsten, was man nie genug rühmen könne, was unser Herz am Innersten ergreife und nie los lasse — zu unserm Besten, — er brachte den Frauen ein donnerndes Hoch!

So endete das Itzsteinfest.

Im Frühjahr 1845 unternahm Itzstein mit seinem Freunde Hecker eine Erholungsreise. Die nächste Veranlassung war, seinen Freund, den geheimen Finanzrath Hoffmann, ehemaligen badischen Abgeordneten, der jetzt badischer Zollvereins-Commissär in Stettin ist, zu besuchen und dessen erstgeborenen Sohn als Pathe aus der Taufe zu heben. Die Reisenden hatten Dresden gesehen und waren bereits 36 Stunden in Berlin und Potsdam und wollten nun am 3. Mai auf der Eisenbahn nach Stettin abreisen, als ihnen der Polizeirath Hoffrichter kraft höheren Auftrages eröffnete, daß sie sofort Berlin und die

preußischen Staaten auf dem kürzesten Wege zu verlassen hätten. Um 7½ Uhr gingen sie auf der Eisenbahn nach Leipzig. Den ganzen Verlauf dieser Angelegenheiten berichteten sie selbst nach ihrer Rückkehr in Mannheim in einer Beschwerdeschrift an das badische Staatsministerium zu Karlsruhe. Sie lautet also:

„Mit Pässen, versehen mit dem Visa der königl. preußischen Gesandtschaft in Karlsruhe, traten die Unterzeichneten zur Erholung von anhaltenden und anstrengenden Berufs- und Landtagsarbeiten eine Reise nach Norddeutschland an. Der Plan ihrer Reise war, Leipzig, Dresden, Berlin und, was sie dem Reisenden Sehenswerthes darbieten, zu besuchen, von Stettin eine Fahrt nach der Insel Rügen zu unternehmen, bei dieser Gelegenheit ihren alten Collegen aus der II. badischen Kammern, den geheimen Finanzrath Hoffmann zu besuchen, und sodann über Hamburg zur See sich nach Amsterdam, Rotterdam und von da den Rhein herauf in die Heimath zu begeben. So waren sie in directer Fahrt von Frankfurt nach Leipzig gekommen, von wo sie Dresden und Köthen besuchten und am 21. Mai in Berlin eintrafen. Nach eintägigem Aufenthalte, gewidmet der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten dieser Stadt und des benachbarten Potsdams, beabsichtigten sie den 23. früh Morgens 6 Uhr mit dem ersten Eisenbahnzuge nach Stettin abzugehen. Vermieden es die Unterzeichneten auch nicht, alte Freunde und Bekannte in Leipzig zu begrüßen, so vermieden sie doch dort jede angebotene Festlichkeit und Alles, was den Anschein öffentlicher Demonstration hätte gewinnen und selbst einer überflüssig ängstlichen oder spürenden Polizei den mindesten Anlaß zur Thätigkeit hätte geben können. Und in der That, so wenig als v. Itzstein und v. Rotteck früher auf einer Reise durch die österreichischen Kaiserstaaten irgendwie ihr Reisevorhaben durch die dortigen Behörden gestört sahen, eben so wenig legte man den Unterzeichneten etwas in den Weg bis zur Ankunft in Berlin. Wer sollte es auch denken, daß dem Bürger eines deutschen Bundesstaats, welcher noch dazu das Versprechen des Schutzes für die

Dauer seiner Reise sowohl von dem Heimathstaate als von der Repräsentation des anderen Staates in seinem Passe urkundlich verbrieft mit sich führt, wer sollte es denken, daß dem deutschen Staatsbürger auf der Wanderung durch das gemeinsame Vaterland, was ja dem Fremdlinge gewährt wird, sollte versagt werden?"

„Am 23. Morgens 5 Uhr, als die Unterzeichneten sich eben zur Abreise nach Stettin anschickten, erschien in ihrer Wohnung Nr. 29 des Hôtel de Brandenbourg in Berlin, in Uniform und Degen, ein königl. preußischer Polizeibeamter, der sich als Polizeirath Hoffrichter zu erkennen gab, und nach Befragung, ob wir v. Itzstein und Hecker hießen, uns erklärte, daß er beauftragt sei, uns zu eröffnen, daß wir Berlin und die preußischen Staaten ungesäumt zu verlassen und uns auf dem kürzesten Wege nach der Heimath zurückzubegeben hätten, wozu er uns den um 7½ Uhr von Berlin nach Leipzig abgehenden Eisenbahnzug mit dem Bemerken bezeichnete, daß er die Ordre habe, uns polizeilich dahin zu begleiten, auch, bis dieses geschehen, im Hause verweilen werde. Unser Erstaunen läßt sich in Worten nicht ausdrücken; wir konnten nur ein Mißverständniß hier obwaltend denken, allein die bestimmte Erklärung des königlichen Beamten setzte uns außer Zweifel, daß es sich hier wirklich um eine Gewaltmaßregel handle, welche wir weiter unten einer näheren Betrachtung unterwerfen müssen. Auf die Frage nach einer urkundlichen Ermächtigung zu diesem Schritte und dem Grunde eines solchen tief verletzenden Actes der Gewalt, erklärte der Beamte — auf sein Dienstkleid deutend — als königlicher Beamter bedürfe er keiner schriftlichen Legitimation, und einen Grund dieser Ausweisung anzugeben, stehe nicht in seiner Gewalt, da er nur das Werkzeug höherer Befehle sei. Während dieser mündlichen Verhandlung öffnete sich die Thüre des Zimmers und ein weiterer Polizeibediensteter in Uniform und Waffe zeigte sich, in der offenbaren Absicht, darzulegen, daß man jenem Befehle noch den Nachdruck der bewaffneten Gewalt beizufügen entschlossen sei, zog sich aber auf einige Worte

des Polizeiraths wieder zurück, der jede weitere Verhandlung mit der Erklärung abschnitt, daß, da er nur der Vollstrecker höherer Befehle sei, jede weitere Rede zwecklos sein würde, und auf die Erklärung, daß es, während wir uns nicht bewußt seien, die Gesetze des preußischen Staates nur im Mindesten verletzt zu haben, mit regelmäßigen von der königl. preußischen Gesandtschaft visirten Pässen nach Berlin gekommen seien — das innerste Gefühl empören müsse, wie Verbrecher unter polizeilicher Escorte nach dem Bahnhof geleitet zu werden, entgegnete er, daß er dies mit der ihm möglichen Schonung vollziehen werde, und verließ unser Zimmer mit der wiederholten gemessenen Erklärung, wie er darauf rechne, daß unsere Abreise mit dem ersten Leipziger Bahnzuge erfolge. Hatten wir gegen ein solches Verfahren vergeblich protestirt, so blieb uns in dem kurzen Zeitraume bis zur Abfahrtsstunde nur noch möglich, den Schutz des badischen Gesandten anzurufen. Auch dieses wurde versucht. Von Itzstein verfügte sich um 6 Uhr in das Gesandtschaftshotel und verlangte, unter Darlegung des Sachverhaltes, den Gesandten zu sprechen. Man erklärte ihm dieses geradezu für unmöglich, da vor 8 Uhr derselbe nicht aufstehe und nicht zu sprechen sei. Von Itzstein schrieb seinen und Hecker's Namen auf, verlangte sofortige Meldung des Vorfalls und der Namen an den Gesandten und bemerkte dabei, daß alsbald eine schriftliche Beschwerde einkommen werde. Hecker hatte inzwischen die in Abschrift anliegende entworfen, welche in dem Gesandtschaftshotel um halb sieben Uhr als dringend mit der mündlichen Erklärung übergeben wurde, daß uns nur bis halb acht zu verbleiben gestattet und wir bis dahin schützenden Einschreitens des Gesandten gewärtig seien. Es erfolgte bis zur Zeit des Abgangs des Bahnzugs Nichts, und so mußten wir, wollten wir nicht factischen Widerstand gegen den uns eröffneten Beschluß leisten, wollten wir uns nicht ferneren Gewaltmaßregeln aussetzen, 7 1/2 Uhr mit der Eisenbahn nach Leipzig und von da sofort nach der Heimath zurückkehren."

„So wurden am 23. Mai 1845 zwei deutsche Staats-

bürger, Abgeordnete der II. badischen Kammer, Bürger unseres Landes in öffentlichem Amte stehend, und von ihrer Gemeinde zu deren Vertretung mitberufen, ohne Angabe eines Grundes, ohne rechtliches Gehör, ohne rechtlichen Spruch gleich herrenlosem Volke oder Verbrechern aus einem deutschen Bundeslande gewiesen. Es wurde an ihnen der uralte und heilige Satz des Völkerrechts, der da dem Fremdling Schutz verheißt, es wurde an ihnen das verbriefte Recht des Bundes, das den deutschen Staatsbürger von Land zu Land ungehindert verkehren läßt, gebrochen — und warum? wir wissen es nicht."

„Wir sind uns nicht bewußt, gegen die Gesetze des preußischen Staates irgendwie verfehlt zu haben, was eine solche gewaltsame Verfahrungsart rechtfertigte, die da heißt Landesverweisung ohne rechtliches Gehör, die da heißt Austreibung ohne Urtheil und Recht. Wir wissen es gut als Männer des öffentlichen Lebens, daß der preußische Staat jede Uebertretung eines Gesetzes aufgreift und thätigt; und hätten wir seinen Gesetzen zuwider gehandelt, man hätte uns vor Gericht gestellt; dies geschah nicht. Wenn wir aber kein positives Strafgesetz übertraten, wenn wir mit keiner Handlung dem rechtlichen Verfahren verfielen, und wenn wir frei und offen sagen, daß wir Jedem über unser Thun und Lassen Rede stehen können, dann erscheint diese Austreibung uns als ein Act maßloser Gewalt, denn das ist doch nicht zu glauben noch zu fürchten, daß durch diese Anwesenheit zweier Reisenden des Namens, wie ihn die Unterzeichneten tragen, die Ruhe und Sicherheit des preußischen Staates gefährdet werde, und das ist undenkbar, daß die Verfechter der Rechte constitutioneller Staaten des völkerrechtlichen und bundesrechtlichen Schutzes in einem absoluten Staate verlustig sein sollen!"

„Durch diesen Act wird in den Augen Vieler unser Name, unser Ruf, unser öffentliches Leben angetastet; so wenig als wir kennt das In- und Ausland die Motive dieser Extermination. Dieser Schritt formlosen Verfahrens ist aber auch eine Beleidigung des eigenen Staates,

unter dessen verbrieftem Schutze und seiner Garantie gewärtig, wir preußischen Boden betraten; es ist die Erklärung, daß gegen Angehörige Badens keine völkerrechtlichen, keine staatsrechtlichen Pflichten bestehen, daß man sie von dannen treiben könne ohne Form und Spruch. Was würde die Krone Preußen sagen, wenn Baden ein gleiches Verfahren gegen einen seiner Beamten, gegen einen provincialständischen Abgeordneten oder einen Eiferer für ultraabsolutistische Grundsätze einhalten würde? Was haben England, Frankreich, Dänemark, was haben die Schweiz, was einzelne Schweizercantone in ähnlichen Fällen gethan? Nach dem Grundsatze der Retorsion würde der Staat, dessen Angehörige solcher Maßregel unterworfen wurden, es in Gleichem den Angehörigen jenes Staates vergelten, bis Genugthuung gegeben oder der Beamte, der solche Verletzung des Gastrechts herbeiführte, seiner Stelle entlassen wäre. Aber welche Folgen kann und muß diese formlose Maßregel haben? Kein deutscher Staatsbürger hat mehr freien Verkehr und sicheres Geleite nach dem Königreiche Preußen, er kann ausgetrieben werden, wenn er nur mißliebig ist, ausgetrieben aus einem deutschen Lande, ausgetrieben aus einem Zollvereinslande, ausgeschlossen von allem persönlichen und geschäftlichen Verkehr. Seine Privatrechte sind der Vernichtung preisgegeben, so oft sie durch seine persönliche Gegenwart bedingt sind; er ist rechtlos in öffentlichen wie in Privatrechten, untheilhaftig des Gastschutzes, verbannt und Fremdling auf deutschem Boden. Wahrlich, wir können nicht glauben, daß ein Schritt mit so ungeheueren Folgen in der Absicht der königlichen Regierung von Preußen liegen könne, wir müssen vielmehr unterstellen den ungemessenen und unabgewogenen Uebereifer eines Beamten, der vielleicht in unnöthige Besorgniß getrieben wurde durch falsche Delatoren oder ränkevolle Agenten. Wir sind es uns selbst, wir sind es unseren Mitbürgern, wir sind es unserem Lande, wir sind es dem Rechte freien internationalen Verkehrs schuldig, an höchstpreisliches Staatsministerium die Bitte zu richten:

„Diese unsere Beschwerde bei der königlich preußischen „Regierung zu vertreten, von ihr Rücknahme dieser „Maßregel und diejenige öffentliche Genugthuung zu ver„langen, welche die uns in den Augen der Welt durch „jene Ausweisung zugefügte Beleidigung erheischt."

„Mannheim, den 27. Mai 1845."

In ganz Deutschland war nur Ein Schrei des Unwillens über diese unglaubliche Begebenheit. In allen öffentlichen Blättern und geselligen Kreisen ward lange Zeit lebhaft darüber hin und her gesprochen. Da sich Niemand das Unbegreifliche erklären konnte, so kamen allerlei Muthmaßungen über die Gründe dieser Ausweisung zum Vorschein, natürlich wurden auch von gewissen Seiten mehrere verdächtigende Thatsachen erfunden und erlogen zur Rechtfertigung oder doch zur Entschuldigung dieser Maßregel. Die beiden Ausgewiesenen fühlten sich endlich veranlaßt, den Hergang ganz genau zu erzählen; sie veröffentlichten diese Erzählung mit ihrer Namensunterschrift in der Mannheimer Abendzeitung vom 2. Juni. Wir erfahren daraus eben dasselbe, nur hie und da etwas ausführlicher, was sich bereits in der eben mitgetheilten Beschwerdeschrift findet.

Die Theilnahme war allgemein im ganzen Vaterlande. Zunächst zeigte sich dieselbe in Baden. Die Wahlmänner von Weinheim fanden sich persönlich ein und bezeugten ihre innige Theilnahme für sich und im Namen ihrer Wähler. Eine Pforzheimer Deputation überbrachte eine Adresse mit 746, eine Lahrer mit 244 Unterschriften. Um dieselbe Zeit gingen mehrere badische Adressen ein: von Kork und Bischofsheim mit 435 Unterschriften, aus dem Renchthal mit 298, von Ettlingen mit 151, ferner von Donaueschingen, Mundelfingen, Ettenheim, Willstätt im Amte Kork, Kirchen im Amte Lörrach, Müllheim am Rhein, sogar von Karlsruhe.

Itzstein's Haus war in diesen Tagen nie leer von Freunden und Bürgern der Nähe und Ferne, um ihre Verehrung auszusprechen.

Als Itzstein eines Tages nach Heidelberg hinüberge-

kommen war, um einen alten Freund zu besuchen und diesen nur in dem Saale des großen Bürgerausschusses treffen konnte, da erhoben sich, als Itzstein die Gallerie betrat, sämmtliche Repräsentanten (während eben ein Bericht erstattet wurde) von ihren Sitzen und brachten dem gefeierten badischen Bürger ein vielmaliges lautes Hoch!

Zugleich erfolgten Adressen aus dem übrigen Deutschland, aus Mecklenburg 7, mit vielen hundert Unterschriften, und aus Sachsen 14, zum Theil sehr zahlreich unterzeichnet, und zwar aus Dresden mit 368 Unterschriften, aus Leipzig mit 507, aus Crimmitzschau mit 138, aus Tharant und Glauchau und aus mehreren Orten des Erzgebirges und Voigtlandes.

Auch im preußischen Staate selbst hatte die den beiden badischen Bürgern Itzstein und Hecker widerfahrene Unbill einen allgemeinen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht. Auch sogar von dorther kamen die Beweise der innigsten Theilnahme. So erschienen drei Deputationen kurz nach einander: eine aus Köln, eine aus Trier und eine aus Gladbach im Düsseldorfer Regierungsbezirke, und jede überbrachte eine Adresse, die Kölner war von 373 Bürgern unterzeichnet. Es kamen ferner noch viele preußische Adressen von den Endpunkten der Monarchie, von Königsberg, Elbing, Saarbrücken und Crefeld, sogar zwei von Berlin, die eine von dortigen Frauen.

Auch im Auslande hatte die Ausweisungsgeschichte bei den dortigen Deutschen eine traurige Stimmung hervorgerufen. Die Deutschen von Lyon benutzten diese Gelegenheit, ihr gekränktes Nationalgefühl in einer Adresse an die Ausgewiesenen auszusprechen.

Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn dies Ereigniß als eine rein deutsche Angelegenheit zu größeren Demonstrationen Anlaß gegeben hätte! Beträgt doch schon jetzt die Zahl der Unterzeichner 6163! Wie viele Adressen, wie viele Unterschriften, sogar Deputationen wären erfolgt, wenn es dem deutschen Volke frei stände, sich auszusprechen, wenn nicht unübersteigliche Hindernisse eingetreten wären.

Dennoch unterblieb nicht jeder öffentliche Act. In der Sitzung der würtembergischen Abgeordneten vom 26. Juli brachte Römer die Itzstein-Hecker'sche Ausweisung zur Sprache und erklärte zum Schlusse, daß das Benehmen der preußischen Regierung sein Bedauern erregt habe. Beinahe alle Abgeordneten erhoben sich, um ihre Zustimmung zu dieser Erklärung auszusprechen. Minister v. Schlayer gab zu, daß die Sache allerdings geeignet war, das größte Staunen zu erregen, wie es denn auch wirklich der Fall gewesen sei, doch sei es noch nicht an der Zeit, ein so bestimmtes Urtheil zu fällen, ehe weitere Aufschlüsse erfolgt wären. Römer entgegnete, daß die Gründe der Ausweisung nicht veröffentlich werden würden, da keine vorhanden seien, also auch keine veröffentlich werden könnten.

Auch sogar in Preußen geschahen öffentliche Schritte in dieser Angelegenheit. In Breslau beschloß am 23. Juli die Stadtverordnetenversammlung mit 77 gegen 10 Stimmen, dem Könige in einer besonderen Eingabe vorzustellen, wie dringend nothwendig es sei, daß das Verfahren gegen v. Itzstein und Hecker gerechtfertigt oder entschuldigt werde. So erging auch von Düsseldorf eine Petition an den König, um die gehörige Aufklärung über den ministeriellen Befehl zu dieser Ausweisung zu erwirken.

Wie es sich von selbst versteht, kam diese höchstwichtige Angelegenheit das nächste Jahr (1846) in der badischen Kammer zur Sprache. In der Sitzung vom 1. Juli stellte der Abgeordnete Welcker einen darauf bezüglichen Antrag. Er begann seine Rede: „Ich habe der Kammer ein Ereigniß zurückzurufen, welches mit Staunen das badische und ganze deutsche Land erfüllt hat, ein Ereigniß, das mit Staunen und empörtem Gefühle sogar das Ausland vernommen hat. Ich bringe diesen Punkt hier zur Sprache, weil es sich darum handelt, die Ehre des Landes gegenüber den deutschen Mitstaaten und gegenüber dem Auslande zu vertreten ꝛc." Eine Berathung und Beschlußnahme blieb für das Mal ausgesetzt, weil gerade andere dringendere Angelegenheiten vorlagen. In der Sitzung

vom 21. August kam der Abgeordnete **Peter** wieder darauf zurück. Er theilte den Antrag Welcker's wieder mit, der also lautet: „Die großherzogliche Regierung wolle auf den geeigneten Wegen die zur Sicherung der deutschen Nationalehre und der Nationaleinheit wesentliche Erklärung der hohen deutschen Regierungen erwirken, daß die Anerkennung eines allgemeinen deutschen Nationalrechtes für alle Deutschen im Art. 18 der Bundesacte und insbesondere die Anerkennung ihres Rechtes, in jedem Bundeslande unter den gleichen gesetzlichen Bedingungen wie die Landesbürger Grundeigenthum erwerben und besitzen, also auch, wie sich von selbst versteht, zu diesem Zwecke das Land in jeder Zeit betreten und ihr Eigenthum bleibend bewohnen zu dürfen, auch das geringere, dennoch aber höchst wichtige **Recht in sich schließe, daß jeder Deutsche unter Beobachtung der allgemeinen Landesgesetze in allen Bundesländern ungehindert reisen und zeitweise sich aufhalten könne.**"

Der Abgeordnete **Peter** brachte dann folgenden spezieller gefaßten Antrag in Vorschlag: „Die Kammer möge beschließen, die großherzogliche Regierung zu ersuchen, der königl. preußischen Regierung zu erklären, daß man die durch das Verhalten der badischen Staatsdiener von Itzstein und Hecker auf keine Art gerechtfertigte und dennoch fortbestehende Beschränkung des Aufenthalts der beiden Bürger in den preußischen Staaten nicht allein als fortdauernde Verletzung des durch die Bundesacte garantirten Rechtes der badischen Staatsbürger, sondern auch als tiefe Kränkung des souveränen Regenten Badens ansehen müsse; daß ferner die Kammer die zuversichtliche Erwartung hege, daß die großherzogliche Regierung mit Nachdruck und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dahin wirken werde, daß die von der königl. preußischen Regierung gegen die genannten Staatsbürger verhängte Maßregel alsbald aufgehoben werde."

Nach kurzer Berathung wurde dieser Antrag (es ward nichts daran geändert als für „des souveränen Regenten" „des souveränen Staates" gesetzt), so wie der Welcker'sche,

von der Kammer vollständig und einstimmig angenommen. *)

---

*) Die deutsche Presse hatte schon ein Jahr früher die Ausweisungsangelegenheit auf ähnliche Weise zur Sprache gebracht. Von Frankfurt den 1. Juni 1845 lieferten öffentliche Blätter folgenden Artikel:

„Auch in unserer Gegend ist die Landesverweisung, welche zwei Bürger eines Zollvereins- und zugleich eines Bundesstaates aus einem andern zum deutschen Bunde und zum Zollverein gehörigen Lande ohne Angabe irgend einer Ursache oder Veranlassung und verbunden mit der augenblicklichen polizeilichen Execution zu ungewöhnlich früher Morgenstunde erlitten haben, noch immer der Gegenstand allgemeiner Verwunderung. Das preußische allgemeine Landrecht sagt in der Einleitung §. 40: „Wem die Gesetze auf der einen Seite Verbindlichkeiten auflegen, dem kommen sie auf der andern Seite durch ihren Schutz auch wieder zu Statten. §. 41: Fremde Unterthanen haben also bei dem Betriebe erlaubter Geschäfte in hiesigem Lande, sich aller Rechte der Einwohner zu erfreuen, so lange sie sich des Schutzes der Gesetze nicht unwürdig machen." Auf dem Wiener Congreß 1814 drang Preußen in seinen verschiedenen Entwürfen des Bundesvertrages darauf, daß alle Mitglieder des Bundes sich verbindlich machen möchten, jedem ihrer Unterthanen unter den Rechten, welche jeder Deutsche genießen müsse, *unverbrüchlich* einzuräumen, die gesetzmäßige Freiheit und Sicherheit der Person, so daß keine, dieselbe kränkende Verfügung getroffen werden könne, welche nicht genau mit den Landesgesetzen übereinstimme und durch den ordentlichen Richter verfügt werde. (Klüber's Uebersicht der diplomat. Verhandlungen des Wiener Congresses 1. Abth. S. 247.)"

„Die deutsche Bundesacte sichert im Art. 18 allen Deutschen das Recht zu, Grundeigenthum außerhalb des Staates, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen (anerkannt und bestätigt durch Rescript des preuß. Justizministeriums vom 12. Sept. 1836); und mit Recht fragt man sich, ob, wer Grundeigenthum in einem Staate erwerben dürfe, nicht auch in demselben als Reisender sich unschädlich aufhalten dürfe. Bei Eröffnung der deutschen Bundesversammlung am 5. Nov.

Die beiden Ausgewiesenen verfolgten ihr Recht bei der badischen Regierung und mahnten zu wiederholten Malen an die Berücksichtigung ihrer Anträge, die badische Regierung aber vermochte bis jetzt weiter nichts von der preussischen zu erwirken, als daß letztere erklärte, zur Unterbrechung der Reise seien allerdings erhebliche Gründe, vorzüglich in vorübergehenden Umständen liegend, für die Polizei vorhanden gewesen, und sie müsse sich, ohne auf die Erörterung dieser Gründe einzugehen, auf die Versi-

---

1816 wurden in dem Vortrag des Präsidirenden der Bundesversammlung die in diesem Artikel 18 der Bundesacte enthaltenen Bestimmungen als die wohlthätigsten für alle Deutschen, und als solche gerühmt, die ein „wahres deutsches Bürgerrecht" begründen; und es wurde dabei angeführt, daß dieser Artikel es bewähre, wie ein wahrhaft nationaler Sinn „die Gesandten und ihre Höfe beseelte, welche die Bundesacte unterzeichneten." In dem Vortrag über die Reihenfolge der von der hohen Bundesversammlung zu erledigenden Gegenstände zu dem Protocoll vom 17. Febr. 1817 heißen sie wohlthätige Bestimmungen, durch die ein allgemeines deutsches Bürgerrecht begründet werden soll." In der vorläufigen Competenzbestimmung (Protocoll vom 12. Juni 1817) wird der hohen Bundesversammlung empfohlen, darauf zu achten, daß diese Bestimmungen in Erfüllung gebracht werden. Mecklenburg erkannte in dem 18. Artikel den Zweck, daß der Deutsche in keinem Theile des verbündeten Deutschlands als Fremder behandelt, und daß dadurch das Gefühl eines gemeinsamen Vaterlandes erweckt werden soll."

„Allerdings kennt das allgemeine preußische Landrecht die Landesverweisung, aber nur als Strafe, und für wen? für fremde Bettler, Landstreicher und Müßiggänger, wenn sie zur Arbeit unbrauchbar sind (Th. 2. Tit. 20. §. 4 und 191), ausländische Winkelärzte §. 308) und die öffentliches Hazardspiel treiben (§. 1303.) — Daß aber davon hier keine Rede sein kann, versteht sich von selbst, und es ist daher in dem Interesse aller derjenigen Deutschen, welche Preußen bereisen wollen, dringend zu wünschen, daß dieser Gegenstand baldigst aufgeklärt werde, noch mehr zu wünschen vielleicht in dem Interesse Preußens selbst."

cherung beschränken, „daß durch die von den Umständen gebotene Maßregel eine Ehrenkränkung der Reclamanten in keiner Weise beabsichtigt worden sei.“ *)

Wir wissen nicht, was jetzt die Meinung der preußischen Regierung ist, aber das wissen wir, daß die Meinung des preußischen Volkes sich nicht geändert hat, obschon die Regierungsmaßregel fortdauert.

So hat ein neuerbautes Seeschiff im Hafen von Swinemünde durch seinen Eigenthümer A. Völtz in Uckermünde den Namen „Adam von Itzstein“ erhalten. Ja, und wenn auch die Namen deutscher Volksmänner früher wie es scheint auf der See, auf deutschen Schiffen eine Ehrenstätte finden sollen, so ist doch eine solche schon jetzt dem Namen Itzstein auf dem preußischen Festlande zu Theil geworden. Einer der schönstgelegenen und bedeutendsten Weinberge in dem lieblichen Nahethal ist von seinem Besitzer, Hrn. Joseph Stöck in Kreuznach „zum Itzstein“ getauft und dieser Name von der Ortsbehörde anerkannt und in die Grundbücher amtlich eingetragen worden. Der „Itzsteiner“ vom Jahre 1846 ist ein überaus köstlicher Wein, den gewiß jeder Deutsche gern in seinem Keller beherbergen würde.

Am ersten Pfingsttage (23. Mai) des Jahres 1847 war gerade der Jahrestag der Ausweisung. Bei dem schönsten Wetter im frohen Kreise seiner Gäste beging Itzstein auf seinem Gute Hallgarten im heiteren Rheingau diesen doppelt festlichen Tag. Da brachte Einer der Gesellschaft folgenden Trinkspruch aus:

Der Mann, der in guten und bösen Tagen
Das Banner der Freiheit hat getragen,

---

*) Die Ausgewiesenen haben sich damit nicht begnügt und verfolgen ihr Recht weiter, was wahrscheinlich trotz aller diplomatischen Verhandlungen auf die öffentliche Meinung beschränkt bleibt. Dr. Hecker wird später die ganze Ausweisungsgeschichte mit allen Actenstücken veröffentlichen.

Der manche Lanze für's Recht gebrochen,
Manche bittere Wahrheit hat gesprochen,
Der unerschütterlich fest gestanden
Und die Ränke der Feinde machte zu Schanden,
Der rein an Gesinnung, voll Selbstvertrauen
Dem Fortschritt manche Bahn hat gehauen,
Die Guten und Besten um sich geschart hat
Und die Ehre des Vaterlandes bewahrt hat,
Der für die gute Sache gekämpft und gestritten,
Gehofft und gebangt hat, sich gefreut und gelitten,
Der für das Volk unermüdlich geschafft und gewacht hat
Und immer zuletzt an sich selber gedacht hat,
Er, den das Volk seinen Vater nennt,
Für den in Liebe das Herz der Jugend brennt,
Den die Alten als Muster lieben und preisen,
Den die Mütter als Vorbild den Kindern weisen,
Den alle Deutsche mit Stolz nennen und ehren,
Wenn's Fürsten und Schergen auch wollen verwehren,
Er, dessen Name in beiden Welten lebet,
Als Schiff sogar auf dem Weltmeer schwebet —
Unser Wirth, der Jüngling mit weißem Haar,
Daß er kräftig und heiter noch manches Jahr
Seinen Freunden zur Lust wie heute lebe,
Für's Vaterland wie heute wirke und strebe —
Das ist unser Wunsch, das soll nie ein Witz sein:
Hoch lebe unser Vater Itzstein!

Alle erhoben sich und stimmten jubelnd ein, und unter dem hellen Klange der Gläser erscholl ein herzliches Hoch dem edlen unermüdlichen Volksvertreter, unserm Vater Itzstein!

An diese Erzählung von Itzstein's Leben und Wirken reihet sich würdig die Charakteristik, die in wenigen treffenden Zügen sein jugendfrischer treuer Freund und feuriger muthiger Mitkämpfer F. Hecker von ihm entwirft.

„Bülau (Allgem. Gesch. der Jahre 1830—38) sagt mit Recht: „Itzstein ist vielleicht das größte parlamenta-

rische Talent in Deutschland.“ Keiner unserer Volksvertreter — der sächsische Watzdorf vielleicht ausgenommen, der aber an Talent Itzstein nicht gleichsteht — bewegt sich, bei der größten Entschiedenheit der Gesinnung und des Strebens, mit so viel Feinheit, Tact, Ruhe, Gewandtheit und gewinnenden Aeußerlichkeiten wie Itzstein; Niemand weiß wie er die Haltung des feinen und vornehmen Mannes zu paaren mit der Geradheit und Natürlichkeit des wahren Volksvertreters, Niemand der Gegenpartei die tödtlichsten Wunden, die schärfsten Schläge mit so viel Anstand und Anmuth beizubringen, Niemand in dem hinreißendsten Feuer der Begeisterung und des Zornes die volle Würde des Abgeordneten so aufrecht zu erhalten und das schöne Bild vollkommener Selbstbeherrschung so rein darzustellen. Aber durch diese Verbindung des innigsten Gefühls mit dem klarsten Verstande, der heißen Ueberzeugungskraft mit der kalten Ueberlegung, des begeisternden Demagogen — im edeln, nicht im polizeilichen Sinne — mit dem gewandten Weltmanne, ist er auch so allgewaltig in der Kammer. Dabei weiß er eine kitzliche Sache oft so schlau und fein zu wenden, daß die Gegenpartei sich schämen muß, gegen ihn zu stimmen, daß der Troß der Gleichgültigen, Fischblutigen und Meinungslosen oft willenlos ihm folgt und selbst die Vertreter der schroffen Gegenansicht sich oft überrumpeln lassen.“

„Durch seine Persönlichkeit, durch sein umgängliches, freundliches Wesen gleicht er dabei die verschiedenartigen, oft sich mehr oder weniger abstoßenden Charaktere im Heerlager des Fortschrittes untereinander aus, legt kleine Streitigkeiten bei, sucht Einhelligkeit in den Handlungen und Ansichten im Interesse der Sache, für welche die Partei kämpft, herbeizuführen; macht aber nie eine Autorität oder seine Person im Vordergrunde geltend und bewirkt dadurch ein festes gleichmäßiges Handeln der verschiedenen Schattirungen unter den Liberalen. In dieser Bemühung um die Erhaltung der Einheit liegt das Geheimniß, daß Jeder ihn gern als den Anführer der Opposition anerkennt, weil er immer nur objectiv verfährt, die S a c h e vor die

Augen führt und nicht für seine Person fordert, daß man ihn als Führer der Liberalen anerkenne und ihm folge."

„Als Redner ist Itzstein bewundernswerth. Seinem ausdrucksvollen, lebendigen, aber nie durch Abspiegelung heftiger Leidenschaft verzogenen Gesichte kommt eine kräftige wohlklingende Stimme zu Hülfe. Sein Vortrag ist fließend, einfach, klar, gewählt, einem kräftigen Strome vergleichbar. Seine Angriffe sind berechnet, gerade das Ziel treffend; er wird warm, feurig, begeistert, aber nie fortgerissen die Zügel verlierend; der Verstand beherrscht das Gefühl, das Gefühl erwärmt den Verstand. Dadurch wird er den Gegnern furchtbar gefährlich; er übersieht sein Terrain, sieht des Gegners Blöße, ohne sich beim Reden selbst eine Blöße zu geben, er schlägt den Gegner nieder, aber beleidigt nicht. Nie hat ihn der ruhige, sichere, parlamentarische Tact verlassen; nie wird er breit, schwülstig, gelehrt, unverständlich, zu blumenreich oder stürmisch; er denkt klar und spricht klar und Allen verständlich. Seine Geberden entsprechen der Sprache. Er steht fest und ruhig, gesticulirt wenig, aber kräftig und wirksam. Häufig hat er die linke Hand im Busen des Frackes begraben und bedient sich nur der rechten zur Geste. Schleudert er nun aber in kurzen, rascher auf einander folgenden Sätzen Angriff auf Angriff gegen die Ministerbank, dann giebt er durch die geschlossene festgeballte Hand, die er hinausstreckt, der Rede einen mächtigen Nachdruck, als wolle er das geistige Schwert in dem Herzen des Gegners begraben, oder stemmt die geballte Rechte mit 2—3 leichten Schlägen auf das Pultbrett der Tribüne, um sie zu einer nachdrücklichern Geberde wieder zu erheben. Hat dann der Angriff den Gipfelpunkt erreicht, so daß man kaum glauben kann, wie er dahin gelangte, ohne die rednerische Schranke zu überschreiten, so ruht seine Stimme einen Augenblick, der Blick haftet fest auf dem Gegner und er beginnt mit Ruhe, gewöhnlicher klarer Stimme einen neuen Absatz und schließt mit einem kräftigen Schlagsatze."

„Itzstein ist mittler Größe, kräftig und doch schön gebaut. Seine freie nach Verhältniß seiner Größe breite

Brust giebt seiner Gestalt, selbst abgesehen von seiner Gesichtsbildung, etwas Freies, Festes und Offenes. Sein Gang ist fest und rasch, wie der eines Mannes, der seine Zeit zu Rathe hält. Seine Haltung entspricht der Gestalt; sie ist gerade und würdevoll; seine Bewegungen sind leicht, der erste Anblick verräth den Mann von Welt, Bildung und geistiger Größe. Er ist von einnehmender Gesichtsbildung: eine freie, gewölbte, hohe Stirn, blaue, klare, forschende Augen, ein durchdringender Blick, der ordentlich die Gedanken des Gegenüberstehenden liest, eng geschlossene schmale Lippen, starke aber wohlgeformte Nase und die innigste Harmonie der Züge zeigen dem Beobachter sogleich den Denker und Staatsmann an. Die Züge seines Gesichts sind nicht schroff oder starr, sondern fein und beweglich, und wie sie in den Augenblicken des Nachdenkens und Ernstes die Ruhe des Denkers ausdrücken, so nimmt, wenn ein heiterer und fröhlicher Gedanke es bewegt, das ganze Gesicht, besonders Mund und Augen, den Ausdruck der einnehmendsten Freundlichkeit an. Während bei manchen Menschen, namentlich schwankenden und zweideutigen Charakters, das Lächeln oder Lachen einen störenden Mißklang in die Züge bringt, vereinigen sich bei Itzstein alle Züge des Angesichts harmonisch zum Bilde des einnehmendsten Wohlwollens. Wahrlich, manchen Mann hat dieses freundliche Antlitz gewonnen und manchen Schwankenden in die Reihen zurückgeführt! Rechnet man zu dem Allen noch ein schneeweißes Haupt, mit einem zwar nicht üppigen, aber immer noch deckenden Haarwuchs, so hat man ein wirklich ideales Bild reifer, edler, ehrfurchtgebietender und kräftiger Männlichkeit. So markirt sein Gesicht indessen erscheint, so wenig hat ihn je ein Maler oder Zeichner glücklich getroffen. Der Grund davon ist einfach der, daß neben den Grundzügen des Antlitzes noch eine Mosaik von feinen Zügen in dem Kopfe ausgedrückt liegt, und der Zeichner über das Auffassen des Einen das Andere außer Acht läßt."

„Itzstein ist gesellig, umgänglich und gastfrei, der Fremde bei ihm leicht heimisch, weil nichts Pedantisches,

Gezwungenes oder Gekünsteltes in seinem Wesen liegt, noch persönliche Eitelkeit aus seiner Unterhaltung herausblickt. Er ist offen, aber nie unüberlegt, er ist klug, aber nicht verschmitzt, er ist gegen Unbekannte zurückhaltend, aber ohne daß es merklich oder Mißtrauen verrathend und lästig wird."

„Unter dem Volke muß man ihn sehen. Dort giebt er dem Beobachter das Bild eines Volksmannes im schönsten Sinne. Leicht bewegt er sich unter Leuten jeder Art von Bildung und der verschiedensten Berufsart; Jedem freundlich, heiter, launig, fröhlich, weiß er wieder in die Umgangssprache ernste Wahrheiten einzuflechten. Spricht er zum Volke, so bewegt er sich nicht in phantasiereicher Rede, sondern er spricht klar, gemeinfaßlich und verständlich, die Rede wird weder gemein noch hochtrabend; sie könnte in dem eleganteſten Salon wie in der räucherigen Hütte vorgetragen werden; an beiden Orten würde sie von Allen gefaßt und die Sprache rein und edel befunden werden müssen; es ist die Rede des natürlichen Verstandes an den gesunden Menschenverstand."

„Itzstein lebt höchst einfach und mäßig, trinkt selten Wein, obgleich er auf seinem Gute Hallgarten selbst vortrefflichen zieht, und bei öffentlichen Veranlassungen höchstens ein bis zwei Glas Champagner. Er geht früh zur Ruhe und steht mit dem Tage wieder auf; fünf bis sechs Stunden Schlaf genügen ihm vollkommen. Dafür aber trabt er auch rüstig wie ein Jüngling durch die gesegneten Berge des Rheingaues und trotzt jeder Witterung."

„Itzstein's Haus ist eine immer offene Herberge. Aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes — nicht selten auch aus dem fernen Auslande — erhält er Besuche. Den Einen führt die Verehrung und Anhänglichkeit, den Andern bloße Neugierde zu ihm. Alle empfängt er freundlich und herzlich, und wie karg ihm auch die Zeit zugemessen ist, er hat doch für Jeden eine Stunde traulicher Unterhaltung übrig. Dann aber ist sein Haus auch eine Stätte unversiegbaren Trostes und stets bereiter Hülfe

für alle Verfolgte, Bedrängte und Unglückliche *). Keiner geht leer aus, welcher sich an ihn wendet. Welche Liebe und Verehrung, welches Vertrauen und welche Herzlichkeit ihm aber auch überall entgegengetreten, das weiß nur der, der Augenzeuge davon war. Itzstein's belebende, anregende, stärkende, veredelnde Freundschaft ist eines der höchsten Güter, welches sich der edle Mann erringen kann. Möge er noch lange als leuchtender Stern flammen an dem trüben Himmel der Gegenwart!"

---

*) Das Vertrauen des Volkes machte ihn zum Sammler für alle diejenigen, die es unterstützen wollte. Er erhielt zu diesem Zwecke bedeutende Summen Geldes, die ihm großen Theils ohne Unterschrift zugeschickt wurden. Seinen thätigen Bemühungen ist es hauptsächlich zu verdanken, daß der Zweck der Unterstützung wirklich erreicht wurde. Er sandte zur Unterstützung der (sogenannten sieben) Göttinger Professoren über 1200 fl., für Jordan's Familie über 10,000 fl., für Seidenstücker gegen 2500 fl. Minder reichlich fielen aus seine Sammlungen für Weidig's Kinder, Siebenpfeiffer's Tochter, Heinzen's und Steinacker's Familie. Für Beseler haben die Sammlungen erst begonnen. Durch diese Sammlungen wurde Itzstein's Name im ganzen Vaterlande so bekannt, daß man ihn in manchem Schreiben mit dem Titel: „Vater der Unglücklichen," ferner: „Deutscher Säckelmeister" und „Vaterländischer Großalmosenier" beehrte.

Heinrich Theodor von Schön.

Von

Friedrich v. Schönthal.

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichthum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
So viel, so wenig ihm gefällt!

Die Gnade fließet aus vom Throne;
Das Recht ist ein gemeines Gut,
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wann sich Männer frei erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht in's Leben,
Und der Vertrag gibt ihm Bestand.

Uhland.

Heinrich Theodor von Schön.

Geboren den 20. Januar 1773.

Das Leben ist ein Kampf. Siehe in die Welt um dich her, sieh auf die Völker, von denen wir mit Wahrheit sagen können: sie leben. Die staatlichen Einrichtungen gestatten ihnen freien Raum zum Kampfplatze, auf dem die mannigfachsten Interessen hart auf einander stoßen, ihre ganze Kraft im Streite mit den Gegensätzen erproben, in diesem Kampfe ihre innere Lebensfähigkeit entwickeln und erhöhen. Da gilt kein ruhiges, friedliches Gewährenlassen; da ist das Gute der Feind des Schlechten, das Bessere der Feind des Guten, das Eine sucht das Andere zu verdrängen, zu vernichten, und das Wahre, das Rechte geht siegreich aus dem Kampfe hervor. Da ist Leben. Wende deine Blicke anderwärts, auf die Nationen, die in stiller Ruhe und Behaglichkeit es „gehen lassen wie's Gott gefällt." Da siehst du keine frische Kraft sich geltend machen, kein Thatendrang erfüllt die Brust, kein Kampf der Prinzipien und der Interessen wogt dir entgegen; da ist der Friede, die Ruhe des Kirchhofs; da ist kein Leben, ist kein Kampf. Sieh auch dorthin, wo die eiserne Hand des despotischen Herrschers jede Regung der selbstthätigen Kraft im Volke erdrückt, wo die Stimme der Gewalt jeden Anspruch auf freie Thätigkeit, auf menschliche Entwickelung zurück donnert; oder wo polizeiliche Bevormundung die Schnur, an welcher sie das unmündige Volk lenkt und gängelt, straf-

fer nach sich zieht, wenn irgend ein Zusammenstoß der Kräfte denkbar wäre; dort ist die Ruhe, wie sie dem Gewitter-Sturme vorhergeht; hier die Stille der Kinderschule, es ist kein Leben, ist kein Kampf.

Und wie es ist im Leben ganzer Völker, so ist es bei den einzelnen Menschen. Leben heißt thätig sein, wirken. Der Träge, der nicht wirken mag, — er lebt nicht, er kämpft nicht; der Schwache, der nicht wirken kann, fristet ein kümmerliches Dasein, er kann nicht kämpfen, kann nicht wahrhaft leben; der Feigling, der nicht kämpfen will, wagt nicht einmal zu leben, wagt es nicht, seine Thatkraft zu entwickeln, zu gebrauchen, aus Furcht in's Gedränge zu kommen. Dort kannst du nur beklagen und bedauern, hier nur verachten. Du aber, der du wahrhaft menschlich leben willst, du wirst deine Ueberzeugung, deine ganze Weltanschauung zu vertheidigen haben gegen die Angriffe Andersdenkender, und in diesem Kampfe wirst du erst recht zu der Klarheit und Kraft deines Bewußtseins gelangen, du wirst erst in diesem Streite ganz deiner Ueberzeugung leben lernen, in ihm und durch ihn wird sie dir erst wahrhaft lieb werden als etwas zu deiner Eigenthümlichkeit Gehöriges, als dein eigenstes Eigenthum. Du, der du leben, der du thätig sein, der du wirken willst, du wirst dem Widerstande feindlicher Bestrebungen nicht entgehen, du wirst dir kämpfend Wege bahnen müssen zu deinem Ziele, du wirst dir Raum erringen müssen, auf dem deine Thatkraft sich entfalten, in dem dein Leben eine Gestalt gewinnen könne. In diesem Kampfe wird deine Kraft sich stählen, die Schwungkraft deines Willens wird sich erhöhen und dein Wirken nachhaltiger, tiefer eingreifend werden in die Gestaltung der Dinge um dich her. Zum wahren Leben gehört der Kampf; so ist es überall, wohin du blicken magst, und es ist gut, daß es so ist. Das rechte Glück des ächten Lebens liegt wahrlich nicht in Ruhe und Frieden, ein solches Lebens-Ideal paßt nur für Schwächlinge und Feiglinge, und allenfalls für — Klosterbrüder, die dem menschlichen Leben abgewandt, auf Er-

den unnütz, für die Menschen und deren höchsten Zwecke todt sind bei lebendigem Leibe.

Der höchste, der schönste Kampf des Menschen aber, der trotz der größten Mühen, trotz des verzweifeltesten Widerstandes dennoch Götter=Seligkeit verleiht, das ist der Kampf für eine Idee. Hat ein solche dich erfaßt, hast du nicht sie, hat sie vielmehr dich, durchdringt sie jede Faser, jeden Nerv deines Lebens: du mußt ihr Geltung zu verschaffen, zu erkämpfen, mußt sie einzuführen suchen in die Welt, damit die Gottentstammte belebe, bilde und veredle, was belebungs=, bildungs= und veredlungsfähig ist. So wird im Kampfe dein Leben ein geheiligtes, ein gottgeweihtes, du fühlst dem Höchsten näher dich gerückt und segnest selbst den Kampf, ob er dich auch verzehre. Und dringst du auch nicht durch, reicht deine Kraft, reicht deine Zeit nicht aus, den Sieg der Idee zu erringen: du hast gewirkt, du hast gestritten für das Höchste auf Erden, du hast gelebt für alle Zeiten.

„Kein Kampf und keine Noth, kein Leiden, keine Fahr,
„Die zu bestehn du hast, wird bleiben unfruchtbar,
„Wenn sie dir andre Frucht und Ausbeut' auch nicht gaben,
„Als die Beruhigung, bestanden sie zu haben." *)

Einen solchen Kämpfer für die Idee, einen rüstigen Streiter für seine Ueberzeugung von Wahrheit und Recht gedenken wir in der nachfolgenden Skizze unsern Lesern vorzuführen. Sein Name lebt im Volke und wird lang noch fortleben, wenn seine Gegner der Vergessenheit anheim gefallen; einst wird, was er gewollt, was er erstrebt, sein Volk beglücken, das dann in dankbarer Erinnerung an ihn des Segens sich erfreuen wird, den er nicht mehr erblickt. Für uns aber werde der Hinblick auf seine Unermüdlichkeit, auf seine Beharrlichkeit, auf seine Treue im Kampfe für die Idee, die er in sich und die ihn selbst getragen, ein neuer Sporn zu gleichem Ringen, ein frischer Trost in unsern Kämpfen!

*) Friedr. Rückert „Weisheit des Bramanen".

Heinrich Theodor von Schön stammt aus einer adeligen Familie in Litthauen. Sein Vater, einfacher Gutsbesitzer und Domänenrath zu Löbegallen, ließ den von Ruldolf II. der Familie verliehenen Adel wieder erneuen, um vier seiner Söhne in den Militärstand treten lassen zu können. Seine erste Erziehung erhielt v. Schön von Hauslehrern, bis er im 20. Jahre die Universität Königsberg bezog, um sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Hier lehrte damals Kant, der „Königsberger Philosoph". Gewöhnliche Naturen, also bei weitem die große Mehrzahl auch der Studirenden, halten es für vollkommen hinreichend, wenn sie sich mit dem bekannt gemacht haben, was zunächst zu ihrer Fachwissenschaft gehört; es handelt sich bei ihnen um nichts Anderes als, durch ihre „Brotstudien" die milchende Kuh zu bekommen, die sie mit Butter versorgt. Philosophische Studien wurden und werden als ermüdende, langweilige und nutzlose Dinge betrachtet, mit denen man „den Kopf sich nicht zerbrechen" mag. Und doch sind sie es, die einzig und allein es vermögen, ächte Wissenschaftlichkeit in jedes Studium hineinzubringen; sie sind es, welche allein diejenige allgemeine Bildung zu geben im Stande sind, ohne welche auch der Gelehrte ein kurzsichtiger, beschränkter, im gewöhnlichsten Alltagsleben untergegangener Mensch bleiben muß. Die Philosophie allein vermag es, den Geist zu entfesseln, den Blick zu erheben und zu erweitern; sie nur, und das ist die Hauptsache, führt ihre Jünger zur klaren Auffassung einer Idee, zu der begeisterten Hingebung an eine solche, und lehrt sie, auch in jedem Wirkungskreise das Höhere finden, das Höchste erstreben. Ihr zunächst wandte v. Schön sich zu; die juristische Bildung sollte bei ihm erst auf die allgemeine philosophische gegründet werden, und da war für ihn Kant der rechte Führer, der ihn anleitete, mit philosophischem Blicke alle Verhältnisse des Lebens aufzufassen und sie einer höheren Entwickelung entgegen zu führen. Die Einwirkung Kant's auf den jungen v. Schön ist für diesen von der entschiedensten Bedeutung für das ganze Leben gewesen, wie

denn auch bei einer feierlichen Veranlassung der verdienstvolle Greis in seiner Bescheidenheit laut erklärte, das, was er Gutes gethan, verdanke er seinem Lehrer, dem unsterblichen Kant in Königsberg. Hier und durch ihn wurde v. Schön von einer Idee erfüllt und begeistert; hier erwarb er sich den Muth der Hingebung an eine solche, und hier erfaßte ihn das Streben, sein ganzes Leben der Verwirklichung derselben zu widmen.

Nach Beendigung seiner Studien ging v. Schön nach England, um die politischen und staatswirthschaftlichen Einrichtungen dieses Landes kennen zu lernen, und wir begreifen leicht, daß die Zustände eines freien Volkes, wie sie ihm dort vor Augen traten, von großem Einfluß auf seine Ansichten und auf seinen ferneren Bildungsgang sein mußten. Hatten seine philosophischen Studien ihn das Ideal eines freien, selbstständigen Volkslebens kennen gelehrt, so sah er hier in der Wirklichkeit die Verhältnisse in vielfacher Weise so gestaltet, daß es bei ihm nun nicht mehr zweifelhaft sein konnte, ob überhaupt die Idee im Leben Platz greifen könne; aber die Zustände in seiner Heimath waren noch der Art, daß, wie er wohl erkannte, erst noch große Hindernisse aus dem Wege geräumt werden mußten, bevor an eine Gestaltung der Verhältnisse, wie er in England sie gesehen, auch nur gedacht werden konnte. **Ein freies, selbstständiges Volksleben:** das war die Idee, die er nach Kräften einst zu verwirklichen gedachte; der Kampf für diese Idee mit der ihr feindlich entgegenstehenden Wirklichkeit und mit deren Verfechtern macht den ganzen Inhalt seines vielbewegten Lebens aus. Mit der Reise nach England war seine theoretische Vorbildung geschlossen; er tritt kurz nach seiner Rückkehr in's praktische Leben ein, und beginnt seine Beamtenlaufbahn bei der Regierung in Königsberg, von wo er aber bald als Kriegs- und Domänenrath an die Regierung zu Bialystock, im damaligen Neu-Ostpreußen geschickt wurde. Hier vermählte er sich 1802 mit der Tochter des Präsidenten dieser Provinz, Lydia von Auerswald, und seine nunmehrige Stellung zu Jenem mag

nicht ohne Einfluß auf die rasche Carriere geblieben sein, zu welcher sich ihm jetzt die schönsten Aussichten darboten, da er nicht lange nach jener Verbindung als Geh. Finanzrath in das General-Direktorium nach Berlin berufen wurde.

Nun aber, je höher er in die oberen Schichten der Beamtensphäre hineinrückte, offenbarte sich auch immer mehr der Zwiespalt zwischen seinem Wollen, seinem Streben und der ganzen damaligen Staatseinrichtung. In den niederen Wirkungskreisen stand er dem leitenden Staatsprinzip noch zu fern, und seine politische Weltanschauung blieb noch ohne Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse; je näher seine Wirksamkeit dem eigentlichen leitenden Gedanken der Staatseinrichtung gebracht wurde, in desto schrofferen Gegensatz trat er in seinen Bestrebungen, in seinen Ueberzeugungen mit den vorhandenen Zuständen. Wie er diese vorfand und wie sie entstanden, schildert er selbst in seiner bekannten, vielbesprochenen Schrift: „Woher und wohin?" (auf die wir später noch zurückkommen werden) in folgender Weise:

„Friedrich **II.** fand ein ungebildetes, gedankenloses und kein denkfähiges Volk vor. Zuerst aus s e i n e m Geiste ging eine neue Gedankenwelt auf das Volk über, und die Macht des Geistes machte sich geltend. Das Volk, hochbegeistert von dem ideenreichen Könige, folgte ihm blind, wohin er es führte. Aber Licht entzündet Licht. Des Königs Ideen sollten in's Leben treten, Staatsdiener mußten seine Befehle vollstrecken, und auch in ihnen machte sich die Macht des Geistes geltend; es gingen einzelne Strahlen von dem Glanze des großen Geistes auch auf sie über. Dies gab der Dienerschaft in den Augen des Volkes größere Wichtigkeit und höhere Bedeutung, als sonst dem Vollstrecker gegebener Befehle zu Theil wird. Dieser Abglanz des Heiligenscheines des Königes mußte zwar vor dem immer heller aufleuchtenden Lichte der Volksbildung, vor dem steigenden Kulturzustande des Volkes immer matter zurücktreten. Allein wie die Kirche an ihren Heiligen immerdar gern festhält, so pflanzte sich auch

die Meinung jenes Abglanzes von Geschlecht zu Geschlecht fort, bis das preußische Beamtentreiben den Höhepunkt erreichte, daß sie wie im Sinne der katholischen Kirche handelte: denn wie der Geistliche dort nur für sich, ohne Beziehung und Rücksicht auf die Gemeinde, den Gottesdienst verrichtet, so wähnte der preußische Beamte, besonders der dem Volke fern stehende, daß der Staatsdienst nur für ihn, und daß er nicht für das Volk, sondern daß das Volk für ihn da sei."

„Die steigende Kultur äußerte auch ihren Einfluß auf die Beamtenwelt, so daß sie bald nicht mehr blinde Werkzeuge zur Vollführung eines fremden Willens sein wollten, sondern sie glaubten, eigene Gedanken und Meinungen über Staat und Staatsverwaltung aufstellen und verwirklichen zu können. So stellte sich bald jeder Beamte als der Repräsentant einer ausübenden Macht, oder vielmehr als besonderer Machthaber in dem ihm zugewiesenen Kreise dar, und es konnte nicht fehlen, daß diese Beamtenstellung sich dem Volke nur zu empfindlich geltend machte. Ueberdies kam noch hinzu, daß in dem früheren roheren Staatszustande eine Menge, das Volk unmittelbar berührender Angelegenheiten von den Ortsobrigkeiten oder den Gutsherren in Ordnung gehalten oder gewissermaßen patriarchalisch verwaltet worden waren. Dieser Zustand der Dinge ließ sich nun allerdings nicht mehr halten; er stand dem Bildungszustande des Volkes hemmend gegenüber. Statt nun aber durch eine bessere Ordnung der Nationalverhältnisse diesen Angelegenheiten den angemessenen Weg einer in ihrem eigenen Wesen begründeten Organisation anzuweisen, zog man sie vor das Gouvernement, welches dadurch aus seinem Kreise heraustretend, die gestellte Aufgabe niemals zweckmäßig lösen kann. Die Folge war: das Volk sah immer klarer ein, daß es fort und fort wie am Gängelbande geleitet, gleich einer Heerde hierhin und dorthin geführt, und ohne Grund und Zweck zu kennen, bald zu dieser, bald zu jener Handlung aufgefordert und genöthigt wurde."

Der ganze Grundgedanke dieses Systems der Bevormundung, die ganze Büreaukratie fand in Schön's politischer Weltanschauung keinen Platz; nicht etwa blos einzelne Hindernisse standen seinen Bestrebungen entgegen: nein, die Gesammtzustände der Staatsverwaltung, das Prinzip stand ihm feindlich gegenüber. Er wollte einen lebendigen Organismus, in dem Wechselwirkung der Funktionen zwischen den Beamten und dem Volke Statt finde, nicht die Einseitigkeit der Büreaukratie, die ihm entgegenstand; er wollte freies, selbstständiges Volksleben, und nicht die Bevormundung und Gängelung desselben von einer Kaste, die dessen wahre Interessen nicht verstand, und die, anstatt ausführendes Organ des Volkswillens zu sein, es vorzog, sein Hirte und sein Treiber zu bleiben. In solche Zustände mochte eine bloße Beamtenseele sich finden und fügen, die ihre Befriedigung darin suchen konnte, unter allen Verhältnissen eben nur zu schreiben, zu expediren und Gehalt zu beziehen; die Seele eines Staatsmannes, wie v. Schön, mußte sich unheimlich fühlen in solcher Luft, mußte sich beengt fühlen in solchem Mechanismus, mußte kämpfen, um wirken, — wirken, um leben zu können.

Preußen war mit seiner Geschichte, mit den Grundbedingungen, welche seine Erhebung hervorgebracht hatten und seine Fortentwickelung möglich machten, in *Widerspruch* getreten, und der dadurch hervorgerufene Verfall der innern Kraft ließ sich freilich durch einen energischen und durchgreifend reformirenden Charakter nicht hemmen, nicht verhindern; ja, es ist kaum anders denkbar, als daß ein rasches und entschlossenes Handanlegen den überlebten Mechanismus der Staatsmaschine nur noch früher zum Falle gebracht haben würde, statt denselben aufrecht zu erhalten. Mit leichtsinniger Hand war die Ordnung der Maschine gestört worden; unkluge, kurzsichtige und bigotte Lebensansichten eines Ministers hatten die belebende und bewegende Kraft abgeschnitten; in der äußern Politik war Unentschlossenheit, Halbheit und Rathlosigkeit an die Stelle der frühern Entschiedenheit, Bestimmtheit

und Kraft getreten. Es bedurfte nur einer Veranlassung, und der innere Verfall hatte den äußeren in seinem Gefolge. Diese Veranlassung kam bald, noch ehe man es ahnte. Das Prinzip der Bewegung, des Fortschrittes hatte den Staat groß gemacht und ihn siegreich hervorgehen lassen aus dem Kampfe gegen das Veraltete und Stabile, aus den Kriegen gegen Oesterreich. Jetzt gebärdete sich Preußen wie die alten Staaten, versuchte zu kämpfen für die alten, morschen Zustände gegen die neue Zeit. Seine Hoffnungen lagen in der Zukunft, und der Bewegung mußte es sich anschließen; statt dessen lebte und schwelgte es in der Erinnerung, in der Vergangenheit, und trat der Bewegung entgegen. Der einzige Schlag bei Jena genügte, um die Scheingröße zu vernichten, um den inneren Widerspruch mit sich selbst, um die verborgene Machtlosigkeit an's Tageslicht treten zu lassen.

Unmittelbar nach diesem Schlage war v. Schön dem königlichen Hofe von Berlin nach Königsberg gefolgt, wo er als Geheimer Staatsrath zum Direktor einer Abtheilung des Ministeriums ernannt wurde.

Nach dem Frieden zu Tilsit hatte Hardenberg seine Stelle niederlegen müssen; die Geschäfte derselben wurden, so weit sie die Finanzen und das Verpflegungswesen betrafen, einer Immediat-Kommission übergeben, zu deren Mitgliedern v. Altenstein, Stägemann, v. Klewitz und v. Schön ernannt wurden. In dieser Zeit war die Unentschlossenheit und die Muthlosigkeit groß. Einzelne Mitglieder der Kommission glaubten den Staat aus dieser Lage retten zu können durch leises Auftreten, durch Nachgeben, durch Schmiegen und Biegen; v. Schön dagegen war mit dem vollsten Rechte der Ueberzeugung, daß in keiner, auch nicht in der allerunseligsten Lage des Lebens Alles verloren ist, so lange noch Selbstvertrauen, so lange noch Bestimmtheit und Entschiedenheit des Handelns erhalten worden, daß aber mit dem Verluste des Selbstvertrauens immer Alles verloren geht. So drang er auf bestimmtes, entschiedenes Auftreten; er wollte auch nicht den geringsten Schein

der Muthlosigkeit in irgend einer Handlung durchblicken lassen, und als Napoleon die Auslieferung eines Patrioten verlangte, war v. Schön der Einzige, der im Staatsrathe derselben sich widersetzte; denn, sagte er, der Staat, welcher seine Bürger nicht zu schützen vermöge, verdiene nicht zu existiren.

Eine solche Entschiedenheit jagte nun vollends seine zaghaften Kollegen in Angst und Noth; dafür thaten sie, was gewöhnlich zu geschehen pflegt: sie stellten ihn dar als Hitzkopf, als Revolutionär ꝛc., der den Staat durch seine Unbesonnenheit — wie Entschiedenheit des Handelns von Solchen genannt wird — dem sicheren Verderben entgegen führe. Das so oft beliebte Manöver gelang auch hier; sie erreichten es, daß v. Schön in Verwickelungen gebracht wurde, die es ihm selbst wünschenswerth machten, sich den Ränken und dem Treiben der Parteien zu entziehen, und er entschloß sich, als Präsident der Regierung nach Gumbinnen zu gehen. Damit aber hörte er keineswegs auf, für die moralische Hebung seines Vaterlandes nach Kräften zu wirken. Er trat in eine innige Verbindung mit Stein. In Diesem hatte Preußen den Mann gefunden, den es in seiner Lage bedurfte, den Mann der entschlossenen That, der Ausführung der rettenden Idee. Stein's Verdienste aber sollen wahrlich nicht beeinträchtigt werden, wenn auch die Ideen, durch deren Verwirklichung er die Wiedergeburt des Staates bewirkte, nicht ursprünglich ihm angehörten, wenn diese vielmehr als von Schön ausgegangene bezeichnet werden müssen. Wie einige Jahre später Blücher der rechte Mann dazu war, die Gedanken, welche Gneisenau entwickelte, auszuführen, ohne daß dadurch dem Verdienste Blücher's Abbruch geschieht, so wird auch Stein's Wirken nicht verkleinert, wenn die leitenden Gedanken seiner Thätigkeit ihrem wahren Eigenthümer wieder zuerkannt werden. Schön war es, der die Ideen zur Wiedergeburt des Staates entwickelte; Stein führte sie aus; Schön entwarf die Grundzüge der Reform, der Reorganisation, Stein ließ sie in's Leben treten. Ja, wenn

wir den Mittheilungen eines trefflichen Werkes, („Preußens Staatsmänner") das wir vielfach benutzen, unbedingt vertrauen dürfen, so gehört das unter Stein's Namen kursirende „politische Testament," (S. Männer d. Volks, Bd. III. Lief. 3) wenn auch mit kleinen Abweichungen in der Form, als Entwurf ursprünglich v. Schön an. In jedem Falle hat dieser einen sehr wesentlichen Antheil an allen Reformen, die Stein in's Leben gerufen. Wollen wir daher der Wirksamkeit Jenes genau folgen, so müssen wir hier, wenn auch nur andeutend, hinweisen auf Einiges, was durch die glückliche Verbindung dieser beiden Männer Großes zu Stande gebracht worden ist.

Zunächst galt es, auf dem Wege der Gesetzgebung das Interesse aller Stände des Volkes an der Erhaltung und an der Entwickelung der staatlichen Verhältnisse zu wecken. Ein Interesse kann aber der Mensch überhaupt nur an solchen Dingen nehmen, die seiner Einwirkung nicht entzogen sind. Bürger und Bauern aber sahen sich bis dahin von jeder Einwirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten auch ihrer speziellen Lebenskreise ausgeschlossen; der Staat leitete und regelte dieselben, ohne die entfernteste Mitwirkung der zunächst Betheiligten zu gestatten. Der Bauer war an seine Scholle gekettet, die Erbunterthänigkeit erniedrigte ihn zur bloßen Sache; wie hätte ein solcher es vermocht, seine Theilnahme der Erhaltung und der Fortbildung der öffentlichen Zustände zuzuwenden? Das Erste, was v. Schön für unumgänglich nothwendig erachtete, war die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Lehnsverhältnisse; Stein erließ kaum einen Monat nach Antritt seines Amtes, am 9. Oktober 1807, das Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, so wie die persönlichen Verhältnisse des Grundeigenthümers betreffend. Von nun an war der Bauer nicht mehr an den Boden gefesselt, von nun an nicht nothwendig mehr zu Frohndiensten verpflichtet. Er hörte auf, selbst Sache zu sein; er konnte nicht mehr als Inventariumsstück verhandelt werden; er war in staatlicher

und rechtlicher Beziehung Mensch geworden. Das war der erste Schritt, und Schön hatte sehr richtig erkannt, daß der Begriff des Menschen dem des Bürgers vorangeht. Eine Kommunal-Ordnung für die Landgemeinden würde, fortbauend auf dem neu geschaffenen Zustande, die zu Menschen erhobenen Bauern zu Staatsbürgern gemacht haben. Sei es indeß, daß Schön mit Stein diesen Fortschritt für einen allzuraschen hielt, — sei es, daß nach jener ersten Sorge für die Erhebung des Bauernstandes die Thätigkeit unserer beiden Staatsmänner von anderen Seiten her allzusehr in Anspruch genommen wurde, — genug, die Kommunal-Ordnung für die Landgemeinden wurde nur in Aussicht gestellt, nicht aber verliehen, und erst jetzt erwarten die östlichen Provinzen Preußens, daß den nächsten Provinzial-Ständen eine solche zur Begutachtung vorgelegt werde.

Nachdem auf diese Weise die bäuerlichen Verhältnisse in die Bahn selbstständiger Entwickelung geführt worden waren, wendeten Schön und Stein sich der politischen Hebung des Bürgerstandes zu. Die Städteordnung vom 19. November 1808 erklärte die Städte für mündig, übertrug ihnen selbst die Verwaltung und Leitung ihrer eigenen Angelegenheit, enthob sie der Bevormundung der Staatsbeamten, und bahnte im freien Städtebürger den Uebergang an zum freien Staatsbürger. Ohne alle Frage gewährt diese alte, „gute" Städte-Ordnung, — wie sie im Gegensatze zu der revidirten von 1832 wohl genannt worden ist, — den Bürgern in Preußen eine Freiheit und Selbstbestimmung, wie eine solche in den freiesten und gepriesensten Staaten Europa's kaum zu finden sein möchte.

Diese beiden Anordnungen, die Aufhebung der Lehnsdienstbarkeit und Erbunterthänigkeit bei dem Bauernstande und die Mündigkeitserklärung der Städte bildeten die Grundlage, auf denen nach Schön's Idee das Wesen des neu zu schaffenden Staates gegründet werden sollte. In dieser Grundlage war das Prinzip der Bevormundung aufgegeben, und der Stimme des Volkes in den allgemeinen

Angelegenheiten der gebührende Einfluß ertheilt worden. Die städtischen Gemeinden bildeten jede in sich einen lebensvollen Organismus, und alle diese kleinen Repräsentativstaaten, diese freien Einzelexistenzen sollten von Einem Geiste beseelt, auf Einen Mittelpunkt bezogen, jede eine kleine Welt sein, die in der großen des Gesammtstaates als lebendiges Glied des Organismus thätig sein sollte. Dieser Mittelpunkt war nach der Idee der neuen Gründer des Staats die Reichsstände. In diesen sollten jene kleinen Organismen ihre Vollendung finden, von den Reichsständen sollte ihr Lebensprinzip gehalten und getragen werden, und sie sollten wiederum selbst den Reichsständen Leben und Halt verleihen; das Eine sollte seine volle Existenz erst durch das Andere erhalten. Wenn Schön und Stein diesen Organismus nicht in seiner Vollendung, in seiner Ganzheit in's Leben gerufen haben, so lag die Schuld nicht an ihnen; nie aber hat v. Schön aufgehört, für diese Vollendung, für diese Verwirklichung der Idee eines organischen Staates zu wirken und zu kämpfen.

Wenige Tage, nachdem die Städteordnung verliehen war, am 24. November 1808, nachdem Stein kaum Ein Jahr lang erster Minister in Preußen gewesen, sah dieser, in Folge der Entdeckung seiner Absichten zur Vertreibung der Franzosen, sich genöthigt, seinen Abschied zu fordern, den er von dem Könige in sehr anerkennenden Ausdrücken und mit großem Bedauern erhielt. Er ging nach Böhmen und wartete in Brünn den Augenblick ab, der ihn zu neuer Thätigkeit rufen würde. Die Verbindung aber zwischen Stein und Schön war damit noch nicht aufgehoben, und besonders war es der von Jenem gestiftete „Tugendbund", der sie in gleichem Streben vereinigt hielt, bis derselbe im Jahre 1809 vom Könige aufgelöst werden mußte.

Nach dem Rücktritte Stein's fehlte der obersten Verwaltung Einheit und Entschlossenheit; der Graf von Dohna, Altenstein, Beyme und Goltz leiteten die Angelegenheiten, aber so, daß überall der Zustand der Dinge

sich als ein nur interimistischer erkennen ließ. Mit dem Grafen Dohna stand Schön schon von früherer Zeit her in sehr inniger Verbindung. Es war wieder, wie vor dem Eintritte Stein's, eine Zeit der Unentschiedenheit und der Rathlosigkeit über das Ministerium herein gebrochen; das Werk der Reorganisation des Staats wurde nicht fortgesetzt, das Ministerium bebte zurück vor durchgreifenden Reformen im Innern; es vermied sorgfältig ein festes und entschiedenes Auftreten nach Außen, Napoleon gegenüber, und suchte überall zu laviren, aus Furcht, die ganze Existenz des Staates auf's Spiel zu setzen. Wirklich hatte sich das Gerücht von einer beschlossenen Auflösung Preußens verbreitet; man trug sich im Publikum mit der Nachricht herum, daß eine Provinz, — wie man vermuthete, Schlesien — von Preußen getrennt werden solle; da wurde Hardenberg als Kanzler an das Ruder des Staates gerufen, und mit ihm kehrte Festigkeit und Entschiedenheit nach Außen, Kraft und Bestimmtheit in die Leitung und Fortbildung der innern Angelegenheiten zurück. Wie einst Stein suchte nun Hardenberg die Würde des Staates aufrecht zu erhalten, indem er sich bestrebte, Napoleon zu imponiren und durch Kühnheit den Sturm zu beschwören; wie Stein suchte auch Hardenberg den Staat neu zu beleben und organisch zu gestalten; gleiche Pflichten sollten gleichen Rechten entsprechen, und so wurde die Steuerfreiheit des Adels abgeschafft; die Gewerbefreiheit trat an die Stelle des Zunftwesens, die geistlichen Güter wurden eingezogen und nach den verschiedensten Richtungen hin Maßregeln ergriffen, die nur als nothwendige Folgerungen aus dem Systeme Stein's betrachtet werden mußten. Hardenberg gestaltete im Sinne Stein's und Schön's, und schenkte diesem sein vollstes Vertrauen.

Endlich kam die Zeit der Erhebung, die Zeit, in der es galt, in's Leben zu rufen, was im Stillen vorbereitet war. Als Präsident der Regierung zu Gumbinnen befand sich v. Schön in der Nähe des Schauplatzes, auf dem das Vorspiel der Befreiung Deutschlands aufgeführt wurde.

York stand mit seinem Corps in Kurland, und der lebhafte Briefwechsel, welchen derselbe mit v. Schön unterhielt, läßt wenigstens vermuthen, daß der kühne Entschluß York's, die bekannte Kapitulation mit Diebitsch abzuschließen, nicht ohne Mitwissen v. Schön's gefaßt wurde. Erst mußte ja die äußere Unabhängigkeit neu begründet sein, bevor der Hoffnung Raum gegeben werden durfte, die Durchführung der Idee eines freien, organischen Staatslebens möglich zu machen. Daß v. Schön dem York'schen Entschlusse nicht fremd geblieben, erkennen wir bestimmter daran, daß, gleich nachdem das Signal gegeben, noch vor dem Aufrufe des Königs, die Organisation der Volksbewaffnung in Preußen begann, deren Berathung und Leitung v. Schön und Graf Dohna in Verbindung mit den zusammenberufenen Landständen sich angelegen sein ließen. Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß das Institut der Landwehr, vor seiner offiziellen Einführung, schon völlig in der Provinz Preußen organisirt war; nur der Name fehlte noch, und auch diesen erhielt es nach dem Vorschlage des Grafen Dohna in einer Versammlung, welche zur Berathung über das fertige, wenn gleich namenlose Institut zusammen getreten war. Nicht von Militär- oder Civilbeamten errichtet, sondern aus dem Volke selbst hervorgegangen, durch die Kraft des Volkes herangereift, war die Landwehr die schönste Frucht des Geistes der Selbstständigkeit, welche das Unglück von 1807 bis 1813, so wie die Gesetze jener Zeit im Volke herangebildet hatten, und es bleibt das hohe Verdienst Schön's und des Grafen Dohna, als ächte Männer des Volks blos an dessen Spitze getreten zu sein, und die selbstständige Entwickelung der Volkskraft in die zum Heil führende Bahn geleitet zu haben.

Nach dem bekannten Aufrufe des Königs vom 3. Februar 1813 hatte v. Schön als Regierungs-Präsident natürlich einen großen Antheil an den Rüstungen in seiner Provinz; seine rastlose Thätigkeit sah sich aber auch mit dem schönsten Erfolge belohnt, da trotz der Er-

schöpfung der Provinz dennoch außer einem Kavallerie-Regimente 20,000 Mann Infanterie zusammen gebracht und von ihr besoldet wurden.

Aber schon vor dem Ausbruche des Krieges, sogar noch vor Abschluß der York'schen Kapitulation, trugen sich in der Provinz Preußen Dinge zu, deren Mittheilung wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen, da gerade hier v. Schön's Benehmen in einem Lichte erscheint, das den Mann der Kraft, den deutschen Mann des Volkes charakterisirt. Napoleon hatte bekanntlich in schleunigster Hast von seiner Armee sich entfernt, und seinem Schwager, dem Könige von Neapel, den Oberbefehl über die Trümmer desselben für die Dauer seiner Abwesenheit übertragen. Da, am 18. Dezember 1812, kömmt in unbeschreiblicher Angst der Landrath Seemann zu v. Schön gestürzt, mit der Meldung, daß Murat Befehl ertheilt habe, in der folgenden Nacht alle Kriegs-Magazine, Vorräthe u. s. w. zu verbrennen. Kam dieser Befehl zur Ausführung, so ließ sich bei der großen Kälte und dem heftigen Sturme, der gerade wüthete, der Untergang der Stadt voraussehen. Mit fester Entschlossenheit entsendete v. Schön den Landrath zum Adjutanten des Ober-Generals, und ließ diesem erklären: sobald ein Funke aus einem Magazin sprühe, werde er die Sturmglocke läuten lassen, und er bürge dafür, daß kein Franzose lebendig die Stadt verlassen solle. Das wirkte; die Ausführung des bereits gegebenen Befehls unterblieb, und den Franzosen wurde es in der Nähe eines so entschiedenen Patrioten so unheimlich, daß sie am nächsten Morgen in aller Frühe die Stadt räumten.

Eine solche imponirende Stellung nahm v. Schön den Franzosen gegenüber ein. Nicht minder entschieden trat er gegen russische Uebergriffe auf. Bald nach dem Abschlusse des York'schen Waffenstillstandes rückten russische Truppen in die Provinz Preußen ein und wurden daselbst überall mit Jubel und Begeisterung empfangen. In der Freude über diese plötzliche, ganz unerwartete Aenderung der Dinge vergaß man in der ersten Zeit jedes ruhige Nachdenken, zu welchem aber gar bald die

Kunde von den nahe bevorstehenden Ereignissen zurückführte. Man vernahm auf der einen Seite, daß Napoleon auf's Neue mit großartigen Rüstungen beschäftigt sei und erfuhr zugleich, daß Rußland selbst Absichten auf Ostpreußen habe. Da drohte die Gefahr von beiden Seiten her. Schon hatte der General Paulicci, der mit den ersten russischen Truppen in Memel eingerückt war, den Einwohnern laut erklärt, daß sie auch unter russischem Scepter glücklich leben würden; schon schmeichelte sich der russische Heerführer mit der Hoffnung, die königlichen Domänenämter in Litthauen und Ostpreußen zur Belohnung als Geschenk zu bekommen. Noch mehr: von Stein war bekanntlich im Mai 1812 aus seinem Zufluchtsorte in Böhmen nach Rußland berufen worden, und dieser traf am 22. Januar 1813, also noch vor dem Aufrufe des Königs von Preußen, in Königsberg als Bevollmächtigter des Kaisers Alexander ein, und die Vollmacht, welche er dem Ober-Präsidenten von Auerswald vorlegte, lautete: „Da die preußischen Provinzen schon bis zur Weichsel von russischen Truppen besetzt wären, die Verhältnisse zwischen Preußen und Rußland aber noch unentschieden seien, so ermächtige der Kaiser Alexander den Freiherrn von Stein, sich nach Königsberg zu begeben und dort bis zur Abschließung eines Uebereinkommens zwischen den Fürsten beider Staaten die öffentlichen Behörden zu leiten, die Maßregeln gegen Frankreich zu befördern, alle Kräfte des Landes für die gute Sache zu nützen und besonders für die Bewaffnung des Heeres und des Volkes schleunigst zu sorgen." Um den Zweck seiner Sendung besser zu erreichen, hielt es Stein für nöthig, die Verwaltung der preußischen Provinzen im Namen des Kaisers von Rußland zu übernehmen, und in der That: wollte er sich an die erhaltene Vollmacht halten, — wozu er genöthigt war — so konnte er nicht anders.

Das war deutlich genug, und jetzt zweifelte Niemand mehr an dem, was Rußland beabsichtige. Die Lage war eine äußerst bedenkliche, und nur die allerkräftigste

Entschiedenheit konnte da helfen, nur der Wahlspruch; „Hilf dir selber, so hilft dir Gott!“ konnte rettende Richtschnur des Handelns sein. Von Schön trat mit männlicher Entschiedenheit den Absichten Rußlands entgegen, mit Festigkeit und Bestimmtheit erklärte er dem Freiherrn von Stein, daß er keine fremde Einmischung dulden werde, daß Alles, was in Preußen geschehen solle, nur durch Preußen selbst und mit Willen des Königs geschehen könne und müsse, und daß er sonst selber das Volk gegen die Russen aufbieten werde. Eine solche Sprache machte den beabsichtigten Eindruck; Stein änderte seine Ansicht, bewirkte die Zurückberufung des Generals Paulicci, und vereinigte sich mit Schön, York und dem Grafen von Dohna zur Berathung der ferner zu ergreifenden Maßregeln. Der König brach los; v. Schön schloß sich ihm an und wurde, nachdem Sachsen besetzt worden war, Gouverneur von Dresden; er kehrte dann wieder in seine vorige Stellung nach Gumbinnen zurück, bis er 1816 zum Ober-Präsidenten von Westpreußen bei der neuerrichteten Regierung zu Danzig ernannt wurde. In diesem Wirkungskreise blieb er, bis der Landeshofmeister von Auerswald 1823 in den Ruhestand versetzt wurde, die Vereinigung von Ost- und Westpreußen zu Einer Provinz erfolgte, und er als Ober-Präsident an die Spitze dieser Provinz Preußen gestellt wurde.

Die Kriege zur Vernichtung der Gewaltherrschaft Napoleon's hatten eben den nächsten Zweck, die äußere Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen; mit dieser aber war nur die Bedingung, nur die Möglichkeit errungen, auch die Freiheit der inneren, organischen Gestaltung des Staatslebens fortzubilden. Unter dem Drange und dem Drucke der großen Kriegsmühen, wo alle Kräfte nur auf den Einen Punkt gerichtet werden mußten, hatte man natürlich nicht an die Fortsetzung der politischen Umgestaltung denken können, wie sie in den Zeiten der Noth und der Demüthigung begonnen worden war. Jetzt, nachdem der Friede und mit ihm die Möglichkeit zurückgekehrt war, mit kräftiger Hand

an die Vollendung der Organisation eines freien Staates zu gehen, jetzt galt es nachzuholen, was einstweilen hatte bei Seite gelegt werden müssen. Kein Mensch zweifelte daran, daß das geschehen werde, um so weniger, nachdem am 22. Mai 1815 die bekannte Verordnung über die zu verleihende reichsständische Verfassung erschienen war. Aber die Ausführung dieser Verordnung ließ auf sich warten und stieß bald auf Hindernisse. Die Beamtenwelt, Civil- und Militär-Beamte, sahen bald, daß in demselben Grade, als die Selbstständigkeit und die Mündigkeit des Volkes zunähme, und die Landstände an Wichtigkeit für den Staat gewönnen, die bisherige Beamtenwichtigkeit schwinden müßte. Man fürchtete, wie v. Schön selber sagt, das schwere Gewicht der Landstände werde in der Staatswage dem früheren Gewichte der Beamten seine große Bedeutung nehmen, und es trat somit eine planmäßige Gegenwirkung wider die Zeit und ihre Forderungen ein. Es folgten Schritte auf Schritte, um dem Beamtengewicht auf immer seine Bedeutung zu erhalten. Selbst auf die Landwehr geschahen von Zeit zu Zeit so heftige Angriffe, daß, obgleich ihr eigentlicher Charakter schon modifizirt und ihr Grundton stark genug verstimmt war, sogar ihre Fortdauer zuweilen zweifelhaft schien. Ihre Aufhebung geradezu auszusprechen, wagte man nicht; allein sie erhielt immer mehr und mehr Spezialeinrichtungen, welche, ihrem Geiste zuwider, sie dem Beamtenmilitär immer näher bringen sollten.

Allmählig fing im Volke die Besorgniß an sich geltend zu machen, es werde gar nicht zur Ausführung des gegebenen Verfassungs-Versprechens kommen; die bekannte Koblenzer Addresse rief die Erklärung hervor, daß nicht jede Zeit zur Einführung einer Verfassung geeignet sei; aber doch wurde auch gesagt: „es sei frevelhaft, an der Erfüllung eines Königswortes zu zweifeln"; doch forderte Preußen am Bundestage die kleineren deutschen Staaten auf, ungesäumt die versprochenen Verfassungen in's Leben zu rufen, und noch am 17. Januar 1820 erschien die Verordnung über das Staatsschuldenwesen, welche unwider-

ruflich den künftigen Reichsständen die alljährliche Entgegennahme der Rechnungen übertrug. Bis dahin also konnte noch nicht definitiv der Plan aufgegeben sein, dem Lande die versprochene Verfassung zu verleihen. Aber schon nachdem der Geh. Rath Schmalz seine nichtswürdige und grundlose Denunziation veröffentlichte und der Kampf gegen dieselbe von Niebuhr, Förster, Schleiermacher, Krug und vielen Andern mit der gerechtesten Entrüstung geführt wurde, als dann das Wartburgsfest mit seinen feurigen Reden — Fries u. Andere — gefeiert wurde, als Sand in unseliger Stunde zum Morde Kotzebue's schritt, da war das Gouvernement stutzig geworden, und die Reaktions-Partei verstand es trefflich, die Ereignisse in ihrem Interesse zu benutzen. Bald darauf traten die freisinnigen Vertreter der liberalen Partei: Humboldt, Boyen und Beyme aus dem Ministerium und — man durfte sich keine Täuschungen mehr darüber machen, welche Partei in den höhern Kreisen den Sieg davon getragen hatte; wenn dennoch Jemand hätte Zweifel hegen wollen, dem würden die Karlsbader Beschlüsse gezeigt haben, welcher Wind in den obern Regionen wehte.

Dann erschien in Preußen die Verordnung über die Einführung der Provinzial-Stände. An den Berathungen, die unter dem Vorsitze des damaligen Kronprinzen geführt wurden, hatte in der letzteren Zeit auch v. Schön Theil genommen. In dem betreffenden Gesetze werden immer noch die einstigen Reichsstände in Aussicht gestellt, und, durch diese ergänzt, hat das Institut, — freie Bewegung innerhalb der nothwendigen Grenzen vorausgesetzt, — unverkennbar einen hohen Werth. Nicht weniger wollen wir zugestehen, daß die Provinzial-Ständeversammlungen als eine treffliche Bildungsschule für die künftigen Reichsstände betrachtet werden konnten, wie sie das im Laufe der Zeit denn auch wirklich geworden sind.

Würdigen wir demnach diese beiden Rücksichten, bedenken wir namentlich, daß die Provinzialstände keineswegs die künftigen Reichsstände ausschließen, sie vielmehr vorbereiten sollten, so begreifen wir, wenn auch v. Schön

dieselben willkommen hieß. Seiner Idee von einem organisch geordneten Staate standen sie keineswegs im Wege, und wenn er, wie wir voraussetzen dürfen, für den Augenblick die Unmöglichkeit erkannte, die volle Ausführung seiner Idee zu bewirken, so mußte doch auch ihn die Ueberzeugung leiten, daß durch dieselben der spätere Uebergang zu der endlichen Verwirklichung seiner Idee angebahnt werde. Auch, sagt er, wurden die Provinzial-Landtage von dem Volke mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen, weil sie ein Beweis der Anerkennung der Mündigkeit des Volks zu sein schienen, und weil man glaubte, durch sie, neben der Beamtenstimme, auch eine Volksstimme an den Thron bringen zu können, und man glaubte das um so sicherer, als die Richtung der Zeit es zu fordern schien. Allein die Richtung der Gouvernementsmänner, welche bei dieser Volksstimme Werkzeuge des Souveräns waren, ließ sie nicht aufkommen; die Landtage wurden gefürchtet und verdächtigt, und die Beamtengewalt wurde für die Bewahrung und Aufrechterhaltung ihres vormundschaftlichen Verhältnisses immer mehr mit Angst und Besorgniß erfüllt. Als der preußische Landtag, bei der Bereitwilligkeit des Volkes, das Land auch mit der Volksmasse zu vertheidigen, den Souverän einst bat, einige feste Punkte im Land zu etabliren, sprachen sich mehrere bedeutende hohe Militärbeamte höchlich befremdet und fast empört darüber aus, daß Landstände über solche Verhältnisse auch nur eine Stimme haben wollten, oder wohl gar Anträge darüber machen könnten; ja sie betrachteten den Antrag des Landtages sogar als eine sträfliche Anmaßung. Eben so fanden Beschwerden über Administrationsbeamte und Anträge zu weiterer Entwickelung eines regeren Volkslebens keinen Anklang, sie regten vielmehr die Reaktion von Seiten der Beamtenwelt nur noch um so mehr auf und der Erfolg von dem Allen war: das Volk kam bei aller Treue gegen den Landesherrn immer mehr in eine unheimliche Stellung.

Durch diese Gestaltung der Verhältnisse sah v. Schön die Erfüllung seiner heißesten Wünsche immer weiter hin-

aus gerückt. Nachdem die muthigen Vertreter der freisinnigen Richtung aus dem Ministerium geschieden waren, nachdem somit seine Bestrebungen in der Central-Behörde nicht mehr den erforderlichen Anhaltspunkt besaßen, auf welchen Hoffnungen für die Zukunft gebaut werden konnten, da mochte auch in ihm von Zeit zu Zeit wohl der Gedanke aufsteigen, gleich seinen Gesinnungsverwandten aus dem Staatsdienste zu scheiden; aber dennoch harrte er aus, dennoch hielt er es für rühmlicher, den Kampf für die Idee eines gesunden organischen Staatslebens, dem bis dahin sein ganzes Leben gewidmet gewesen, auch ferner noch fortzusetzen, als in theilnahmloser Ruhe die Dinge anzuschauen und sie gehen zu lassen, wie es eben gehen mochte. Vielleicht, — das mußte er selbst sich wohl eingestehen — vielleicht konnte er unter den gegebenen Verhältnissen positiv und fördernd nicht mehr wirken; aber es gibt auch einen Vertheidigungskampf, und wenn er auf diesen allein sich beschränkt sah, so lag es immer noch in seiner Macht, negativ, abwehrend und zurückhaltend thätig zu sein, und so den rechten Augenblick abzuwarten, in dem mit der Hoffnung auf bessern Erfolg der Angriff von Neuem unternommen werden konnte. Darf v. Schön uns als Beispiel dienen, da und dann rüstig auf die Widersacher des Fortschrittes loszugehen, wo und wann die Verhältnisse dem geistigen Angriffskriege günstig sind, so erblicken wir in ihm gleicher Weise ein Vorbild für die Defensive, für den Vertheidigungskrieg, wann Zeiten und Umstände ungünstig, wo das Terrain unvortheilhaft ist. Auch in unsern Tagen gilt es, in vielen Beziehungen, an manchen Punkten auf dem großen Kampfplatze nur abwehrend zu verfahren, in der gewissen Zuversicht, daß einst sicher die Verhältnisse sich vortheilhafter gestalten werden zur Erringung des endlichen Sieges, und der handelt nicht wohl, der in solchen Zeiten abfällt von der guten Sache und sich zurückziehen mag von einem Kampfplatz, auf dem für den Augenblick vielleicht kein Ruhm und keine Lorbeeren zu erringen sind.

In dieser Zeit war v. Schön's Augenmerk besonders darauf gerichtet, sich vor einer falschen Stellung zu hüten.

So lehnte er mehrmals den ihm gewordenen Antrag, in's Ministerium einzutreten, ab; konnte er doch selbst wohl vorempfinden, wie peinlich es ihm sein müßte, Dinge möglicher Weise sanktioniren zu müssen, deren ganz andere Gestaltung er wünschen, aber nicht bewirken zu können befürchten mußte.

Da trat der Thronwechsel in Preußen ein, und wir wissen, welche Hoffnungen allerorts durch denselben geweckt wurden. Die Provinz **Preußen** war die erste, welche die ständischen Angelegenheiten von Neuem in Anregung brachte, und v. **Schön** unterstützte dieselben mit dem ganzen Gewichte seiner Stellung. Die Stände der Provinz lehnten die ihnen angetragene Wahl von Repräsentanten eines Herrenstandes ab, und als vor der Huldigung der König ihnen die Frage vorlegte, welche früheren Zusicherungen sie bestätigt haben wollten? antworteten sie: „nur die Ausführung dessen, was im Jahre 1815 und später in ständischer Hinsicht zugesagt ist, und zwar wünschen wir Generalstände, die auf Erfordern Rath geben, damit die obersten Administrationsbeamten, der ständischen Verhandlung gegenüber, nicht wie bei den Provinziallandtagen, über den Landtag zu stehen kommen".

Von Schön glaubte und hoffte zuversichtlich, daß der Antrag der Stände bei dem Könige eine günstige Aufnahme finden werde, und um auf den Entschluß desselben in diesem Sinne einzuwirken, überreichte er dem Monarchen seine schon mehrfach erwähnte und benutzte, viel besprochene Denkschrift: „**Woher und wohin?**" In derselben entwickelte er zunächst, wie das System der Bevormundung und der Beamtenherrschaft unverträglich sei mit den Bedürfnissen, den Forderungen unserer Zeit und dem Kulturzustande des preußischen Volkes; er wies nach, wie dieses System, das schwer und drückend auf dem Volke laste, dessen Kraft lähme und in der freien Bewegung hemme. v. **Schön**, der erste Beamte der Provinz, erblickte mit **staatsmännischem** Auge in der preußischen Beamtenherrschaft den Grund des Mißtrauens und der Unbehaglichkeit, welche unläugbar die Herzen des Volkes erfülle, und **daher** leitete er den Wunsch, der so allge-

mein und auch durch die Stände sich ausspreche, das Verlangen nach der Ausführung des Gesetzes vom 22. Mai 1815. Und die Stände, erklärte er dem Könige, mußten so auf die ihnen vorgelegten Fragen antworten, denn der Fluch von Geschlecht zu Geschlecht würde sie getroffen haben, hätten sie jetzt vor ihres Königes Thron und vor Gottes Angesicht die Wahrheit verleugnet und die Stimme ihres Gewissens und ihrer Ueberzeugung erstickt.

„Und wer gab diese Antwort?“ fragt v. Schön in dieser Denkschrift. „Nicht eigenthum- und heimathlose Menschen“, erwiedert er, „nicht gedankenleere Jünglinge, nicht momentan aufbrausende Geister, die nur blindhin nach Neuerungen haschen. Begüterte Männer, Männer von Urtheil und gereifter Erfahrung, Männer in grauen Haaren stellten den Antrag, und zwar solche, die, wenn ihr Verlangen zur Anarchie, oder auch nur entfernt zur Illoyalität hinführen könnte, dadurch mehr verlieren würden, als das regierende Haus zu befürchten haben dürfte. — Dies letzte kann jederzeit und unter allen Umständen auf den Beistand anderer Souveräne rechnen, aber wenn ein wilder Sturm der Leidenschaften im Volke ausbricht, so werden stets diejenigen, welche als Begüterte unmittelbar vor dem Volke und demselben am nächsten stehen, vor Allem als Opfer fallen, ehe noch fremde Hülfe eintreten kann. Solche Männer waren es, nicht Proletarier, sondern die ersten Notabilitäten des Landes, voll Treue im Herzen gegen den Souverän, voll Eifer für sein und seines Landes Bestes, gewissenhaft in ihrer Pflicht: den Nachtheil, welchen jetzt der Souverän mit dem Volke durch die Beamtenhierarchie erleidet, abwenden zu müssen; sie waren es, welche den Antrag gemacht und ihrem Könige auf seine Frage geantwortet haben. Und gegen wen ist dieser Antrag gerichtet? Mit nichten gegen den Souverän, wohl aber gegen die Werkzeuge des Gouvernements, welche die Kulturentwickelung im Volke hemmen, das Volk in Unmündigkeit festhalten wollen, und nur sich allein, gleich den katholischen Priestern, als vollmündig betrachten“.

Und nun, nachdem v. Schön dem Könige gesagt, wo-

her der Ruf nach Reichsständen, woher das Verlangen nach dem Ausbaue der ständischen Verfassung stamme, warf er, wie es dem gewissenhaften Staatsmanne geziemt, die Frage auf: Wohin wird die Erfüllung dieses Antrags führen?

Die Büreaukratie beantwortete damals, wie sie es vorher und nachher gethan, diese Frage im Sinne des Bangemachens. Ein höchst düsteres Bild allgemeiner Verwirrung, ja die Hinweisung auf Unruhen, selbst Andeutungen auf den alsdann wahrscheinlichen Bruch mit den großen Nachbarmächten: das waren die Schreckbilder, mit denen die Beamtenhierarchie einzuschüchtern suchte. Ihren Vorspiegelungen zufolge würde die Krone nicht sicher sein vor den maßlosen Ansprüchen und Uebergriffen des Volkes, von dem sehr bezeichnend der Staatsminister von Rochow in einem Bescheide an den Elbinger Kaufmann von Riesen sagte: „daß der Unterthan nicht den Maßstab seiner beschränkten Einsicht an die Handlungen der Regierung legen dürfe", und dem ein späterer Minister (Siehe v. Beckerath, Männer des Volks, 10te Lieferung) in ähnlicher Weise sogar die gesetzlich ausgesprochene Berechtigung zu Vorschlägen bei den Central-Behörden abzusprechen versucht, und es auf Vertrauen zu den Maßnahmen der Regierung verweist, die allein im Stande wäre zu wissen, was zum Wohl der Unterthanen führe.

Nicht also lautete die Antwort, welche der Beamte, nein, der Staatsmann v. Schön auf diese Frage gab. Auch er sprach es aus, daß die Zusammenberufung von Reichsständen die gewichtigsten Resultate mit sich führen werde; „denn", so lautete seine Antwort auf die Frage: „Wohin?", „zunächst und vor Allem werden die Generalstände

1) die Verwaltung aller Angelegenheiten, welche nicht Gouvernements-, sondern National- und Kommunalsachen sind, sich zueignen: dadurch wird aber eines Theils das Volk an Selbstständigkeit, an Lust und Fähigkeit zu guten Werken und nützlichen Unternehmungen gewinnen, andern Theils auch eine große Zahl der jetzigen Staatsbeamten entbehrlich werden. (Hinc illae lacrymae!) Die Generalstände werden

2) Auskunft über die Verwaltung der Finanzen fordern,

Verschwendungen entgegentreten, die man sich jetzt angeblich zum Besten des Volkes erlaubt, und eine einfachere Verwaltung erlangen. Die Zahl der Beamten wird somit auch auf diese Weise vermindert werden. Die Generalstände werden

3) auch den Theil der Justizverwaltung, bei welchem es besonders auf genaue Kenntniß der Landesverhältnisse und beinahe auch nur auf gesunden Menschenverstand und natürliches richtiges Urtheil ankommt, in ihren Kreis ziehen, wodurch einerseits eine bessere Rechtsverwaltung eintreten wird, indem der Richter dann in den Stand kommt, die ihm verbleibenden richterlichen Geschäfte nach Amt und Pflicht zu führen, und andererseits eine abermalige Verminderung der Beamten erfolgen kann. Es werden

4) die Generalstände auch den Antrag stellen und es sich selbst zur Aufgabe machen, daß die bewaffnete Macht mit dem Volke in engere Verbindung gesetzt und dem Volke somit wahrhaft vertraut gemacht werde. Die ersten Grade der militärischen Laufbahn werden dann um so mehr Sache des Volks sein, und die Landwehr wird das Band bilden, welches das Volk beständig auf's Engste mit der bewaffneten Macht verbindet. Dies Alles wird dann

5) auch den Landständen die gebührende Weihe und die in ihrem Wesen begründete Bedeutsamkeit in und für den Staat geben. Um so mehr werden in Folge dessen die Civil- und Militär-Beamten auch selbst in ihrer Meinung in die Stellung gebracht, in welche die Natur der Sache und der Stand der Verhältnisse in ihrem Amte sie hinweist. Zwei lästige und unerträgliche Uebel: „Uebermuth und Servilität“ werden dann erdrückt, wenigstens in enge Grenzen gewiesen. Auf den Charakter und die Stimmung des Volkes aber wird dies den wohlthätigsten Einfluß ausüben. Dem Souverän selbst gibt

6) die ständische Repräsentation für die Wirksamkeit und Tüchtigkeit seiner Beamten unfehlbar den besten, vielleicht den einzig bleibend wirksamen Prüfstein. Wer vor die Stände zu treten hat, wer Rechenschaft über seine Verwaltung vor ihnen ablegen muß, kann nicht unwissend und kopflos sein. Böser Wille aber muß schnell zu

Schanden werden. Um so sicherer kann dann der Souverain darauf vertrauen, daß er stets zum rechten Amte den rechten Mann gewählt habe, und, was für ihn und den Staat ein unschätzbares Gut ist: im öffentlichen Leben der ständischen Repräsentation finden alle Kabalen und alle Polizeikünste stets ein schnelles Ende.

Nicht minder segensreich wirken

7) die Generalstände auf den Geist der Gesetzgebung. Wer will und kann es leugnen, daß jetzt bei jeder vom Gouvernement ausgehenden Maßregel stets das Mißtrauen erwacht, ob die Beamten die Lage der Sache richtig erkannt und die Verhältnisse richtig erwogen haben? Ganz anders, wenn die Maßregeln von den Generalständen erörtert werden. In ihnen konzentrirt sich die Kenntniß der Verhältnisse und Bedürfnisse des gesammten Volkes, und auch darum haben schon die mit von ihnen ausgehenden Gesetze stets die Meinung des Volks für sich. — Nur durch Generalstände kann und wird in unserm Lande öffentliches Leben entstehen und gedeihen. —"

Der würdige Staatsmann schloß seine eindringliche Mahnung mit den Worten:

„Ist der Tag dazu angebrochen, so läßt die Sonne sich nicht in ihrem Laufe gebieten. Schon im Jahr 1813 sah man die erste Morgenröthe eines solchen öffentlichen Lebens auftauchen, und die äußersten Spitzen gen Ost und West sind noch davon erleuchtet."

„Daher kam damals, als der König rief, Alles, Jung und Alt, zu seinen Fahnen; ja, fürwahr, in voller Treue kam man in Preußen des Königs Ruf zuvor. Tritt für uns erst das volle öffentliche Leben ein, so sind wir unüberwindlich, und unser Thron steht dann auf einer Höhe da, auf der er nach dem Kulturzustande unsers Volkes zu stehen verdient. Die Zeit der sogenannten väterlichen und Patrimonial-Regierung, für welche das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen und sich beliebig leiten und führen lassen soll, läßt sich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie sie ist, und das Gute daraus nicht ergreift und in seiner Entwickelung fördert, dann straft die Zeit!"

Es ist bekannt, welche Aufnahme dieser Antrag bei dem Könige von Preußen gefunden hat. Indeß blieb der Stand der Parteien unverrückt derselbe. v. Schön und mit ihm alle Verfassungs- und Vaterlandsfreunde, hielten den Augenblick und die Umstände für günstig und geeignet, um der reaktionären Partei gegenüber angriffsweise zu verfahren. Unerwartet genug war deren Macht so stark, daß sie diesen Angriff zurückzuschlagen vermochte; aber etwas Entscheidendes erfolgte immer nicht. v. Schön blieb in seiner Stellung, und auch in dem lange genossenen persönlichen Vertrauen des Königs zu ihm änderte diese Angelegenheit nichts. Aber auch der Mann, der im Publikum als der kräftigste und einflußreichste Repräsentant und Verfechter der entgegenstehenden Richtung galt, der Staatsminister von Rochow, auch der, blieb in seiner bisherigen Stellung. Kein äußeres Zeichen verkündigte irgend eine Entscheidung. Da auf einmal wurde von Schön nach Berlin berufen und gleichzeitig dankte Herr von Rochow ab. Was war natürlicher, als daß das betheiligte Publikum die Gleichzeitigkeit dieser Ereignisse in eine ursachliche Verbindung brachte und in seinen desfallsigen Kombinationen den Herrn von Schön schon in der einflußreichen Stellung des abgetretenen Ministers erblickte? Und wer mußte nicht nach den eben geschilderten Vorgängen der Hoffnung Raum geben, daß ein derartiger Wechsel der Personen auch einen Wechsel des Systems zur Folge haben müsse, oder vielmehr daß der Personenwechsel nur die Folge des Systemwechsels sei? Diese Hoffnung erhielt neue Nahrung in dem Umstande, daß der Tagespresse unverkennbar eine freiere Bewegung gestattet wurde, daß die höchsten Beamten sich veranlaßt sahen, zu offiziellen Berichtigungen irriger Nachrichten in den öffentlichen Blättern zu schreiten, kurz, daß die öffentliche Meinung in ihrem Einflusse und in ihrer Macht die gebührende Anerkennung zu finden schien. Aber auch das erwies sich als eine Selbsttäuschung des Volks; die betreffenden Beamten berichtigten — Ansichten, statt irriger Thatsachen, so daß die Berichtigungen gehässig wurden, mehr verdarben als gut

machten, und nur einen neuen Beweis lieferten für die Macht und die Bestrebungen der Bureaukratie. Die gestattete freiere Bewegung der Presse wurde bald wieder mißliebig und mit der Unterdrückung der „Rheinischen Zeitung“ war das Signal zu einer Reihenfolge anderer durchgreifender Beschränkungen gegeben. Die Berufung v. Schön's nach Berlin stand, wie sich sehr bald ergab, in keiner weitern Verbindung mit dem Austritte von Rochow's und bezog sich blos auf die Berathung einiger rein provinzieller Interessen, die in dem Wege der Gesetzgebung ihre Erledigung finden sollten.

Bald aber erwies sich, und v. Schön erkannte das sehr leicht, daß die beiden entgegenstehenden Prinzipien, die durch v. Schön auf der einen, und durch v. Rochow auf der andern Seite vertreten waren, sich überflügelt sahen von einem dritten, neu zur Geltung gekommenen Prinzip, das am Ende weder die eine noch die andere Partei befriedigte, das bis jetzt nirgendwo eine Erfahrung für sich hat, und das soviel sich bis auf diesen Augenblick davon erkennen läßt, vorzugsweise geeignet ist, religiöse und politische Begriffe in die unnatürlichste Verbindung zu bringen und im besten Falle einer längst überlebten patriarchalischen Regierungsform ein neues Scheinleben zu verleihen vermag. Dieses neue Prinzip, das gegenwärtig in Preußen in das Staatsleben einzuimpfen versucht wird, ist das des sogenannten „christlichen Staats“. Der Kampf gegen dieses ist der gefährlichste von allen geistigen Kämpfen der neuern Zeit; denn der Angreifer desselben gilt nicht nur für den bloßen Feind der herrschenden politischen Richtung, er wird zugleich gebrandmarkt als Gegner des Christenthums, als Religionsverächter und als — Radikaler. Wahrlich, wenn irgend etwas geeignet war, um wirklich dem entschiedensten Radikalismus in Preußen Bahn zu brechen, ihn herauf zu beschwören aus den Tiefen, in denen er bis jetzt ruhte, so ist das ganz gewiß die Proklamation des Prinzips des — sogenannten „christlichen Staats“, der in der Ausschließlichkeit, wie der Begriff gefaßt wird, nicht einmal den freien Kampf des

Geistes gestattet und am Ende an den Fanatismus der Massen zu appelliren genöthigt sein wird.

Einem solchen, neu in die Schranken getretenen Feinde gegenüber hielt von Schön, der siebenzigjährige Greis, seine Kräfte für nicht ausreichend, er sah keine Möglichkeit mehr, den endlichen Sieg davon zu tragen, und faßte den Entschluß, um seinen Abschied einzukommen, nachdem der „christliche Staat" in der Person des Prof. Hävernick in Königsberg schon in unangenehme Berührung mit ihm getreten war. Noch ein einziges Jahr in seinem Amte — und sein voller Gehalt mußte ihm als Pension belassen bleiben; uneigennützig wartete er diese Zeit nicht ab. Seine Entlassung wurde ihm bewilligt, durch Kabinetsordre vom 3. Juli 1842, mit Beibehaltung des Ranges und Titels als Staatsminister und der neugeschaffenen Würde eines „Burggrafen von Marienburg," „wegen des ausgezeichneten Verdienstes, welches er sich nebst vielen andern im Laufe seiner Dienstzeit auch um die Erhaltung des Schlosses zu Marienburg insbesondere erworben, und des Feuers einer schönen Begeisterung, das er damals für die Wiederherstellung dieses edlen Denkmals einer großen Vergangenheit zuerst entzündet und fortdauernd genährt habe." Welche ausgezeichnete Anerkennung und treffliche Würdigung seiner Verdienste und seiner Bestrebungen?!!

Wer wollte nach einem solchen Leben voller Mühen und voller Kämpfe dem würdigen Greise die stille Ruhe des Privatlebens mißgönnen? Die Provinz, in der er gewirkt, hat ihm in den Herzen der Einwohner ein Denkmal dankbarer Verehrung errichtet, die sich auch namentlich bei seinem Rücktritte aus dem Staatsdienste laut aussprach, und bei einer solchen Veranlassung war es, wo der gefeierte Staatsmann, auf die Idee hinweisend, die sein Leben getragen, für die er gewirkt und gestritten, seinem Lehrer Kant das Verdienst zuerkannte, wenn sein Leben von Höherem durchdrungen gewesen sei. Wo und was er gewirkt, da hat er es in bescheidenster Anspruchslosigkeit gethan; sogar die Verbreitung der wohlwollend-

sten Mittheilungen über ihn und sein Leben ist ihm unwillkommen gewesen. Als ein Reichsfreiherr in Baiern einst ihn um Materialien zu seiner Lebensgeschichte bat, antwortete ihm v. Schön mit dem orientalischen Spruche:

Thue das Gute und wirf es in's Meer,
Weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr.

Es ist ihm vergönnt gewesen, die von ihm so sehnlichst gewünschte, so vielfach befürwortete Zusammenberufung der allgemeinen Reichsstände in Preußen zu erleben, und wir dürfen nicht zweifeln, daß er diesen Schritt auf der Bahn der politischen Entwickelung eines selbstständigen Volkslebens freudig begrüßt hat, wenn auch ohne alle Frage er sich überzeugt haben mag, daß noch Anderes hinzukommen muß, wenn die von ihm so richtig gewürdigte Büreaukratie endlich ihre volle Beseitigung finden und das Volk in die Rechte eintreten soll, auf die es durch seine politische Mündigkeit, durch seine Verdienste um die Rettung des Staates und durch ein heiliges Königswort die begründetesten Ansprüche erheben darf. Als das neueste Dokument seiner Gesinnung, als einen Ausdruck seiner Ansicht über das, was den Unterthanen, den Ständen und dem Könige in Betreff der Rechtsprechung zukomme, theilen wir schließlich sein Schreiben an das Ober-Landesgericht zu Königsberg mit über die beabsichtigte, von der „ersten Kurie“ beantragte Umwandlung oder eventuelle Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit.

Pr. Arnau, den 4. November 1847.

Ein rc. Ober-Landesgericht hat mich unter dem 24. September c zum 6. d. M. vor den Herrn O. L. G. Rath Jarke vorzuladen geruht, um über eine angemessenere Verwaltung der Patrimonial-Jurisdiktion von Pr. Arnau meine Erklärung abzugeben. Ich glaube aber dieser geehrten Aufforderung am vollkommensten zu entsprechen, wenn ich mein Gutachten in dieser Sache einem rc. Ober-Landesgerichte nachstehend ganz ergebenst einreiche.

Das Recht, Recht zu sprechen, liegt nach meiner auf

die Natur der Sache, auf Wissenschaft und auf vieljährige Erfahrung gestützten Ueberzeugung, als unveräußerliches Majestätsrecht, nothwendig in dem Begriffe der Souveränität. Wenn daher in einem Lande im Namen eines Unterthanen Recht gesprochen wird, oder der Richter in irgend einer Beziehung von einem Mit-Unterthan abhängt, dann ist dies, als der Idee des Staates widersprechend, nur ein Ueberbleibsel eines früheren, barbarischen, zu vertilgenden Zustandes.

Hiernach halte ich mich nicht für berechtigt, über einen Gegenstand, auf dessen Besitz ich kein Recht habe, mit der höchsten Gewalt zu verhandeln, sondern kann nur wünschen, daß es Sr. Majestät dem Könige gefallen möge, Ihr unveräußerliches Majestätsrecht unbedingt zu reklamiren, und über die Art und Form der in Stelle der Patrimonial-Jurisdiktion tretenden künftigen Rechtsverwaltung den Rath der getreuen Stände zu vernehmen.

(gez.) v. Schön.

Die Idee des Staats also ist es, die ihn leitet und die ihn bestimmt, Rechte von der Hand zu weisen, welche jene Idee den Unterthanen nicht gestatten kann; sie ist es, die dem Könige Befugnisse zuspricht, welche dieser selbst nicht zu besitzen vermeint; sie aber, die ihn für seine Person fern hält von allem Eigennutz, sie hält *ihn* gleich fern davon, dem Absolutismus durch seine *Ablehnung* vielleicht in die Hände zu arbeiten: dem *Ausspruche* der Stände allein unterwirft er das beantragte Gesetz. Noch wenige Schritte vorwärts, und der Bau der Verfassung wird auch in Preußen vollendet dastehen. Diese Schritte werden geschehen, weil sie geschehen müssen. Möge es dem würdigen Greise vergönnt sein, den Tag zu schauen, an dem die Grundforderungen seiner Idee sich verwirklichen, an dem die Herrschaft der vernunftgemäßen Freiheit in seinem Heimathlande, in ganz Deutschland dauernd gesichert sein wird.

Andreas Hofer.

Von

Eduard Duller.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was giebt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?

Theodor Körner.

Andreas Hofer.

(Geboren am 22. Oktober 1767 im Wirthshaus am Sand im Passeyerthale, erschossen am 20. Februar 1810 in Mantua.)

Mit Wehmuth verweilt mein Blick auf dem Bild eines schlichten Mannes aus dem Volke, der vom Schicksal in die Strömung einer gewaltigen Zeit hineingerissen wurde, den ihre Wogen eine kurze Frist hindurch hochoben trugen, und der dann plötzlich, von Verrath erfaßt, in die Tiefen niedergezogen ward. Was einen großen Mann macht, das fehlte ihm; er besaß nicht den durchdringenden Scharfblick des Geistes, um ungeheuere Weltverhältnisse zu erfassen, er besaß die Selbstständigkeit des Charakters nicht, um solche zu bemeistern; selbst inmitten seiner Volksgenossen überragten und umschatteten ihn größere, bedeutsamere Gestalten; auf dem Felde seiner Wirksamkeit war er eigentlich nichts als der Fahnenträger. Und doch hat sein Untergang für alle Zeiten etwas tief Erschütterndes für jedes Herz, dem die süßen Namen Vaterland und Treue heilig sind Denn dieser Mann, ein einfacher Alpensohn, hatte seinen vollen Werth in einer unverwüstlichen Gläubigkeit, die seine ganze Anweisung von der Natur an die Geschichte war; diesen Schatz seines Daseins setzte er, mit unbedingter Hingebung an sein Vaterland, auf den höchsten Wurf. Er hatte ein bestimmtes Kaiserwort vernommen, sowohl leise als auch

laut zum Lande Tyrol gesprochen, und dies Kaiserwort galt ihm für so heilig, für so untrüglich wie Gotteswort; wie jenes in Luft zerfloß, mußte der Mann sinken, der es sein Leben lang für einen Felsen gehalten und sich dran gelehnt hatte. Sein Gemüth, wie das seines Volkes, es war bewegt und getrieben von dem Bedürfniß der Treue! Und dies gewaltige Lebensbedürfniß und die ganze Fülle von Begeisterung und Thatkraft, die dadurch zur Blüte getrieben ward, sollte an eine Täuschung verschwendet werden, jene Blüte ohne Frucht bleiben. Wer könnte darüber lächeln, wer muß da nicht weinen? Wie schön ist selbst der Irrthum, wenn er nur aus einem wahren Drange der Seele stammt, welche das Höchste sucht und sich für das, was ihr als das Heiligste gilt, ganz hingibt! — Jener schlichte Mann aus dem Volke mußte an dem Irrthum untergehn, — glücklich, daß ein rascher Tod ihm ein schmerzlicheres langsames Hinsterben an Enttäuschung ersparte!

Der Mann, von dem ich spreche, heißt Andreas Hofer. Ein Mann, so recht aus der Mitte des Volks, ward er in verhängnißvoller Zeit, da es galt, sein Volk zu benützen, zum Vorfechter seines Volkes erkoren. Auf eine schwindelerregende Höhe emporgehoben und dann plötzlich verlassen, so weit gebracht, daß er an sich selber irre wurde, taumelte und stürzte er, und das treue Tyroler Herz ward zerschmettert, aber sein Tod sollte wie ein Feuerzeichen dem ganzen deutschen Volke leuchten. Vielleicht hätte ihm auch nicht der Tod eine höhere Bedeutung verliehen, wäre nicht vor ihm im Norden ein anderes, ein edleres Herz verblutet, das Herz Schill's. Nach Schill's Fall war's wie eine Betäubung über Viele gekommen; Hofer an der Spitze des tyroler Volks fortkämpfend, rüttelte auf's Neue Alle wach. Als endlich auch er erlag, da war's, als ginge die Rache leise von Haus zu Haus und poche Jeden heraus, der sich noch unter der Decke verborgen. Da sah man, im heißen Zorn nur das Opfer und nur den Feind, dem es gefallen, nicht den Verrath, durch den es gefallen

war. Und wie Hofer's Blut zum Himmel schrie, da stieg vor dem Auge des deutschen Volks auch Schill's bleiches Haupt wieder empor, und das Herz des ganzen Volkes zuckte zusammen vor Schmerz und Grimm. Ein Dichter sang einst von diesen beiden Opfern:

„Zwei Drommetentöne schmettern, manch ein schlafend
Herz erwacht.
Zwei blutrothe Blitze wettern durch die lange, bange Nacht.
Die Drommetentöne schwiegen, Donner wurden todtenstill:
Gräßlich, todt, verhöhnet liegen Hofer und der edle
Schill!"

Wahrlich, eben das Erlöschen dieser zwei Blitze, eben das Schweigen dieser zwei Drommetenstimmen aus des Volkes Mitte, — es waren inmitten aller Sieges= und Hochzeitsfreuden, die über Europa bis zum fernen Moskau hinbrausten, die letzten Fragen an das deutsche Volk: „bist auch du erloschen, bist auch du verstummt?"

Nun denn, so laßt uns ernst herantreten zu dem Bilde Andreas Hofer's, des schlichten Sandwirths von Passeyer! Nicht mit dem Maßstabe, den wir an geschichtliche Größe legen müssen, dürfen wir (wie gesagt) ihn messen. Nicht den Helden, der des Lebens Werth in seinem innersten Kerne kennt, dürfen wir in ihm erblicken wollen, nicht den Mann der Freiheit, wie wir ihn uns denken, der den großen Alten und Neuen ebenbürtig wäre. Aber ehrend müssen wir an ihm den unbewußten Trieb und Drang des Volks anerkennen, die heldische Thatkraft, die sich zur Wehre setzt, wo das angetastet wird, was es für sein Theuerstes hält; wir erkennen in Andreas Hofer — sein ganzes Alpenvolk wieder, in all seinen trefflichen Eigenschaften, in seiner ganzen Naturwüchsigkeit, die nur des Augenblickes harret, wann die Geistessonne des Jahrhunderts endlich auch sie berühren wird, um die herrlichsten Keime zur Blüte aufzuschließen, welche durch eine sogenannte patriarchalische Bevormundung noch immer vor dem Lichte so ängstlich

behütet werden, als reifte das Licht nur Verderben und als käme alles Heil nur von der Nacht.

Wenn wir die stillen Alpenthäler Tyrols durchwandern, können wir in manchem einsamen Haus am Bergeshang, wo der Gießbach vorüberschießt, Männer wie Hofer finden. Hofer's Bild erhält seine Eigenthümlichkeit durch die Lichter und Schatten, welche seine Zeit auf dasselbe wirft; deshalb ist es nöthig, zuerst eben auf diese den Blick zu wenden.

Welche Zeit für Deutschland, welche Zeit für Oesterreich, zu dessen Staatenverband Hofer's Vaterland Tyrol gehörte, war das Jahr 1809! Ueber ganz Deutschland war der Fluch der Sünde hereingebrochen, welchen langjährige Willkürherrschaft der Fürstenhöfe verschuldet hatte. Sie war's ja gewesen, welche Deutschlands beste Kraft langsam im Mark vergiftet, welche Deutschlands Zersplitterung begründet, welche die völlige Entfremdung der Deutschen untereinander, welche das Vergessen eines gemeinsamen Nationalgefühls, die Verschollenheit der Nationalehre, das Versiegen der Nationalkraft möglich gemacht hatte. Das Uebel, woran Deutschland im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts krankte, war nicht etwa von gestern. O nein, seine Wurzeln reichten viel weiter, gering genommen, reichten sie zurück bis in's 16. Jahrhundert, bis in jene Tage, da sich der deutsche Geist zur Vollbringung seiner größten That erhob; und die war: die Reformation. Damals war der Weckruf an Deutschland ergangen: „Auf! sei endlich das in der Weltgeschichte, wozu du berufen bist; sei endlich du selbst; reiße dich los von der unwürdigen Unterthänigkeit, die dich unter eine fremde Weltherrschaft beugt, und wenn du dich selbst frei gemacht, dann werde, was du werden sollst: der Bannerträger der Freiheit für das ganze Menschengeschlecht!" Wahrlich: die Reformation war nichts anders als das Besinnen des deutschen Geistes auf sich selbst; aber ach, du armer deutscher Geist, wie ist es dir ergangen! Während du überall, wo eine tausendjährige Verknechtung ihre Netze

um das Volk gewoben hatte, die Funken der Wahrheit und Freiheit hineinwarfst, während dir überall das sehnsüchtige Volk freudig zujauchzte, trat dir der finstre spanische Mönchsgeist in der Person des Kaisers Karl V. mit einer Macht, die über zwei Erdtheile reichte, feindlich entgegen, und dieser Karl V. und sein Bruder Ferdinand öffneten die herrlichen Lande, über welchen der Scepter des Hauses Habsburg sich schwang, dem Erbfeind der Christenheit, dem Erbfeind des deutschen Geistes, und also dem Erbfeind der Reformation, dem Jesuitenorden zur Freistätte, ja zur festen Burg, von wo aus derselbe, in dem Kampf gegen den Protestantismus, den Kampf gegen den deutschen Geist begann, einen Kampf, der mit Deutschlands Zerspaltung und tiefster Erniedrigung enden sollte. Das Haus Oesterreich erhob sich durch alle Gräuel des dreißigjährigen Krieges zur katholischen Großmacht in Deutschland und vollendete die Zersplitterung unsers schönen Vaterlandes. Denn der reformatorische Geist, welcher blos der eigentlich-deutsche Geist war, mußte nun, von Nothwehr gedrängt, suchen: dieser katholische Großmacht eine protestantische gegenüberzustellen. Aber wo? Die Wiege der Reformation, das herrliche Sachsen, ging ihm durch Verrath verloren; da flüchtete er sich denn nach Preußen; und dieser Staat erhob sich nun, Oesterreich zum nothwendigen Gegengewicht, als protestantische Großmacht. So wie nun diese letztere naturgemäß nach einer solchen Ausdehnung strebte, wodurch sie der ersteren, der katholischen Großmacht, Trotz bieten konnte, war ein ständiger heimlicher und offener Kampf zwischen beiden eröffnet. Damit nun eben vollendete sich aber auch die Entzweiung Deutschlands und dessen Schicksal. Zwischen die stete Eifersucht der beiden Großmächte, über welches sich der Reichsverband des deutschen Kaiserthums nur noch wie ein Traumbild wölbte, — wanden sich die Schlangen der höfischen Willkürherrschaft, der Entdeutschung, der Entsittlichung. Es war eine Zeit gekommen, da man vor lauter Höfen gar kein Volk mehr sah, und die Höfe, mit allem Ueber-

muth des Adels und der Geistlichen, der fürstendienerischen Beamten und der allgewaltigen Lakaien, mit aller Verderbtheit der Diplomatie, deren Geheimniß die Lüge und deren Kraft die Treulosigkeit war, — sie glichen, dem Himmel sei Dank, doch wenigstens nicht dem, was man deutsch nennt; auf der einen Seite äfften sie das gepriesene französische, auf der andern das spanische Vorbild nach, welches letztere wieder nur ein Abbild des alten verderbten orientalisch-byzantinischen Hofwesens war. Der gefälligen Täuschung: als wäre das Volk nur der Beherrscher wegen da, vermochten sich auch selbst edlere Fürsten, welche nur „die ersten Beamten ihres Volks" sein wollten, wie ein Friedrich II., wie ein Joseph II., in der Wirklichkeit nicht völlig zu entziehen; und waren sie gleich (um mich der Worte des Dichters zu bedienen) „Despoten wie der Tag, dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag", dennoch betrachteten auch sie, vom Gefühl redlicher Absichten für's Bessermachen durchdrungen, ihren Willen — als das höchste Gesetz, gleichsam als das unantastbare waltende Schicksal für ihre Völker; sie reichten nicht hinan bis zur Erkenntniß einer ersten und ursprünglichen Berechtigung dieser letztern, nicht hinan reichten sie bis zur Erkenntniß der geschichtlichen Entwicklungsfähigkeit, die in den Völkern liegt; dadurch aber, indem sie dieselbe durch allerhöchste Machtvollkommenheit fördern wollten, ohne den innerlich vorhandenen Grund anzuerkennen, geriethen sie in jene Wirrsale, woraus sie sich selber die tiefsten Wunden holten. Und endlich vermochten sie es nicht — Polen kann dafür Zeugniß abgeben — sich von der Arglist jener europäischen Diplomatie loszuringen, welche an die Stelle des klaren und offenen Rechts — blos die Heiligung des glücklichen Zufalls als Recht festsetzte. Dieser Wurm, der an der Sittlichkeit der Höfe von ganz Europa und an dem Glück der Völker nagte, blieb in seiner alten Kraft. Mit eiserner Hand griff nun freilich in das ungeheure Lügengewebe die französische Revolution hinein;

aber auch sie, vor deren Odem ein Königshaupt unter dem Beile fiel, auch sie vermochte jenes Gewebe nicht zu zerreißen und ihr glücklichster Sohn, Napoleon griff seinerseits neuerdings die Fäden auf, um das Netz, das gegen ihn gesponnen wurde, durch ein zweites, größeres, für seine Zwecke unschädlich zu machen. O welch eine Zeit war das, als die höfische Staatsweisheit, durch Napoleon's Siege aus einem Winkel in den andern verscheucht, nun in ihrer Ohnmacht dennoch stets von neuen Verstecken heraus den Kampf gegen ihn zu schüren trachtete, während sie vor dem Gewaltigen, wenn sie sich ihm zeigen mußte, so ganz und gar mit gebeugtem Nacken, mit gesenktem Haupt, mit allen Betheurungen der Fügsamkeit und des Gehorsams erschien! Wahrlich: eine Zeit war das, der bittersten Verhöhnung und Verachtung werth, wenn nicht das Unglück, das unser Volk leiden mußte, das tiefste Mitleid erweckte, und wenn nicht das Gefühl, das unser Volk treu im Herzen bewahrte, das Gefühl des heiligsten Zornes, der da geächtet war, als ein Zeichen seines alleinigen Lebens inmitten der großen Fäulniß, die höchste Achtung verdiente! Der Preßburger Friede vom Jahre 1805 hatte die katholische Großmacht Oesterreich von der stolzen Höhe ihrer Macht herabgerissen; bald sollte die andere, die protestantische Großmacht, Preußen folgen. Dem gewaltigen Fremden, Napoleon, war es vorbehalten, die Scheidewand zwischen beiden niederzureißen, für deren Aufbauung und Erhaltung soviel Blut deutscher Männer geflossen war! Er glich aus — aber freilich: er vollbrachte seine Sendung nur dadurch, indem er beide Nebenbuhler, Einen nach dem Andern, gleich demüthigte; er zeigte handgreiflich das Endziel des alten Verderbens, das am Herzen Deutschlands genagt hatte. Und dennoch gelang es sogar der furchtbarsten Demüthigung, welche er bereitete, noch immer nicht sogleich, die alte unselige Eifersüchtelei, die so tief in Jahrhunderten wurzelte, auszurotten. Besser, als die Fürsten, die sich ihm fügten, verstand das Volk,

das ihn haßte, jene große Aufgabe für Deutschland, zu deren Lösung er mit all seinen Siegen und mit all seiner eisernen Gewalt berufen war.

Oesterreich hatte durch den Preßburger Frieden vom Jahre 1805, der es zu einer Macht zweiten Ranges herabdrückte, aber ihm noch 24 Millionen Unterthanen ließ, unter anderm auch die gefürstete Grafschaft Tyrol verloren. Es mußte dieses schöne Alpenland, das es fünfhundert Jahre lang besessen, an Bayern abtreten; die Abtretung geschah mit dem Vorbehalt, daß Tyrol seine alte Verfassung in den neuen Unterthanenverband mit hinüber nehme. Von Seiten Oesterreichs betrachtete man indessen jenen Schlag des Schicksals noch keineswegs als das Ende aller Dinge. Man hatte ja noch immer 24 Millionen Unterthanen; — wie, wenn man nun beim „Unterthan" auch einmal an den Menschen appellirte? Wenn man, indem man an dessen Herz pochte, auch die Stelle herausfühlen mochte, wo das Leben seinen geheimsten Sitz aufgeschlagen? Wenn man, leise oder laut, das Heiligste beim Namen rief, das man früher nie herauf zubeschwören gewagt hatte? Freilich war das ein mißliches Spiel für die Staatskunst der alten, der bisherigen Schule, die vor jeder Kraft zitterte, welche sich nach eigenem Triebe und nicht auf den Ruf des Treibers bewegte! Wenn nun diese Kräfte, dieses Rufes entwöhnt, blos der eigenen inneren Stimme folgten? Mochte diese letztere sie auch im Augenblick dahin bewegen, wohin die Staatskunst sie bewegt wissen wollte, — würden jene Kräfte denn wohl auch dann, wenn die Gefahr des Augenblicks vorbei, plötzlich dem alten Rufe wieder so fügsam wie vorher gehorchen und folgen? Wahrlich, eine abergläubische Furcht davor kreiste in den Köpfen, welche über dem gewöhnlichen Menschenvolk hervorragten. Vor einer Volksbewaffnung, als dem sichersten Mittel zur Rettung des Staates, hatte man neun Jahre vor dem Preßburger Frieden einen Schrecken, nicht geringer als vor einer Revolution; und es war ebenso sehr ein Zeugniß der Altersschwäche als des bösen Gewissens,

wenn im Jahre 1796, als es sich um den Plan einer Volksbewaffnung handelte, der Satz ausgesprochen wurde: „das Volk bewaffnen, heißt: den Thron geradezu umstürzen". Und nun nach dem Preßburger Frieden wuchs gleichwohl der Gedanke einer Volksbewaffnung über all das unselige Mißtrauen hinaus, welches mehr als einmal das wahre Heil des Staates verstrickt und überwuchert, mehr als einmal denselben an den Rand des Abgrundes gebracht hatte. Das Selbstgefühl der unter Oesterreichs Scepter verbundenen Nationen war gekränkt; es forderte in heißem Zorn genügende Sühne; nur im Kampfe wollte es die geopferte Ehre wieder finden. Und die Stimmung, welche die Völker des österreichischen Staatenverbands belebte, — sie bewegte auch die einsichtsvollsten Männer, welche sich durch Geburt und neue Verhältnisse an die Spitze gestellt sahen. Der Retter Deutschlands, Erzherzog Karl, entwarf den Plan einer durchgreifenden Umgestaltung des Kriegswesens, wobei der Gedanke einer allgemeinen Volksbewaffnung zu Grunde lag; — „in der Ausführung freilich, wie ward sie da entstellt!" Während übrigens die edelsten Herzen in Oesterreich ungestüm begehrten, den Fehdehandschuh hinzuwerfen, während sich alle kriegslustigen Feinde Napoleon's aus ganz Deutschland hoffnungsvoll nach Oesterreich flüchteten, wo sie alsbald den Aufruf zum Kampf gegen den Verhaßten zu vernehmen hofften, wollte der kühne Erzherzog Karl, der den Krieg wahrlich wie irgend Einer kannte, die ehernen Würfel desselben nicht eher geworfen wissen, als bis die Vorbereitungen zum Entscheidungskampfe vollkommen hinreichend getroffen seien. Zweimal hatte er den Krieg verhindert; das dritte Mal gab er der Gewalt einer Meinung nach, die man mit soviel Eifer unterstützt hatte, daß der Krieg endlich eine Ehrensache geworden war. Was war nun die Wurzel aller Hoffnungen? Aus welcher Quelle schöpften alle Diejenigen ihren freudigen Muth, welche die Zeit zu einer allgemeinen Volkserhebung gegen Napoleon für reif hielten, Alle, welche aus den verschiedensten Beweggründen, aus der

edelsten Vaterlands- und Freiheitsliebe, so wie auch aus berechnender Politik, in Napoleon den gemeinsamen Feind auf's Glühendste haßten, Alle, welche in der Begeisterung ihres Strebens, in der Energie ihres Fanatismus, in der eisernen Starrheit ihrer Berechnung Tag und Nacht nur ein Ziel vor Augen hatten, nämlich seinen Untergang? Welches Beispiel, welches Vorbild, konnte sie ermuthigen zu der Annahme, daß der bisher Unbezwungene inmitten seiner Siegeslaufbahn durch die Volksbewaffnung aufgehalten werden könne? Was konnte sie zu dem Glauben erheben und sie darin bestärken, daß dieses zerspaltene, zerklüftete Deutschland, dessen Söhne den Fahnen des Fremden von Sieg zu Sieg folgten, noch Kraft genug haben könne, um seine ungeheuere Macht zu umgarnen, zu erdrücken? — Es war das spanische Volk, ein Volk, das Jahrhunderte lang unter dem Doppeljoche weltlicher und geistlicher Tyrannei geseufzt, das viele Tausende seiner edelsten Leben in den Flammen der Auto-da-Fés und in den Kerkern der Inquisition verloren hatte, und welches dessenungeachtet jetzt noch soviel Kraft besaß, daß es sich wie Ein Mann gegen die französische Uebermacht erhob, die auf ihm lastete. Freilich trug der Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk nicht wenig zum Aufstand gegen die Fremden bei; aber war es bei alle dem nicht zu verwundern, daß das spanische Volk nach all der jahrhundertlangen Entnervung, die an ihm genagt hatte, noch soviel Selbstgefühl besaß, daß es sich zu einer großen nationalen That aufzuraffen vermochte? Wenn man nun das deutsche Volk damit verglich! Zwar war unser deutsches Volk von dem Despotismus, geistlichem und weltlichem, ebenfalls nicht unverschont geblieben, aber es hatte doch wenigstens nicht seine edelsten Säfte an eine spanische Inquisition hingeben müssen. Es hatte doch, in Folge derselben Zersplitterung, welche es dem Ausland gegenüber ohnmächtig und klein gemacht, nach Innen zu noch manche alte Kraft retten und bewahren können; es hatte überdem noch seine uraltbekannte Treue, die sich freilich in den letzten Zeiten nur als schweigendes Dulden unter den Fußtrit-

ten großer und kleiner Tyrannen gezeigt hatte, die aber doch auch einer Ausdehnung für die großen Ideen der Nationalehre fähig war; und wie in Spanien, so gab es auch in Deutschland einen Fanatismus der Religion, einen Fanatismus der Pietät, einen Fanatismus der Gewohnheit sogar, der sich — benutzen ließ! Die wahren und ächten Vaterlands- und Freiheitsfreunde in Deutschland aber, die Männer, die von keiner Gewohnheit etwas wissen wollten, als von der ewigen des höchsten Rechts, und von keiner anderen Pietät als von der für die Ehre des Vaterlands, und von keiner anderen Begeisterung als von der für die Freiheit des deutschen Volkes, — diese Männer, in deren Herzblut die Hoffnungslosigkeit ein fremder Tropfen war, lasen in unserm Volke den Beruf einer großen Zukunft; sie schätzten es höher denn das spanische; was dies vollbringen kann (sagten sie), das und weit mehr muß das deutsche Volk vollbringen können. Während dort jenseits der Pyrenäenkette die Macht des Eroberers den Verzweiflungskampf zu bestehen hat (so war ihre Rechnung) schließen sich die deutschen Männer eng und fest aneinander, um die schwächere Vorhut zu zermalmen, die er auf das Vaterland gelegt. Zu gleicher Zeit (das war ihr Plan) muß im Norden und im Süden die Losung ergehn, das Feuerzeichen flammen; bevor Napoleon davon im fernen Spanien erfährt, müssen seine Schaaren in Deutschland schon erdrückt sein; wissen's die Spanier, so werfen sie sich mit der vollsten Kraft auf ihn, um ihn mit seiner Hauptmacht zu vernichten, und eilt er dann gen Osten, nach Deutschland, so findet er nur zertrümmerte Heere und zertrümmerte Ketten, so findet er, mit seiner durch die spanische Niederlage entmuthigten Kriegsmacht, ein Volk, das durch den Sieg, der an einem Ort über den bisher Unbezwungnen errungen worden, sich zur Vollendung des großen Gottesurtheils über Deutschlands furchtbarsten Feind und über seinen größten Zwingherrn ermuthigt fühlt. Das war ungefähr die Gedankenfolge bei vielen deutschen Männer voll edler Vaterlandsliebe. Und sie ließen es nicht bei frommen Wünschen bewenden; es regten sich überall die

Kräfte zur That, wie die Wasser lebendig unter der Eisesdecke rinnen, so war ein geheimes Schaffen und Werben weit und breit. Die Macht dieser Gedanken und Strebungen, welche durchaus selbstständig und unabhängig von jenen der Politik dastand, — sie war's, welche eben auf die Politik ihren Einfluß übte, so daß sich der wohlbegreifliche Wunsch Oesterreichs: Tyrol wieder zu erwerben, alsbald in eine Hoffnung verwandelte, zu deren Verwirklichung man, ermuthigt durch den Hinblick auf jene Stimmung in Deutschland, auch Anstalten traf. Die Stimmung in Tyrol kam jenem Wunsche entgegen und die Geschichte lehrte, was die Tyroler schon einmal (im Jahre 1703) für ihr geliebtes Erzhaus Oesterreich gegen Bayern gethan, wie sie ihr Land auch damals gegen die Franzosen und Bayern, welche eingedrungen waren, siegreich zu vertheidigen gewußt hatten. Damals hatte der Tyroler von seinen Bergen herab, in seinen Schluchten, hinter jedem Felsstück und Strauch, als geborner Schütze die Franzosen und Bayern auf's Korn genommen und sich mit seinem Stutzen so recht das Herzblatt ausgesucht, als sei er auf seinem Scheibenstand. Die Büchse zum Schießen über den Schulter und den Stoßring zum Schlagen am Finger (wie sich der Tyroler im Volkslied selber schildert), stand er in seiner rauhen Kernnatur da, und fragte man ihn um sein Lieb, so nannte er *wohl* die oder jene schöne Dirne des Thals, aber *sein* allertheuerster Schatz war ihm sein „Landl", sein „Tyrolerlandl"; das sollen sie uns lassen, so rief er jederzeit trutziglich jauchzend an die Berge hinaus; unter dem Wörtlein „uns" war aber auch der Kaiser von Oesterreich, als gefürsteter Graf von Tyrol, mitbegriffen, der das „Landl" wohl gerne wieder gehabt hätte. Nach dem Preßburger Frieden, am 4. November 1805, stand der Erzherzog Johann, des Kaisers Bruder, in einer bitteren Stunde mit den Abgeordneten der Gemeinden in Sterzing beisammen. Er, der Kaisersohn, und die Tyroler sollten von einander Abschied nehmen, die Tyroler auch von ihrem lieben Erzhaus; da ist manchem harten Mann

die Thräne hinabgeronnen über die braune Wange, und hat sich keiner der Thräne geschämt; da haben sich die Hände in einander gelegt und manches Wort ist dabei gesprochen worden, das kein Theil vergessen hat; da haben es die Tyroler dem Erzherzog Johann gestanden und gelobt mit Hand und Mund: „unser Land soll doch wieder an Oesterreich kommen, und gält's Gut und Blut, Leib und Leben". Der Bund zwischen dem Kaisersohn und den Alpensöhnen war fester als irgend einer. In Wien wußte man das. Damals war noch kein Mißtrauen gegen den Volksmann aus kaiserlichem Geblüt, wie es nachher rege geworden ist und lange genug angedauert hat. Damals war eben Tyrol mit seinen Alpen, seinen Schluchten, seinen Männern, das an Bayern verlorne Tyrol, der starke Nothanker, an welchem sich das stolze Kaiserschiff hielt. Und so fest vertraute man auf Tyrol, daß man fast tollkühn alles Maß der Zeit übersah, daß man im stolzen Siegesvertrauen darüber hinaussprang, daß Napoleon — so fern er in Spanien war (wo man ihn außer der Welt glaubte) — von den Plänen gegen ihn wissen mußte, während man noch gar lange nicht damit fertig war, das eigene Haus gegen ihn sicher zu stellen. Richtig hatte Erzherzog Karl dies vorausgesehen und darum einen Krieg als voreilig widerrathen. Im Vertrauen auf Tyrol, stieß man plötzlich in die Kriegstrompete, zogen die Truppen Oesterreichs gen Bayern hinaus mit wallenden Fahnen und mit der Verkündigung, daß „die Freiheit Europa's sich unter diese Fahnen geflüchtet habe"; mit der Hinweisung auf Spaniens Beispiel und im Vertrauen auf einen Aufstand des Tyroler Volks rief Oesterreich ganz Deutschland gegen den Kriegsgott des Jahrhunderts, gegen Napoleon, in die Waffen.

Welche Sprache tönte damals aus Oesterreichs Munde! Nach allen Seiten hin richtete es, als Schutzmacht der Freiheit, seine Anreden an die Völker. Während der Volksaufstand in Norddeutschland zum Ausbruch reif war, erklärte Oesterreich der „bayerischen Nation", daß es sie „von der sie drückenden, verderblichen Staats-

verwaltung befreien wolle"; es rief den Italienern zu: „Ermannet Euch und seid wieder Italiener!" den Polen, daß es „nicht blos seine eigene Existenz sicherstellen, sondern auch allen, welchen sie geraubt worden, wieder eine verschaffen wolle!" Diese Sprache Oesterreichs bekräftigte nun, wie ernst jene frühere Aeußerung Stadion's gemeint gewesen war, daß man sich vorbehalte, „Vortheile zu ziehen von den Volksaufständen in Deutschland, Tyrol und Italien, wo so viele Funken unter der Asche glühten, daß es nur eines Hauches bedürfe, sie in helle Flammen auflodern zu lassen". Diese Sprache war jetzt der eben erwähnte „Hauch".

Unter jenen Männern, welche am 4. November 1805 zu Sterzing vom Erzherzog Johann Abschied genommen und ihm den Handschlag darauf gegeben hatten, für Tyrols Wiedervereinigung mit Oesterreich dereinst Gut und Blut zu wagen, befand sich auch Andreas Hofer, der Wirth am Sand in Passeyer, gemeinhin der „Sandwirth" genannt.

Andreas Hofer war am 22. Oktober 1767 bei St. Leonhard im Passeyerthale geboren. Die wilde Passer tos't durch das rauhe, einsame Thal, auf welches der hohe Jaufen trotzig herabblickt; dunkles Nadelholz wirft seine Schatten über das hellere Wiesengrün. St. Leonhard, über dessen großem Landgerichtsgebäude man höher hinauf die stolze Jaufenburg ragen sieht, ist der Hauptort des Thals. Am Wildbach, durch einen Steindamm vor dessen Ungestüm geschützt, steht ein einzelnes Haus, zweistöckig, mit Gallerien, das hölzerne Dach von Steinen beschwert, wie es in den Alpen landesübliche Bauart ist. Das ist das Wirthshaus „am Sand", in welchem Hofer's Vorältern wohnten, die von uralten Zeiten her „Sandwirthe" gewesen, allen Säumern von nah und fern, allen lustigen Schützen rings auf den Bergen gar wohl bekannt. Ein rüstiger Menschenschlag wohnt in der Runde; wie stattlich sind die Männer des Passeyerthals anzuschauen in ihrer Schönheit und Kraft, hohe und stämmige Gestalten, mit freundlich-trutzigen Gesichtern und nervigen

Armen! Den breitkrämpigen grünen Hut mit der Feder auf dem Haupt, steht der Passeyerer froh und frei da, die eine Hand in die Seite, und die andere auf seinen treuen Stutzen gestemmt; lose schlingt sich das Halstuch um seinen Hemdekragen, über der halbaufgeschlagenen Weste zieht sich das lederne Tragband bis zum breiten gestickten Ledergürtel nieder, der die Hüften umschließt; die roth- und grüngesäumte Jacke trägt er darüber, die schwarzledernen Hosen reichen ihm bis an's Knie, das ihm bloß bleibt, und unter demselben decken weiße Strümpfe die kräftigen Waden; weitausgeschnittene Schuhe mit rothen Säumen und Maschen vollenden den einfachen und doch so malerischen Anzug. Minder schön, minder ausdrucksvoll sind die Frauen im Passeyerthal, minder kleidsam ist auch ihre Tracht. Den Kopf mit dem strotzend frischen Gesicht deckt eine runde wulstige Wollenhaube, auf deren Spitze überm Scheitel sich ein schmales und niedriges Krönchen vom selben Stoffe wie die Haube zeigt; ein Tuch, mit dem Zipfel nach dem Rücken, schlingt sich um den Hals, unter dem Tuch schiebt sich eine schlichte Krause hervor; ein kurzes, dunkelblaues, rothgesäumtes Wamms, vorn mit Knöpfen geschlossen, reicht dicht unter den Busen, die Aermel langen wenig über die Ellenbogen nieder, wo sie hier mit gefältelten Linnen besetzt sind; darunter deckt den Niederarm bis zum Handgelenk ein rothgefütterter grüner Staucher; der Rock ist wulstig und nach hinten voll Falten, bis hinter die Hüften von einer breiten gleichlangen Schürze bedeckt; scharlachroth sind die Strümpfe, und wie der Mann seinen Stutzen, so hat die Frau ihren urväterlich-altmodischen Regenschirm zum unzertrennlichen Begleiter. Ein solcher Mann aus dem Passeyer-Thal, wie sie noch heute gar brav und wacker, gar fromm und gutmüthig, ihre Alpenwirthschaft treiben oder die Heerden des prächtigen Mastviehs zum Verkauf bringen, oder ihre Handelsartikel auf Saumrossen, wie auf „Kraxen" (d. i. Tragkörben, die sie auf den Rücken laden) verwerthen, — ein solcher Mann war auch Andreas Hofer; eine solche Frau war auch seine Hauswirthin, Anna Ladur-

ner, die ihm einen Sohn und zwei Töchter geboren. Wenn Andreas Hofer vor dem Jahr Neun in seinem Wirthshaus am Sand bei seinen Gästen stand, die über den Jaufen gingen oder kamen, mit den braunen Haaren und dem schwarzen Bart, den er sich von seinem 24. Jahre an stehen ließ und der ihm bis zum breiten schwarzen Gürtel hinabreichte, wenn er so unter ihnen stand in seinem grünlodenen kurzen Rock, seinem rothen Unterwamms und dem grünen Hosenträger darüber, den kurzen schwarzen Hosen, schwarzen oder rothen Strümpfen und Stiefeln, oder wenn er seinen großen schwarzen Hut aufhatte mit der breiten Krempe und den herabhängenden schwarzen Bändern und der gekrümmten schwarzen Feder, — wer hätte es da dem Mann angesehen, daß er über kurz sich „Kommandant von Tyrol" schreiben würde? Weder Schnitt, noch Ausdruck seines breiten Gesichts mit der unschönen Nase ließ auf einen außerordentlichen Geist dieses Kopfs schließen; und so war's denn auch. Ein bloßer Naturmensch, mit allen Vorzügen und Schwächen eines solchen, langsam in Folge seines Temperaments, und unentschlossen im Handeln, träumte Andreas Hofer von nichts weniger, als daß er je an der Spitze einer großen Volksbewegung stehen würde.

Wie nun aber die Aufregung in Tyrol einen immer höheren Grad erreichte, als das Volk seiner Sehnsucht nach Loslösung von der bayerischen Herrschaft ganz ehrlich seiner bisherigen kundgeben und die Zustimmung des Erzhauses für einen bewaffneten Aufstand (Insurrektion) erlangen wollte, als von Seiten des Erzhauses dies mit Freuden vermerkt wurde und alles so weit fertig war, da mußte man nun auch so einen rechten Mann aus dem Volk haben, dessen Persönlichkeit gleichsam das Wahrzeichen für alle seine Landsleute sein sollte, da erging denn der Ruf an Andreas Hofer, und der Sandwirth von Passeyer mit seinem langen schwarzen Bart horchte gläubig auf die Stimmen, die ihn aus seinem stillen Wirthshaus hervorlockten, als wären sie die Stimme der Vorsehung. Klangen ja doch die süßesten Töne daraus, die ein Tyroler

Herz bewegen können; war's ihm ja doch wie Herdengeläute von den Alpen und wie Glockengeläut von der Kapelle, die nicht weit von seinem Aelternhaus stand! Kamen ja doch genug brave, wackre Tyroler zu ihm an den Sand und sprachen beim Glas Wein mit Ingrimm von dem bayrischen Löwen, der seine Pranken über das schöne Land Tyrol und über das liebe Passeyerthal ausgestreckt, und mit Sehnsucht von dem alten Felsenadler, der davon geflogen! Was wußte der Hofer eigentlich vom Adler und vom Löwen?! Mit einem kindlichen Instinkt der Treue hing er, wie seine Landsleute insgesammt, an den alten Farben „schwarz und gelb"; und nun mußten sie statt dessen „weiß und blau" rings im Lande sehen! Da hieß es wohl bei manchem Scheibenschießen: „Das bayerische Weiß und Blau mag freilich eine schöne Farbe sein aber sie hält nicht lang, das Blau wird mit der Zeit doch wieder schwarz und das Weiß wieder gelb." Und, was den Tyrolern am Meisten in's Herz schnitt, das war: seit sie durch den Preßburger Frieden bayerisch geworden, sollte ihr liebes Land nicht mehr „Tyrol", sondern „Südbayern" heißen; viel Plackerei der Beamten hätten sie wohl ertragen können, wie unerträglich sie auch war, — aber nicht einmal mehr so heißen zu dürfen, wie ihre Väter und Urväter geheißen hatten, — das war zu viel. Da kam nun ihr Erzhaus Oesterreich, mit seiner „Liebe für Tyrol", dessen Verlust ihm bitter genug war, und sprach von seinem Schmerz, und nährte die Sehnsucht des Volks nach den alten Farben „Schwarz und Gelb". Es ist etwas Rührendes um die Treue eines Volkes. Verspotte sie keiner, auch wenn sie noch so kindisch ist! Ein Volk, auch wenn es im Suchen seiner Treue nach einem festen Anhalt irrt, ist dennoch ehrwürdig; auch wenn es sein Heil bei Geschlechtern sucht, die nichts wollen, als über es herrschen, auch dann sucht es doch eigentlich — nur sich selbst; es wähnt ja seine eigene Existenz verloren in der Fremdherrschaft, es hält es ja für unmöglich, seine höchsten Güter, die es freilich nur wie im Traume ahnt, auch unter einer solchen zu finden; ja würden sie ihm von

einer solchen angeboten, — es würde sie vielleicht mißtrauisch als etwas vermeintlich Verderbliches zurückstoßen; mit einem Wort: es sucht den Fortbestand seines innersten Wesens in der zufälligen Form, welche es nun einmal als Ausdruck seines Wesens seit Jahrhunderten zu betrachten gewohnt ist. So ging es damals den Tyrolern, so ging es dem Andreas Hofer. Weder er, noch die Tyroler ahnten, daß sie von dem Hause Oesterreich, an welches sie alle begeisterte Liebe verschwendeten, die ihnen aus einer langen Gewohnheit des Zusammengehörens erwachsen war, eigentlich nur als Werkzeuge zur Erreichung höherer Plane benutzt wurden. Der Sandwirth Andreas Hofer ging zu Anfang des Jahres 1809 mit mehreren anderen braven Tyrolern nach Wien, um die Erlaubniß zum raschen Ausbruch der Volkserhebung zu erbitten; die guten Menschen wußten nicht, daß das alles, um was sie baten, — längst abgemacht war, daß man es nur darauf hatte ankommen lassen: die ganze Sache, deren Plan längst fertig lag, als von ihnen selbst ausgehend darstellen zu können. Die guten Tyroler mußten natürlich in Wien eine freundliche Aufnahme finden; sie schmeichelten sich mit dem Gedanken: man wolle alles für sie thun; sie ahnten nicht, daß man sie nur brauchte.

Freiherr v. Hormayr, ein geborner Tyroler, war's, von dem ein förmlicher Plan zur Befreiung Tyrols von der Fremdherrschaft ausging, — ein Mann von großen Geistesgaben und von nicht geringerer Willenskraft, bekannt wie kein anderer mit der Geschichte seines Vaterlandes, und gewandt wie wenig Andere für die Leitung der Volksbewegung im Interesse des Erzhauses Oesterreich, an dessen Interesse er damals ebensosehr durch seine Dienstverhältnisse als durch die Neigung seines Herzens geknüpft war. Hormayr ward zum „Intendanten" des Kaisers in Tyrol ernannt; er hatte als solcher die Stelle des Generalintendanten Peter Grafen von Goes, Gouverneurs von Triest, zu vertreten. Der Feldmarschall-Lieutenant Marquis von Chasteller sollte mit dem achten Armeekorps den

Tyrolern zu Hülfe eilen, sowie der Volksaufstand losbreche. Zwar kein geborner Tyroler, konnte Chasteller doch zu dem Alpenvolk, das in dieser seiner eigensten Sache auf die Landsmannschaft Gewicht legte, die Worte sprechen:*) „Ihr habt mich schon vor sechs Jahren zu dem Eurigen gemacht; ich bin immatrikulirter Tyroler Landmann. Dies ist jetzt mein schönster Titel. Niederland, mein Vaterland, ist für mich verloren, und in Tyrol finde ich es wieder, brave Landsleute und eine sichere Heimath.“

In dem Sandwirth Andreas Hofer hatte man nun, wie ich bereits angedeutet habe, den rechten Mann erkannt, welcher den Volksaufstand nicht sowohl leiten, als vielmehr durch seine volksthümliche Aeußerlichkeit gleichsam repräsentiren sollte; die Fäden der eigentlichen Leitung gingen von ganz anderen Händen aus, während Hofern im eigentlichen Handeln an Umsicht und Energie mehrere andere Männer des Volks bei weitem überragten. Solche waren der Klagenfurter Tabakverleger, nachmals Major, Martin Teimer, der Gastwirth Peter Mayer, der Kapuziner Joachim Haspinger mit seinem rothen Bart und der kühne, kluge, gewandte, unverwüstliche Held Joseph Speckbacher, ein vertrauter Freund Andreas Hofer's.

Am 9. April 1809 erschien Chasteller mit dem 8ten Armeekorps, und am 10. begannen die Pusterthaler den Aufstand, als die bayerischen Truppen die Brücke von St. Lorenzen abtragen wollten, um den Anmarsch der österreichischen aufzuhalten. Die Mühlbacher Klause wurde umgangen, die bayerischen Truppen mußten sich über Schabs am rechten Ufer der Eisak über die Ladritscher Brücke zurückziehen, welche sie ebenfalls abbrechen wollten. Da kam es zum harten Gefecht; die Bayern und Franzosen mußten vor den Tyrolern, denen österreichische Jäger und Chevauxlegers von Chasteller's Vorhut zu Hülfe kamen,

---

*) Dankschreiben Chasteller's vom 18. April 1809.

über Mittewald gegen Sterzing zurückweichen. Als die Spitze der weichenden Heersäule schon gegen Sterzing kam, sieh, da erschien plötzlich der Sandwirth Hofer mit dem Landsturm der Gerichte Sarentheim und Passeyer, der über den Jaufen gekommen war; und nun ging's frisch in die Feinde; ein Theil der Heersäule ward abgeschnitten; sie flüchteten gen Sterzing und nach dem Sterzinger Moos. Dort leisteten die Feinde, in ein Geviert zusammengedrängt, den Tyrolern, welche sie rings umschlossen, am 13. April tapferen Widerstand, mußten sich aber endlich nach hartem Verlust kriegsgefangen geben. Inzwischen hatten sich am 11ten auch die Ober- und Unterinnthaler erhoben, und auf den Höhen des Berges Isel bei der Gallwiese nächst Innsbruck und jenseits des Inns von Zierl herab bei Kematen begann das Feuer zuerst. Am folgenden Tage wurde Innsbruck erobert. Welch ein Jubel war's, als sich am 14ten die Nachricht vom Anrücken der österreichischen Truppen verbreitete; ein kaiserlicher Chevaurleger, der in die Stadt gesprengt kam, wurde mit seinem Pferd fast schwebend durch die Straßen getragen. Jauchzend holte das siegestrunkene Volk eine Fahne mit dem kaiserlichen Adler und eilte mit derselben den Truppen entgegen, die unter dem Geläute aller Glocken, umgeben von den Schaaren der Landesvertheidiger, in der alten Landeshauptstadt wieder einzogen.

Inzwischen hatte man von Seiten des Hofes, in der Voraussetzung, daß der Volksaufstand gelingen werde, bereits alle Anstalten zur Wiederbesitzergreifung Tyrols getroffen. Das Besitzergreifungspatent des Erzherzogs Johann war bereits unterm 8. April (!) in Villach ausgefertigt worden. Es verordnete die Wiedereinführung der alten Landesverfassung. In Udine wurde unterm 13. April das Organisirungspatent der gefürsteten Grafschaft Tyrol vom Erzherzog Johann unterzeichnet; es enthielt merkwürdige Zugeständnisse im freisinnigen, dem Volksvertrauen entgegenkommenden Geiste. Indem es die vier getreuen Stände Tyrols „in ihrer ganzen dermaligen, der Erwerbungsurkunde vom Jahre 1363 gemäßen, durch die

nachgefolgten landesherrlichen Reverse, Freiheitsbriefe und Landtagsschlüsse bestätigten repräsentativen Formen ausdrücklich und feierlich wiederherstellte", und statt des auf die erste ruhigere Zeit verschobenen offenen Landtags, auf den 1. Mai „einen Kongreß im engeren Ausschuß nach Brixen ausschrieb, welcher konstitutionsmäßig aus 24 Stimmführern zu bestehen hatte", erklärte das Patent (Art. 15): „die Stellen der Deputirten sind durch Männer besetzt, welche die öffentliche Stimme laut und ungetheilt hierzu bezeichnet. Gleichwohl soll diese ehrwürdige Versammluug nicht auf diese Zahl und auf diese Personen beschränkt bleiben. Jeder, der von seiner Stadt, Viertel oder Gericht in besonderen Aufträgen abgeordnet wird, soll mit offenen Armen aufgenommen und dasjenige reiflich erwäget werden, was er als Wunsch seiner Kommittenten anzubringen haben wird." Ein noch besonders merkwürdiger Punkt war folgende, im 5. Art. des Organisirungspatents enthaltene Aufforderung an das Volk: „Im unbeschränkten Vertrauen auf die längst erprobte Treue und Anhänglichkeit des tyrolischen Volkes wird hiermit Jedermann aufgefordert, seine Anzeigen und Bemerkungen über das Verhalten der Staatsdiener ungescheut anzubringen, mit der sichern Erwartung auf den verdienten Dank des Vaterlandes und auf verhältnißmäßige Belohnung." Eine solche Aufforderung schien in den Jahrbüchern des Erzhauses unerhört. Aber freilich verschwindet der Anschein von Volksthümlichkeit, d. h. von unbedingtem Vertrauen in's Volk gegenüber der Beamtenherrschaft, — wenn man die Sache näher betrachtet. Denn unter den Staatsdienern, zu deren Beaufsichtigung das Volk aufgefordert worden, waren eigentlich doch nur die vorhandenen bayerischen verstanden, und in jedem Falle, selbst dann, wenn man auch die österreichischen darunter einbegriff, war die Verheißung einer Belohnung der Angeberei eine unsittliche, verwerfliche Maßregel; wahrlich: durch nichts wird ein Staat und ein Volk so von Grund aus entsitt-

licht, als durch Belohnung der Angeberei („Denunziation") und es ist hierbei ganz gleich, ob diese letztere einem guten oder einem schlechten Zwecke dienen solle; nie kann der Grundsatz: „daß der Zweck das Mittel heilige" (der bekannte Grundsatz des Jesuitenordens) durch die Macht der Umstände zu einem sittlichen gestempelt werden, und selbst die Nothwehr, welche so Vieles entschuldigt, kann diesen Grundsatz nicht rechtfertigen.

Am 22. April wurde das erwähnte „Organisirungs-Patent" in Innsbruck veröffentlicht; drei Tage später machte der Generalmajor und Brigadier, Freiherr von Buol, in einer Zuschrift an die „löbliche Schutzdeputation" ein Handschreiben des Kaisers Franz bekannt, welches bereits vom 18. April aus Schärding datirt war. „Meine lieben und getreuen Tyroler" (so begann es), „unter den Opfern, welche die widrigen Ereignisse im Jahre 1805 mir abgenöthigt haben, war, wie ich es laut verkündiget habe und ihr es ohnehin schon wißt, jenes, mich von euch zu trennen, meinem Herzen das empfindlichste; denn stets habe ich an euch gute, biedere, meinem Hause innigst ergebene Kinder, so wie ihr an mir einen euch liebenden und euer Wohl wünschenden Vater erkannt. Durch den Drang der Umstände zu der Trennung bemäßiget, war ich noch in dem letzten Augenblicke bedacht, euch einen Beweis meiner Zuneigung und Fürsorge dadurch zu geben, daß ich die Aufrechthaltung eurer Verfassung zu einer wesentlichen Bedingniß der Abtretung machte, und es verursachte mir ein schmerzliches Gefühl, euch durch offenbare Verletzungen dieser feierlich zugesicherten Bedingniß auch noch der Vortheile, die ich euch dadurch zuwenden wollte, beraubt zu sehen. Allein bei meinem entschiedenen Hange, den mir von der Vorsicht anvertrauten Völkern solange als möglich die Segnungen des Friedens zu erhalten, konnte ich damals über euer Schicksal nur in meinem Inneren trauern. Durch endlose Anmaßungen des Urhebers unserer Trennung neuerdings in die Nothwendigkeit versetzt, das Schwert zu ergreifen, war es mein erster Gedanke, die Kriegsoperationen

so einzuleiten, daß ich wieder euer Vater, ihr meine Kinder werdet. Eine Armee war zu eurer Befreiung in Bewegung gesetzt. Aber ehe sie noch unsere gemeinschaftlichen Feinde erreichen konnte, um den entscheidenden Schlag auszuführen, habt, ihr tapfere Männer, es gethan und mir, sowie der ganzen Welt, dadurch den kräftigsten Beweis gegeben, was ihr zu unternehmen bereit seid, um wieder ein Theil jener Monarchie zu werden, in welcher ihr Jahrhunderte hindurch vergnügt und glücklich waret. Ich bin durchdrungen von euren Anstrengungen; ich kenne euren Werth. Gerne komme ich also eueren Wünschen entgegen, euch stets unter die besten getreusten Bewohner, des österreichischen Staates zu zählen, alles anzuwenden, damit euch das harte Loos, meinem Herzen entrissen zu werden, nie wieder treffe, wird mein sorgfältigstes Bestreben sein. Millionen, die lange eure Brüder waren und sich freuen werden, es nun wieder zu sein, drücken das Siegel auf dieses Bestreben. Ich zähle auf euch, ihr könnt auf mich zählen, und mit göttlichem Beistand soll Oesterreich und Tyrol immer so vereinigt bleiben, wie es eine lange Reihe von Jahren hindurch vereinigt war." In der That: das war denn doch, was man sagen kann, deutlich gesprochen und die Tyroler hatten guten Grund zu dem Vertrauen, welches sie die Worte reden ließ: „Wir werden, von Ew. Majestät unterstützt, bis an's Ende ausharren und Ew. Majestät und die ganze Welt überzeugen, daß es eher möglich ist, den Tyroler über dem Erdboden zu vertilgen, als ihm seine angeborne Liebe und Anhänglichkeit für Ew. Majestät und das durchlauchtigste Kaiserhaus zu benehmen." Und so war es auch! Der Instinkt der Treue riß dieses treuherzige, kernhafte Naturvolk hin. Es kannte in seinen Gefühlen kein Mittelding zwischen Liebe und Haß, in seinen Reden, wo es drauf ankam, zur einen oder andern Sache sich zu schlagen, keine anderen Worte als Ja oder Nein; es kannte für seine Treue keinen anderen Ausdruck als die That, und ob auch das Leben drauf ging.

Doch beachten wir nun, nachdem wir aus den Aktenstücken die Absichten des Hofes ersehen haben, den Gang der Begebenheiten!

Napoleon war mit Blitzesschnelle aus Spanien wiedergekehrt; er warf sich dem ganzen Andrang der österreichischen Macht entgegen, welche im Vertrauen auf die Zustimmung, ja auf den Anschluß ganz Deutschlands, unter den glorreichen Fahnen des Erzherzogs Karl nach Bayern eingerückt war. Deutsche Truppen waren es, welche Napoleon den Lorbeer jenes Feldzugs von fünf Tagen erringen halfen, den er selbst sein Meisterstück nannte, und dort im Norden mußten darum jene hochherzigen Männer, ein Schill, ein Dörnberg, wie eitle Phantasten verschwinden! Sie hatten gehofft, (und Oesterreich hatte es mit ihnen gehofft): wenn die Fahnen des Erzherzogs Karl auf deutschem Boden wallten, würde der ganze Rheinbund auseinander stieben, jedes deutsche Herz würde zur „Aller-Deutschen-Sache" stehen; plötzlich, wo ein Franzose sich zeige, würde er nur Ein Herz und Eine Seele finden, und überall nur ein deutsches Herz und eine deutsche Seele. So weit aber war's damals noch nicht gereift; es mußte noch weiter kommen, bis daß sich das Schicksal der Welt durch Deutschland vollenden konnte! Eigentlich, wenn man's tiefer betrachtet, war's nur ein ungemeiner, erschütternder Zug der Vergeltung, daß Oesterreich, trotz aller der staunenswerthen Verdienste seines edlen Erzherzogs Karl, trotz aller Opfer seiner gläubig-hingebungsvollen Völker — nichts, aber auch gar nichts erreichte; die Palme sollte der Macht nicht werden, welche an Deutschlands Zersplitterung so viele Schuld von alten Zeiten her trug, welche seit der Reformation und dem dreißigjährigen Krieg sich dem deutschen Gesammtinteresse so sehr entfremdet und (mit der kurzen Ausnahme eines Joseph II.) so wenig gethan hatte, um den beleidigten Geist des großen deutschen Vaterlandes, den reformatorischen Geist zu versöhnen. Napoleon zog als Sieger unaufhaltsam gen Wien; am 12. Mai 1809 war er dort. Aus seinem kaiserlichen

Lager vor Wien löste er am 17. Mai die weltliche Herrschaft des Papstes auf; er that es (der Sohn der Revolution!) mit der Berufung auf Karl den Großen, welchen er zu einem — Kaiser der Franzosen machte und welchen er seinen „erhabenen Vorfahr“ nannte; sowie er denn auch die Einverleibung des Kirchenstaats in das französische Kaiserthum, von jenem selbstgeschaffenen Reichstitel ausgehend, nur als eine „Wiedereinziehung von Lehen“, nur als eine „Wiederherstellung der ursprünglichen Reichsganzheit“ darstellte.

Wenn in der Weltgeschichte ein großer Schlag geschieht, so bleibt auch die Rückwirkung im Kleinen nicht aus; dann zittern überall die entlegensten Herzen davon nach, im fernsten Winkel zuckt es im Herzen irgend eines Volksstammes; noch weiß er selbst nicht, von wannen das kommt, aber er fühlt das Ungeheure, das ihm durch alle Nerven bebt. So war's denn auch im Jahre 1809! Jener fünftägige Feldzug, welcher dem Kaiser Napoleon den Weg von Regensburg nach Wien öffnete, — er hatte in Tyrol seinen Nachhall. Kaum hatten die tyroler Landesvertheidiger und die österreichischen Truppen den Feind zum Lande hinausgetrieben, als dieser auch schon wieder hereindrang. Napoleon ächtete den Feldmarschall-Lieutenant Chasteller; wo man seiner habhaft werde, sollte er (so gebot der Gewaltige) binnen 24 Stunden als Räuber — erschossen werden. Die Feinde siegten (in der Mitte des Mai) bei Wörgel, Schwatz wurde am 15. von ihnen erstürmt und nebst 12 anliegenden Ortschaften niedergebrannt. Das ganze Land Tyrol sah sich in Lefebvre's und Wrede's Hand; die Flammen leuchteten zu einem grausenhaften Gericht, welches die Sieger über die Wehrlosen ergehen ließen; denn Schrecken sollte Tyrols Unterwerfung — vollenden! Die Feinde (Franzosen und Bayern) bedurften nicht etwa eines Befehls dazu; sie waren in der That dazu hinlänglich gereizt; der Ingrimm über den Zorn der Tyroler, vor welchem die besten Truppen der Welt hatten flüchten müssen, der Ingrimm über ihr Land, über ihre Berge,

Pässe und Ströme, schürte in jedem französischen und bayerischen Herzen. In diesem Volk, dessen Bewegung sie nicht begreifen konnten, so daß sie ihnen wie Raserei vorkam, in diesen Männern, welche eben hinter jedem Busch und Fels sich das Herz des Feindes zur Zielscheibe nahmen, sahen sie nichts als Banditen. Daher kam dann ihr Grimm, daher ihre Wuth. Und sie war gräßlich; so gräßlich war sie, daß der bayerische General Wrede seinen Soldaten zurufen mußte: „Soldaten, ihr seid Unmenschen geworden, euer General spricht mit Thränen in den Augen zu euch und sagt euch, daß eure Gefühle von Menschlichkeit in Grausamkeit ausgeartet sind; ich fordere von euch, von heute an wieder das zu sein, was ihr sein sollt und müßt: Soldaten und Menschen!" — Zum zweiten Male war Innsbruck in Feindes Hand, znm zweiten Male schien Tyrol für Oesterreich verloren. Chasteller zog nach dem Brenner, wo die Hauptstellung war, schlug sich dann durch und ließ blos ein kleines Korps unter dem General Buol zurück.

Da erschien der Sandwirth mit seinem dicken schwarzen Bart, Andreas Hofer auf dem Brenner; sein Ansehn beim Volke wuchs jetzt unglaublich. Auf's Neue lächelte das Glück den tapferen Landesvertheidigern Tyrols; sie siegten am 25. Mai am Isel; Innsbruck ward am 30. wieder gewonnen. Da kam nun die Kunde der Riesenschlacht von Aspern, in welcher der bisher unbesiegte Napoleon vom Erzherzog Karl besiegt worden war, nach Tyrol. Mit neuer Zuversicht erfüllte sie alle Herzen des biederen Volks; und wie freudig schlugen diese nun gar, als ihnen ein Brief ihres Kaisers gebracht wurde und als sie die Worte darin lasen: „Ihr habt bereits mein heiliges Wort, daß ich euch nie verlassen werde, ich werde nie dieser feierlich übernommenen Verpflichtung uneingedenk sein; harret aus" (schrieb er ihnen) „ihr habt der Welt gezeigt, was ein tapferes Volk vermag, wenn es für die Erhaltung seiner Religion und für Befreiung vom fremden Joche die gerechten

Waffen ergreift;" — „im Vertrauen auf Gott und meine gerechte Sache erkläre ich hiermit meiner getreuen Grafschaft Tyrol mit Einschluß des Vorarlbergs, daß ich keinen andern Frieden unterzeichnen werde, als den, der dies Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft." Das war ein Kaiserwort, und einem solchen hätten die Tyroler nicht glauben sollen? Auf ein solches hin hätten sie nicht alles wagen wollen? Der Erzherzog Karl schrieb noch unterm 10. Juni aus seinem Hauptquartier Deutschwagram an den von Napoleon geächteten Feldmarschall-Lieutenant Chasteller: „Se. Majestät der Kaiser und ich vernehmen mit außerordentlichem Vergnügen Ihre standhafte Behauptung Tyrols. Sie gereicht Ihnen zu außerordentlichem Ruhm. . . . . . . Ich bin im Begriffe, die Offensive zu ergreifen, und hoffe, den Feind aus Oesterreich zu vertreiben. Sprechen Sie daher den braven Tyrolern Muth zu! Wenn sie vereint, und in gleichem Geiste bleiben, so sind sie in ihren Gebirgen unbesiegbar. Mit Gottes Hülfe werde ich mich Ihnen bald nähern und Ihnen die Hand bieten." Mußten solche Aeußerungen, welche durch die Zeitungen veröffentlicht wurden, nicht die Zuversicht des Volkes auf die Gesinnung des Hofes unglaublich erhöhen? — — Aber auch auf das religiöse Gefühl wurde eingewirkt. Am 4. Juni wurde wegen des Sieges bei Aspern in der Franziskanerkirche zu Innsbruck ein feierliches Tedeum unterm Donner der Geschütze und des Kleingewehrfeuers gehalten, und die Innsbrucker Zeitung *) verkündigte: „Kraft des vor der letzten Befreiung des Vaterlandes von den Häuptern der Landesvertheidiger eingegangenen Gelübdes soll das „Herz-Jesu-Fest" zu einem beständigen Feiertag erhoben und im Tyroler Kalender roth eingedruckt werden. Dann soll zum ewigen Gedächtniß des am verflossenen 29. Mai erfochtenen Sieges alljährlich am letzten Montag des Monats Mai in

*) Nr. 38 vom 12. Juni.

allen Kirchen ein feierliches Hochamt unter Aussetzung des höchsten Gutes und Umgang um den Gottesacker gehalten und diese Feierlichkeit durch ein Tedeum geschlossen werden."

Inzwischen mißglückten in verschiedenen Gegenden Deutschlands sämmtliche Versuche einzelner edler und kühner Vaterlandsfreunde, einen Volksaufstand zu Stande zu bringen. Es scheiterte das Werk Dörnberg's in Hessen, dann jenes Schill's (der edle Held erlag am 31 Mai in Stralsund), noch später jenes des Herzogs Wilhelm von Braunschweig; mißlungen waren die Bewegungen in Bayreuth, Bamberg und Nürnberg, in Mergentheim. Freilich konnte Napoleon, der die träumerischen Deutschen jeder Begeisterung und aller Thatkraft für die Freiheit unfähig hielt, nun doch ahnen, wie die Ideen der Nationalität und der Freiheit in den Volksherzen allüberall glühten und sprühten; er mußte sich überzeugen, daß diese Ideen ihm, wohin er mit seinen ungeheuren Heerschaaren und mit dem Siegeszauber seines Namens kam, unsichtbar entgegenstanden und daß sich hochherzige Männer des deutschen Volks durch jedes bisherige Mißgeschick nichts weniger als abschrecken ließen von neuen Versuchen, ja, daß vielmehr das Blut der Treuen, die für das Höchste und Heiligste gefallen waren, laut um Rache rief; Schill's edles Haupt, vom Rumpfe des gefallenen Helden getrennt, blickte, zu neuer Todesweihe mahnend in manche Hütte, in manchen Pallast hinein, Schill's Geisterstimme tönte weckend an manches Schläfers Ohr. Zwar gewann Napoleon zu Anfang des Juli 1809 auf demselben Marchfeld, wo der Zauber seiner Unüberwindlichkeit gebrochen worden war (nämlich bei Aspern), den Sieg (bei Wagram); aber — mit welchen Opfern! Er konnte es, das erbitterte Tyrol hinter sich, nicht wagen, die Heeresmassen Oesterreichs zu einer neuen Entscheidungsschlacht herauszufordern. So wurde denn schon am 12. Juli zu Znaym ein Waffenstillstand zwischen Napoleon und Oesterreich abgeschlossen. Allerdings sah

sich Napoleon bald darauf von seinem größten, ihm an Kriegskunst ebenbürtigen Gegner, dem Erzherzog Karl befreit; denn seit der Schlacht bei Wagram fand eine längst im Dunkeln wirkende Partei neuerdings die Möglichkeit, das im Herzen des Kaisers Franz schlummernde Mißtrauen gegen die beim Volk so beliebten Erzherzoge zu wecken, und der Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, trat bereits am 30. Juli vom Oberbefehl zurück. Da hätte nun Napolen wohl wieder daran denken können, das Gewebe der Unterhandlungen rasch mit seinem Degen von Austerlitz zu zerschneiden; aber sieh: abermals trat der Schrecken dicht vor den eisernen Mann! Am 11. Oktober nämlich, in Schönbrunn war's, daß ein deutscher Jüngling, Namens Friedrich Staps, sich zu ihm zu drängen suchte, um durch einen Dolchstoß Deutschland von dem Manne zu befreien, dessen Name durch das unschuldige Blut Palm's befleckt war. Der Mordversuch mißglückte; aber am 14. Oktober 1809 schloß Napoleon den sogenannten Wiener Frieden (wovon später noch die Rede sein wird).

Schon beim Waffenstillstande von Znaym hatte man der treuen Tyroler ganz und gar nicht erwähnt! Sie dachten ihrerseits noch immer mit unverwüstlicher Zuversicht an jene feierliche Zusage des Kaisers Franz: „Ihr habt mein heiliges Wort, daß ich euch nie verlassen werde“ und an jene Erklärung desselben: „daß ich keinen andern Frieden unterzeichnen werde, als den, der dies Land (Tyrol und Vorarlberg) an meine Monarchie unauflöslich knüpft.“ War es den Tyrolern da nun wohl zu verdenken, daß sie die Nachricht vom Abschluß des Znaymer Waffenstillstands, worin sie — vergessen waren, für eine Lüge hielten? Sie konnten's nicht glauben in ihrer Treue, die ja mit Blut und Leben eingestanden war. Sie argwohnten Verrath, und, von Erbitterung hingerissen, warfen sich nun die Wildesten unter ihnen auf jene Männer, welche Befehl von oben hatten, das Land

Tyrol mit sammt den Truppen zu verlassen, — auf Buol und Hormayr; man wollte diese in Haft legen, man wollte Kanonen und Kriegsvorräthe an sich reißen und alle Kriegsgefangenen ermorden; kaum gelang es, die Ausführung dieser Vorschläge zu verhüten, welche der heißeste Zorn eingegeben hatte. Wie nun die Enttäuschung über das treue, gläubige Volk hereinbrach, wie nun die österreichischen Truppen aus dem Lande wirklich fortzogen, welches jetzt der zügellosesten Rache erbitterter Feinde preisgegeben war, wie nun die ungeheuerste Anspannung aller Seelenkräfte mit einem Male zusammenknickte, — da lag's auf Allen wie die furchtbarste Betäubung, da machte sich der Jammer Luft; die Menschen rannten wie blind durcheinander und wußte keiner, was zu beginnen sei, wohin er seinen Fuß wenden solle. Da stand auch der Sandwirth mit seinem dicken schwarzen Bart (der „General Sanvir", wie ihn die Franzosen, der „Barbone," wie ihn die Italiener nannten), da stand er plötzlich, wie von Gott verlassen, in seinem unsäglichen Leid und wußte nicht, was er nun thun solle! In der wildesten Anfregung für sein herzliebes Land Tyrol, das nun wiederum des Fremden Beute werden sollte, hatte er Hormayrn zugemuthet: dieser, als Tyroler Landeskind, solle sich an die Spitze aller Landsleute stellen und den Kampf ehrlich fortkämpfen, und, ging's nicht anders, so sollt' er (Hormayr) lieber sich selbst zum Herzog von Tyrol ausrufen lassen, sonst wolle am Ende er (der Hofer) die Sache gradezu selber anfassen, und sie durchführen, und wolle sich schreiben: „Andreas Hofer, Sandwirth im Passeyer, so lang es Gott geliebt, Graf von Tyrol." Wer kann darüber lächeln! War's doch die Treue, die in der Verzweiflung gar keinen andern Ausweg mehr fand! O, nie war Hofer größer, als in diesen Augenblicken der verzweifelnden Treue; nie lag in eines schlichten Volksmannes Worten tiefere Wahrheit als in dieser trotzigen Drohung, daß er, im Namen des Volks, so lang es Gott geliebt, das Werk fassen und durchführen würde! Als nun aber Hormayr sich

dadurch nicht bestimmen ließ, als dem Sandwirth von Passeyer Alle sagten: „Hofer, sei vernünftig! deine liebe Heimath kann dich nicht schützen, du mußt fort," da dachte er sich wohl: „Ach und auch ich kann sie nicht mehr schützen; was will denn so ein einzelner Mann wie ich?" Da blickte er seufzend gen Himmel und das Herz war ihm voll von dem Gefühl: „des Herrn Wille geschehe," und ob das Herz ihm blutete, daß er die Heimath verlassen solle, so schickte er sich denn doch dazu und ging fort und kam bis an die Gränze. Da meinte er, das Herz müßte ihm brechen, wenn er hinaus solle. Da ruft ihn einer am Namen; es war sein lieber Freund, der Speckbacher; nun ist's um ihn gethan; den Hut wirft er weg und sein bischen Habseligkeit, das er, im Bündel geschnürt, bei sich trägt, springt vom Wagen, der ihn hinausbringen soll, und sieht sich nicht um, und fragt nicht, und kehrt zurück, wo er seine Heimath hat. Er denkt nicht daran, ob er da noch was zu hoffen hat; es kümmert ihn nichts, ob er da zu Grunde gehen kann; er hört und sieht und weiß eben nichts als die Heimath selbst, mit der wilden Passer und mit dem hohen Jaufen, mit dem Kirchlein, dessen Glockenton ihn so oft gerufen, mit den lieben Gesichtern, die er so oft gesehen. Er kann eben nicht anders, das treue Blut, und: „Gott wird weiter helfen," so denkt er, „sei's zu Leben oder Tod;" süß ist ja auch der Tod, wenn er ihn nur in der Heimath findet und für sie. — Es war eine dunkle, ahnungsschwere Zeit, jene Zeit des ungeheuren Umschwungs; aus ihr tönt manche Kunde von dem schlichten treuen Manne herüber in unsre Tage; sie wissen noch heute im Gebirg davon zu erzählen, wie der Hofer lang verborgen gewesen ist in einer Höhle im Passeyerthal, und wie plötzlich bald dieß, bald jenes Blatt im ganzen Land umhergeflogen ist, das unterschrieben war: „Andere Hofer, dermal unwissend wo".

Wie nun von drei Seiten her zugleich die feindlichen Schaaren in ungeheurer Zahl (es waren an die vierzigtausend Krieger) in das vom Kaiser vergessene, von seinen

Truppen verlassene Land Tyrol herein zogen, wie nun Innsbruck neuerdings in der Feinde Hand fiel, Flammen und Rachegräuel überall deren Weg bezeichneten, und nur kurze Frist noch zur Vereinigung der drei Heersäulen fehlte, — da nahmen die Schützen im Brenner ihre Stutzen und meinten: „Noch haben die Fremden das Land nicht, und so bald sollen sie's nicht bekommen". Von Ort zu Ort ging leisen Schrittes die Hoffnung, von einem zum andern Mann wanderte der kühne Gedanke. Im Volksherzen war zwar das Vertrauen zum Kaiser auch in dieser äußersten Verlassenheit nicht erloschen, man hielt ihn für unfähig, sein Wort zu brechen und so viele Treue unerwiedert zu lassen, man entschuldigte sein Benehmen durch die harte Nothwendigkeit, welcher er sich für den Augenblick fügen müsse, man hoffte immer noch: über kurz und lang würden die Fäden mit dem Hof wieder angeknüpft werden, und in der That kamen die geheimen Verhandlungen desselben mit den Häuptern der Tyroler Volksbewegung gar bald wieder in Gang. Aber, unbeschadet alles dessen, verzichtete das Volk von freien Stücken auf jede Rettung von Außen her, und wie es sich getraute, das heiß geliebte Vaterland einzig und allein durch eigene Kraft von der ungeheuren Uebermacht des Feindes zu befreien, so dachte es auch schon weiter; es fühlte das volle Vermögen in sich, auch ohne obere Beamtenleitung eine neue volksthümliche Selbstregierung und Selbstverwaltung in's Werk zu setzen.

Mit diesem Gedanken begann der dritte Befreiungskampf Tyrols im Jahre 1809.

Am 2. August kamen der Kreuzwirth Martin Schenk zu Brixen, Peter Kemmater, Wirth zu Schabs, und Peter Mayer, Wirth in der Mahr außer Brixen, dort im Wirthshaus zum Kreuz zusammen und schwuren zu Gott: sie wollten ihr liebes Land Tyrol erretten; der Kapuziner Joachim Haspinger, der die Kunde vom Aufstand der Schützen im Brenner nach Brixen gebracht hatte, segnete diesen Bund im Namen der

heiligen Jungfrau Maria und der Landespatrone ein; wie im fernen Spanien der Wunderglaube an die Madonna di Pilar das Volk von Saragossa zur Todesweihe begeistert hatte, so war's auch jetzt in Tyrol die Kraft der religiösen Stimmung, welche den starken Trieb der Vaterlandsliebe noch schärfte und unwiderstehlich machte; und in der That: von der beschränkten religiösen Weltanschauung der Tyroler ganz abgesehen — der Kampf für das Theuerste, was ein Volk hat, für seine Existenz auf dem heimischen Boden, — er ist an und für sich etwas Heiliges, er entspringt aus der höchsten religiösen Idee der Freiheit; ist ja doch die Freiheit aus Gott selbst, und der Mensch, der sie erfaßt und bethätigt, wird sich seines Zusammenhanges mit dem Ewigen bewußt. — — Gleich nach jener Zusammenkunft im Kreuzwirthshaus zu Brixen liefen nun die Boten von Thal zu Thal. Der Sandwirth von Passeyer ward auch entboten; der durfte nicht fehlen. Und er ließ auch nicht lang auf sich warten. Am 7. August zog Hofer mit ein paar tausend Landesvertheidigern aus Passeyer, Meran und Algund über den Jaufen und stieß zu seinem lieben Freund Speckbacher, von dessen verwegner Kühnheit Alt und Jung im ganzen Land zu erzählen wußte; — wie lang war's denn her, daß der Speckbacher den Schläuchen der Spritzen, trotz der bayerischen Patrouillen, die Köpfe abgeschraubt hatte (1. Juli) und daß er, seinen Bart geschoren, in Kleidern und Haltung ganz unkenntlich, angeblich als ein mit Oesterreich Unzufriedener in die Festung Kuffstein hineingegangen und keck vor den Kommandanten hingetreten war, um den Ort auszukundschaften, ob noch Vorrath drinnen sei? (24. Juli) — Und, wie der Speckbacher, so war sein Bub', der „Anderl" (damals 10 Jahre alt), der ihm in den Kampf nachrannte und in's Kleingewehrfeuer hineinlief und, wenn sie ihn da wegwiesen, bei Seite sprang, um da, wo die Kugeln eingeschlagen, sie mit seinem Messer aus dem Erdboden zu graben, und die gesammelten dann in seinem Hütlein dem Vater brachte, wenn es den Schützen dran fehlte! — Die

Tyroler hatten an den Feinden viel wett zu machen. Wo sie in den Engpässen mit ihnen zusammentrafen, da war's ihnen nicht anders zu Muth, als ob die ewige Vergeltung sie ihnen in die Hände geliefert hätte, um das Gericht zu vollstrecken. Die Schlünde, durch welche die Eisack rauscht, die wissen davon zu erzählen, wie die Feinde im furchtbarsten Vernichtungskampfe niederstürzten und nimmer wieder aufstanden. Vergeblich versuchte der französische Heerführer, der Herzog von Danzig, vorzubringen; all die Stärke seiner Truppen vermochte nichts; er mußte eiligst über den Brenner nach Innsbruck zu zurückziehen. Und welch ein Rückzug war das! Achtzehntausend tyroler Schützen befanden sich auf dem Weg, welchen die Feinde nehmen mußten; auf allen Höhen standen sie, die Weiber, die Kinder bei ihnen, die mit den Männern und Vätern kämpften, die ihnen die Büchsen luden, die sie beim heißen Werk mit Speis und Trank labten, die mit ihnen leben und sterben wollten. Jeder Fels, jeder Strauch war dem tyroler Schützen eine Schanze; da stand er auf schmalem glattem Boden, wie eine Gemse hochoben, die Büchse an der Wange, und zielte, und jeder Schuß traf; und statt des schweren Geschützes hatte er die gewaltigen Steinblöcke auf den Bergwänden droben; während die Hähne knatterten, die Kugeln sausten, die Getroffenen schrieen, die Sinkenden, Sterbenden stöhnten, — rollte es wie Lawinen herab mit Donnergekrach, Steinblock an Steinblock, Baumstamm an Baumstamm, von den Höhen der Felswände in die schmalen Pässe und Schluchten tiefnieder, und zermalmte die Reihen; und drunten, wo die niedergeschmetterten Blöcke und Stämme die Leichen bedeckten, hemmten sie den Rückzug der Andern, welche unversehrt geblieben waren, aufgespart für Büchsenkugeln, die sie drei Schritte weiter treffen sollten; dazu bei keiner Rast kein Bissen Brot, kein kühlender Trunk, keine Aussicht, keine Hoffnung für die Feinde! Ohne Anführer siegten die Tyroler, wie durch ein Wunder, bei Prutz, und gläubig schrieben sie den Erfolg dem Beistand der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Martin zu,

von denen sie meinten, beide wären ihnen während des Kampfes erschienen. Ja wohl war's jene heilige Jungfrau, von der alle Erlösung ausgeht, die Freiheit, die mitten unter ihnen stand, und wohl war's ein Ritter wie jener Martin, der da focht, nämlich das ganze Volk, das seinen Mantel theilte, wie der genannte Heilige, der die eine Hälfte dem Bettler reichte, welcher ihn darum ansprach; aber der, dem das Volk die Hälfte seines Mantels gab, war freilich ein Bettler, aber nicht der der Legende, und wahrlich: der Heiland war es nicht. Die Schlacht am Berge Isel am 13. August, — die dritte während des großen Volkskrieges, ohne daß jedoch die Tyroler den Sieg benützten, — entschied die Flucht des Herzogs von Danzig aus dem Lande. Bald wichen die Feinde auch die Etsch entlang, das Pusterthal hinab. Zwei Tage nach der Schlacht am Isel — am 15. August — war Innsbruck, des Landes alte Hauptstadt, neuerdings vom Feinde befreit und der Sandwirth von Passeyer, Andreas Hofer, zog dort mit den siegreichen Schaaren der Vaterlandsvertheidiger ein. Er ward zum Oberkommandanten von Tyrol gewählt (zum Oberkommandanten von Passeyer hatte ihn schon am 4. Juni die damalige österreichische Verwaltung ernannt), und stellte diesem Titel, zum Wahrzeichen seiner Treue für das Haus Oesterreich, das „k. k." (kaiserlich-königlicher) voran. In der Hofburg der Fürsten nahm er seine Wohnung, der schlichte Bauer, der von der Geschichte auserwählt und hingestellt war, um aller Welt zu zeigen, was auch ohne Fürstenschutz, auch ohne ein „goldnes Dach" über dem Haupt, ein Volk vermag, das sich selber treu ist. Nun freilich, da sich der Erfolg so glänzend erwies, nun ward auch die Sprache des Kaisers auf einmal wieder lauter und vernehmlicher, und während das Beispiel der Tyroler ringsum in den angränzenden Alpenländern zündete, erschien (am 16. August) ein Armeebefehl des Kaisers Franz, „welcher in dem glaubenden Tyrol das alte Vertrauen neu erweckte."

Inzwischen hatte Andreas Hofer als „k. k. Oberkommandant von Tyrol" die oberste Leitung der Militär-

und Civil-Verwaltung übernommen. Da konnte es denn nun nicht anders sein, als daß seine schlichte Bauernnatur zum Vorschein kam. Sie zeigte sich in vielem Praktischen ganz wacker und traf so recht den Nagel auf den Kopf. Daneben aber gab sie sich auch in vielfachen Mißgriffen kund, wie er ganz unwesentliche Gegenstände für Hauptsachen hielt. Und doch war auch da wieder ein tieferer sittlicher Grundzug des braven Bauerngemüths nicht zu verkennen. Hofer's erste Verordnung betraf die Herausgabe aller von den Feinden geraubten und wiederverkauften oder zurückgebliebenen Effekten. Dann erließ er (ein ächter Sohn seines Landes) einen Aufruf an die Seelsorger: dem höchsten Helfer in der Noth Lob- und Dankopfer für den Sieg darzubringen, und für die Aufnahme der Religion (mit allen jenen Bräuchen, wie sie von Geschlecht auf Geschlecht gekommen und erhalten worden waren,) Sorge zu tragen. Mit großem Ernst und Eifer bekümmerte er sich auch um den — Ehefrieden und um die Tracht des weiblichen Geschlechts; den Frauenzimmern verbot er, „ihre Brust und Armfleisch zu wenig oder nur mit durchsichtigen Hadern zu bedecken." Lächle Niemand drüber! Wie kleinlich sich auch solche Sorgen des „Oberkommandanten von Tyrol" ausnehmen mögen, — bedenke man nur, daß er eben — der Sandwirth von Passeyer war, und habe man Achtung vor dem Grundzug seines Charakters, der ihn bestimmte, auch Solcherlei zu bedenken! O wahrlich: größere Charaktere als er haben zu allen Zeiten das Verderben des Volks darin erkannt, daß es sich in Gedanken an's Alleräußerlichste, an einfältigen Tand, an wahre Nichtsnutzigkeiten verflacht; und wahrlich: auch um unser deutsches Volk heutzutage stünde es besser, wenn in den Familien mehr Sinn für die Heiligthümer des Hauses und für die großen Gedanken, welche das Vaterland bewegen, walten würde, als für Nachäffung fremder Moden! Nun denke man sich aber erst gar in jene Zeit zurück, wo das fremde Wesen eben in des Landes Hauptstadt die Vorliebe für fremde Moden gebracht hatte!

Der brave Hofer — wenn er's auch nicht klar wußte, — o er fühlte doch mit dem ganzen Instinkt seiner schlichten tyroler Treue, daß eben dadurch die Entfremdung im Großen freien Weg dahin gewinnen würde, wo die Nationalität doch am ungestörtesten fest sitzen muß, in den stillen Kreis der Familie, und daß die Entsittlichung keine besseren Vorposten hat als den Sinn, der den inneren Werth für äußerlichen Schein hingibt. Im Uebrigen bestätigte Hofer als „Oberkommandant von Tyrol" durchaus die Verfügungen der früheren österreichischen Verwaltung und folgte ihren Maßregeln, sowohl in Civil- als in Militär-Angelegenheiten. Er konnte ja auch gar nicht anders; jedes schöpferischen Talentes entbehrend und jeder wissenschaftlichen Bildung sowie jeder Erfahrung in jenem Bereich, hing er überdem mit allen Wurzeln seines Daseins in dem Boden der Autorität, die er für heilig hielt; freilich aber auch, da er mit seiner frischen naturwüchsigen Kraft nie bisher in den Zauberformeln des Beamtenthums erstarrt und versteinert war, erhielt sich seine ganze Verwaltung bei Weitem volksthümlicher als die frühere. Während er sie nun so mit bestem Gewissen schlicht und recht fortführte und das Land wirklich vom Feinde befreit schien, während so Tyrol, durch eigene Kraft gerettet, immer nur dem Tage entgegenharrete, welcher Alles wieder in's alte Geleise zurückbringen sollte, hatte auch der Kaiser Franz, der sich noch immer in der Klemme zwischen einem bereits abgeschlossenen Waffenstillstand und einem noch abzuschließenden Frieden befand, seine Ansichten und Absichten in Bezug auf Tyrol — wenigstens den Tyrolern gegenüber — um so deutlicher ausgesprochen, je mehr ihn die Haltung des siegreichen Volkes zu der Hoffnung berechtigte, daß dieselbe auch bei einem demnächstigen Friedensabschlusse für seinen Vortheil maßgebend sein könne. Jetzt galt es, dem tyroler Volke zu zeigen, daß es zwar offiziell vergessen worden, daß aber im Herzen des Kaisers selbst noch die lebhafteste Theilnahme für die Erhaltung des Landes im Verbande der Monarchie vorhanden sei. Das konnte der Kaiser dem

ganzen Lande durch gar nichts so deutlich zu verstehen geben, als dadurch, wenn er die Männer persönlich auszeichnete, in welchen das Volk seine Häupter sah und liebte. So schickte er denn dem treuen Hofer die große goldene Gnadenkette mit der Verdienstmedaille (der Abt von Wiltau hing sie dem Oberkommandanten am Namenstag des Kaisers, den 4. Oktober, beim feierlichen Gottesdienst in der Hofkirche zu Innsbruck um, nachdem er sie geweiht); dem Kapuziner Haspinger sandte er das „geistliche Verdienstkreuz", dem kühnen Speckbacher und Andern, die an der Spitze des Befreiungskampfes gestanden, Geschenke. Versetzen wir uns nun auf den Standpunkt dieser Männer und der Tyroler überhaupt! Was konnten sie hierin anders erblicken, als einen offenen Beweis, daß der Kaiser seines feierlichen Worts eingedenk sein, daß er (wie er ihnen ja versprochen) „keinen anderen Frieden unterzeichnen werde, als den, der dies Land an seine Monarchie unauflöslich verknüpfe?" Hofer insbesondere konnte da wohl nichts anderes denken, als: bald komme der Tag herbei, an welchem er seine einstweilige Landesherrlichkeit dem eigentlichen Landesherrn wieder zu Füßen werde legen können, zu Nutzen und Frommen des Landes Tyrol und — seiner selbst; denn, wenn er sich auch der Würde freute, welche die Verhältnisse ihm aufgedrängt, wenn er auch, mit ihr bekleidet, stolzer einherging, als es in seinem Wesen lag, wenn er sich auch drauf was einbildete, — innerlichst mußte er sich doch sagen, daß die Verantwortung, welche er übernommen, ihm für die Dauer zu schwer, daß er ihr nicht gewachsen sei.

So hoffte denn Hofer eine nahe Veränderung, und — sie kam auch; aber sie war eine ganz andere als die, welche er, und welche sein ganzes Volk erwartet hatte. Am 14. Oktober wurde nämlich (wie bereits früher erwähnt worden ist) zu Schönbrunn bei Wien der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen, durch welchen Tyrol — wenn gleich mit Vorbehalt einer allgemeinen Amnestie — der Gewalt des Feindes überlassen werden mußte; diese Amnestie war

das Letzte und Einzige, wodurch der Kaiser Franz Tyrols — gedenken zu können glaubte.

Der Liebling aller Alpensöhne, Erzherzog Johann, schrieb den Tyrolern am 28. Oktober 1809: „Alles würde der Kaiser gethan haben, um die Wünsche des Landes Tyrol zu erfüllen; allein, so nahe dem Kaiser das Schicksal der biederen Bewohner dieses Landes geht, so ist doch die Nothwendigkeit eingetreten, Frieden zu machen; ich setze euch hierüber in Kenntniß, mit dem Beisatz, daß der Wunsch Sr. Majestät dahin geht, daß die Tyroler sich ruhig verhalten und nicht zwecklos sich aufopfern mögen!" Welch eine Welt von Gedanken lag in dem einen Wörtlein „zwecklos" — in Verbindung mit dem andern Wörtlein „aufopfern!" Mußte sich nicht der Gedanke daran knüpfen: „Welchen Zweck hat denn ihre bisherige Aufopferung gehabt?" mußte sich nicht die fernere Frage daran reihen: „Welchem Zwecke dient denn die große Selbstaufopferung eines Volkes? dient sie blos einer Dynastie? also blos einseitig? bedingt die Pflichterfüllung auf der einen Seite nicht auch die auf der andern? Und wenn dies nicht geachtet wird, was dann? Ist wohl am Ende das Volk gar sein eigner, höchster Selbstzweck? Solche Fragen stellten sich die Tyroler von 1809 freilich nicht auf; so weit vermochten sie, noch halb im Geleise uralter Gewohnheiten, und durch ungeheure Geschicke halb außer dasselbe gerissen, nicht zu blicken, nicht zu denken. Sie sahen nun schon seit einiger Zeit, bevor ihnen die dürre nackte Kunde vom Geschehenen kam, wie von allen Seiten die Feinde wieder heranzogen; und so lang, bis diese Kunde sie traf, waren sie guten Muths, weil sie festens Vertrauens waren. Andreas Hofer mit seiner goldnen Gnadenkette war allen Gläubigen und Hoffenden voran. Aber wie nun die Kunde kam, — da traf's Alle und ihn vor Allen, als wäre der Himmel selber untreu geworden und nirgends auf Erden mehr ein fester Verlaß, als wankten die Berge in den Grundfesten, als müsse nun das ganze liebe Land in wüste Trümmer zusammenstürzen und das Ende aller Dinge sei

da. Den Andreas Hofer damals zu sehen, das war ein erschütternder Anblick. Das Amulett auf seiner Brust, nämlich die große Kette mit der Medaille des Kaisers, hatte ihre Kraft verloren; er hatte nichts mehr daran als — kaltes Metall. Mit vielen Andern war er im ersten Augenblick betäubt, rathlos, unentschlossen. Inzwischen hatten die Feinde schon den Isel und die Scharnitz; was wollte man nun noch machen? Hofer's Herzensfreund Speckbacher, der beim dritten Befreiungskampf auch die Alpensöhne des Salzburger Landes für die große Sache bewegt, der noch am 16. September bei Lofer und Luftenstein das Beste gewonnen, — er war am 16. Oktober bei Meleck nach heißem Heldenkampf besiegt worden, hatte seinen Sohn an die Bayern verloren, die ihn gefangen nach Landshut brachten, und konnte sich selbst nur mit genauer Noth retten. Hofer ergab sich nun in das Unvermeidliche, als in den Willen der Vorsehung; er entschied sich für Unterwerfung; er zeigte sie zu Anfang des Novembers dem Vicekönig von Italien so wie dem bayerischen Oberbefehlshaber an und rief auch das Volk auf, die Waffen niederzulegen.

Nur Wenige theilten diesen Entschluß nicht und drängten mit wildem Ungestüm auf die Fortsetzung des Kampfes. Unter ihnen war Johann Nepomuck von Kolb (den die österreichische Verwaltung am 4. Juni zum Kommandanten in Lienz gemacht hatte,) einer der Heftigsten. Da flogen nun die Gerüchte umher: „die Feindseligkeiten seien auf's Neue ausgebrochen, die Oesterreicher zögen bereits aus Kärnthen zur Rettung herbei!" Wie Viele glaubten das, was sie so heiß wünschten! Wie erwachte da die alte Zuversicht wieder! Wie schien nun die Verkündigung des Friedensabschlusses nur wie eine täuschende Vorspiegelung! Auch der Speckbacher hielt den Wiederausbruch des Krieges für wahr. Auch Hofer zweifelte nicht; umgeben und gedrängt von den Männern, welche mit wildem Eifer unablässig den Kampf verlangten, von ihnen hingerissen, rief er am 15. November von Saltans aus die Bewohner des Vintschgaus und des Oberinnthales auf, die Waffen zu ergreifen. „Wenn

wir uns den Feinden ergeben wollen" (sprach er) „so werdet ihr sehen, daß in vierzehn Tagen ganz Tyrol von jungen Leuten beraubt und zuletzt unsere Gotteshäuser, Aeltern und Klöster, wie auch Religion vernichtet und sammt den Feinden die ewige Verderbniß uns zubereitet würde."

Auf's Neue begann nun der Kampf. Es war der letzte Verzweiflungskampf, und rasch vollendete sich Hofer's, vollendete sich Tyrols Schicksal. Racheglühend zogen die überlegenen feindlichen Heerschaaren heran; den Landesvertheidigern fehlte die Zeit, sich zusammenzufinden, es fehlten ihnen die Anführer, es fehlte die Einheit. Unaufhaltsam drangen die Feinde vor; sie unterwarfen sich ein Thal nach dem andern, sie opferten Männer, Weiber und Kinder ihrem Grimm.

Hofer flüchtete mit Weib und Kindern in die winterterliche Einsamkeit der Berge. Vom Ende des Novembers 1809 bis zum Ende des Januars 1810 verbarg er sich in der „Kellerlahn", einer Alpenhütte, welche vier starke Stunden oberhalb seines Wirthshauses im Passeyer lag. Seine Vertrauten brachten ihm Speise dahin. Ein Bote des Kaisers Franz lud ihn ausdrücklich zur Flucht nach Wien ein; aber Hofer konnte es nicht über's Herz bringen, sich von der lieben Heimath, von Weib und Kindern zu trennen. Wurde er in der Freistätte entdeckt, fiel er in Feindes Hand, so konnte er sich voraussagen, was für ein Loos ihn treffen würde; durch die Wiedererneuerung des Kampfes hatte er ja für seine Person den Schutz der im Friedensschluß ausgemachten Amnestie verwirkt, und dem Feinde mußte, nach eben jenem letzten Vorgange, Alles daran liegen, sich Hofer's zu bemächtigen; denn so lang der frei war, ließ sich ja befürchten, daß er beim ersten günstigen Anlaß seine Landsleute auf's Neue zu den Waffen rufen würde. Deßhalb boten denn die französischen Befehlshaber Versprechungen und Drohungen auf, um Hofer's Aufenthalt zu entdecken. Aber lang blieb Alles vergeblich, bis endlich ein Priester an ihm zum Verräther ward.

Dieser Mann hieß Joseph Donay, war früher Hofer's vertrauter Freund gewesen und von ihm noch in der letzten Zeit mit der Erklärung der Unterwerfung an den Vice-

könig von Italien nach Villach gesendet worden. Bald darauf von Hofer beleidigt, diente nun Donay dem Feinde und verrieth dem General Baraguay den Namen des treuen Dieners Staffel, welcher dem Sandwirth Lebensmittel nach der „Kellerlahn" brachte. Staffel wurde nun sogleich verhaftet, mit Versprechungen angegangen und endlich durch Todesangst dahin gebracht, daß er den Soldaten, welche auf Hofer fahnden sollten, den Weg zu dessen Versteck zeigte.

Es war am 20. Januar 1810, des Morgens um 5 Uhr, als der feindliche Hauptmann an die Thüre der Kellerlahn klopfte und Hofern beim Namen rief. Der Sandwirth öffnete, trat unerschrocken vor die Soldaten, bekannte frei: er sei der rechte Mann, den sie suchten, und bat nur um Gnade für Weib und Kinder. Dann ließ er sich fesseln. Mit seiner Hausfrau, seinen Töchtern, seinem zwölfjährigen Sohn und seinem Schreiber, wurde er hierauf durch Meran und Botzen geführt. Ueberall, wo er hinkam, waren die feindlichen Truppen in Spaliere aufgestellt und ließen ihre Feldmusik erschallen; laut weinten die Tyroler um ihn; aber auch viele feindliche Offiziere empfingen ihn ehrenvoll und in dankbarer Erinnerung an die menschenfreundliche Schonung, womit er so oft, Kolb's und Donay's barbarisches Verlangen zurückweisend, die Kriegsgefangenen behandelt hatte. Seine Familie wurde bald frei gelassen und General Baraguay schützte ihre Rückkehr nach dem Wirthhaus am Sand. Hofer jedoch sollte eiligst nach Mailand gebracht werden. Aber schon in Mantua wurde ein Kriegsgericht, unter dem Vorsitz des Gouverneurs dieser Festung, des Generals Bisson, zusammengesetzt. Zwei Stimmen des Kriegsgerichts erklärten sich für seine Freisprechung, mehrere blos für Gefangenhaltung; die Mehrzahl war gegen ein Todesurtheil. Da kam, auf telegraphischem Wege, der Befehl aus Mailand: ihn binnen 24 Stunden zu erschießen!

Heldenmüthig ging Hofer, von den Feinden selbst geachtet, dem Tode entgegen; es war am Morgen des 20. Februars 1810. Bevor er seinen letzten Gang an-

trat, schrieb er noch seinem Freunde Püchler zu Neumarkt unter Anderm wörtlich Folgendes: „Ade mein schnede Welt, so leicht kommt mir das sterben for, das mir nit die Augen naß werden, geschrieben um 5 Urr in der Fruhe, Und um 9 Urr Reiß ich mit der Hilfe aller heilig zu Gott.“ Wie er an den Kasematten vorbeiging, worin sich gefangene Tyroler befanden, segnete er sie, desgleichen andre Landsleute, die sich vor ihm niederwarfen, bat sie, ihm zu verzeihen, wenn er an ihrem Unglück Schuld sei, und tröstete sie mit der Hoffnung, daß Tyrol doch noch wieder an den Kaiser Franz kommen werde!! Dem Erzpriester von Santa Barbara, Johann Jakob Manifesti, welcher ihn als Beichtvater auf dem letzten Gange begleitete, übergab er seine Baarschaft, 500 fl. in Banknoten, zur Vertheilung an seine Landsleute, seine silberne Tabaksdose und seinen Rosenkranz. Auf dem Todesplatze, einer breiten Bastion unweit der Porta Ceresa angelangt, weigerte er sich, sich die Augen verbinden zu lassen und niederzuknieen. „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen“ (sprach er) „und stehend will ich meinen Geist übergeben.“ Hierauf ermahnte er den Korporal der Grenadiere, vor denen er stand, gut zu schießen, gab ihm ein Zwanzigkreuzerstück, das unter seiner Oberkommandantschaft geprägt worden war, mit den Worten: „es sei sein letztes Geld und erinnere ihn noch an sein armes Vaterland“, und rief dann den Soldaten zu: „Feuer“! Erst der dreizehnte Schuß machte seinem Leben ein Ende; es war ein Uhr des Nachmittags vorüber.

Auf einer schwarzausgeschlagenen Bahre wurde seine Leiche von den feindlichen Grenadieren in die Michaeliskirche getragen; dort blieb sie feierlich ausgesetzt, während die Grenadiere die Ehrenwache hielten. Im Gärtchen des Pfarrers der Citadelle wurden seine irdischen Reste beerdigt; von dort brachte man sie in's Servitenkloster, und von da am 21. Februar 1823 unter dem Geleite aller Behörden feierlich in das für ihn bestimmte Grabmal in der Hofkirche zu Innsbruck. Dort, dem Denkmal des Kaisers Maximilian I. gegenüber, steht seit dem Jahre

1834 sein Standbild, aus Göflaner Marmor, von Schaller gefertigt, 7 Fuß hoch. Da sehen wir den schlichten Sandwirth, mit der Büchse über der Schulter, das entblößte Haupt emporgewandt, in der Rechten die Fahne haltend, worauf die Worte stehen: „Für Gott, Kaiser und Vaterland."

Du aber, o deutscher Wanderer, aus welchem Gaue du je nach Innsbruck kommst und Hofer's Bild schauest, und du, der du nur das geistige Bild dieses Mannes erblickest, wie ich es dir hier geschildert habe, vergiß über der Theilnahme, die du dem Manne des Volks weihest, der als Opfer gläubiger Treue gefallen ist, das ungeheure Verhängniß nicht, unter welchem er wie so Viele seiner heldischen Landsleute erliegen mußte. Schärfe deine geistige Sehkraft an der Durchschauung des Verraths! Wenn du den Geopferten hoch anschlägst im Werth, weil du weißt, daß Alles an ihm lauter war und daß er bei seiner Hingebung an das Erzhaus doch eigentlich nur das Heil seiner Heimath retten wollte, — dann lerne du, wenn je über die deinige solche verhängnißvolle Tage hereinbrechen sollten, dann lerne du: alles einzig nur für sie selbst zu thun, und einzig nur von ihr und von dir selbst, das Heil zu erwarten. Die tyroler Helden von 1809 ruhen längst; es ruht Napoleon, es ruht Kaiser Franz mit seiner Tochter Marie Louise, deren Hochzeit mit jenem Gewaltigen das Trauerspiel von Tyrol beschlossen hat. Die Stimme der Geschichte ruhet nicht. Sie verkündet das Todtengericht, aber sie tönt auch das Lied des Lebens in alle Welt hinaus:

„Wer für die Freiheit kämpft und fällt, deß Ruhm wird blühend steh'n,
So lange frei die Winde noch durch freie Lüfte weh'n,
So lange frei der Bäume Laub noch rauscht im grünen Wald,
So lang des Stromes Woge noch frei nach dem Meere wall't,
So lang des Adlers Fittich frei noch durch die Wolken fleugt,
So lang' ein freier Odem noch aus freiem Herzen steigt".

Georg Wullenweber.

Von

Dr. W. Stricker.

Erwach, mein Volk, mit neuen Sinnen,
Blick in des Schicksals goldnes Buch,
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach, mein Volk, heiß' deine Töchter spinnen,
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch!

Gleicht nicht das heil'ge Meer dem weiten
Friedhof der Welt, darüber hin
Die Wogen Decken von Rubin
Und grüne Hügel breiten?
Um deiner Todten Asche mußt du streiten!
Ha, schlummern nicht aus deiner Hanse Zeiten
Auch deutsche Helden drin?

G. Herwegh.

Seit Karl V. beschwor jeder Kaiser in seiner Wahlkapitulation: kaiserl. Majestät wolle die Commercia des Reichs nach Möglichkeit zu Wasser und zu Land fördern, dagegen aber die großen Gesellschaften (Hansen), Kaufsgewerbleute und andere, so bisher mit ihrem Gelde regiert, gar abthun." Und so hat zu allen Zeiten von dem ersten Augenblick an, da der deutsche Nationalgeist sich einigermaßen hat erheben wollen, bis auf die heutige Stunde ein feindseliger Genius gegen uns gestritten; man denke aber nicht, daß unsere Gesetzgeber zu schwache Augen gehabt haben; nein, die Territorialhoheit stritt wider die Handlung, eine von beiden mußte erliegen, und der Aufgang der ersteren bezeichnet in der Geschichte den Untergang der letzteren.

Justus Möser.

Georg Wullenweber,

Bürgermeister von Lübeck (1492–1536).

Auf den folgenden Blättern soll das Andenken eines dem Volke entsprossenen Mannes erneuert werden, welcher mit einer Kühnheit, wie sie seit dem westphälischen Frieden bei den deutschen Staatsmännern ausgestorben scheint, dem Vaterlande Macht und Herrschaft, besonders zur See, zu schaffen rang, und der, als seine Entwürfe, mehr durch heimische Uneinigkeit, denn durch die Macht der Feinde gescheitert waren, sein Streben mit dem Tode besiegelte. Wullenweber's Geschichte ist noch für unsre Tage lehrreich und bietet Stoff zu wenig tröstlichen Vergleichen, — sei es, daß man die gegenwärtige Stadt Lübeck mit der Seeherrscherin des sechszehnten Jahrhunderts zusammenhält, oder daß man jetzt die Ostsee von fremden Flaggen beherrscht und das mächtige Preußen, welches in der Gegenwart nicht soviel zu vermögen scheint, als die kleinen Staaten Dänemark und Skandinavien, durch den einsamen Wimpel der kinderlosen „Amazone" vertreten sieht, während vor 300 Jahren die Flotten einzelner Hansestädte, die nun preußische Landstädte geworden sind, das baltische Meer beherrschten; oder mag man bedenken, daß, gleich wie in den Fehden, welche jetzt geschildert werden sollen, deutsche Feldherrn, wie Ranzau, für Dänemark und deutsche Hülfsvölker für Schweden — gegen die deutschen Hansestädte

siegten, so durch den dreißigjährigen und den Erbfolge- und den siebenjährigen Krieg hindurch bis zum Jahre 1813 jeder deutsche Krieg — ein Bürgerkrieg war, daß Deutschland von jeher durch Deutschlands Kraft gefallen ist.

Die politischen und religiösen Verhältnisse Lübecks beim Auftreten Wullenweber's bedürfen einer kurzen einleitenden Erörterung. Der Glanz und die Macht, welche früher die deutsche Hanse umkleideten, waren im Laufe des ersten Drittels des sechszehnten Jahrhunderts in vermindertem Maße auf die fünf wendischen Städte: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald zurückgewichen und spiegelten sich wieder von diesen auf dem Vorort Lübeck ab. Für's Erste behauptete sich Lübeck allein in der Reihe jener Städte als freie Reichsstadt, die übrigen waren mehr oder weniger unter die Botmäßigkeit des nächsten Landesherrn gekommen; für's Zweite blieb Lübeck als höchster Gerichtshof eines weithin geltenden bürgerlichen Rechts in einem Ansehen, welches seine sittliche Ueberlegenheit sicherte. Dieses „lübische Recht", die schönste Gabe, welche das deutsche Bürgerthum seinen fernsten Ansiedelungen an den Küsten der Barbaren mittheilen konnte, verlieh ihren Städten die wohlthätige Gewalt, an Adel und Geistlichkeit jede Strenge zu üben, wenn vor ihrem Schöppenstuhle angeklagte Verbrecher in ihrem Weichbilde ergriffen wurden. Danzig gesellte der Politik der wendischen Städte, deren Ziel Beherrschung der Ostsee war, sich noch zu, so weit nicht örtliche Lage und Rücksicht auf Preußen und Polen dasselbe verboten. Dies waren statt der 85 Städte zur Blüthezeit der Hanse, jetzt noch die Hauptpunkte derselben nebst den livländischen Städten und nebst Hamburg und Bremen, welche, der Nordsee zugewandt, andere Handelsbeziehungen verfolgten, — so weit war der Bund gesunken durch innere Gebrechen, durch den Aufschwung der monarchischen Fürstenländer, durch die veränderte Straße des Welthandels, und besonders durch die größere Sicherheit der Landstraßen in Folge des Landfriedens, welche den Binnenstädten den Schutz ihres Handels durch Bünd-

nisse nicht mehr nöthig machte. In Lübeck hatte die Kirchenverbesserung durch den Widerstand der Geistlichen und Patricier später Eingang gefunden, als in irgend einer andern Stadt des nördlichen Deutschlands. Noch im Jahr 1528 durfte der Rath Luther's Werke von Henkershand verbrennen lassen und die Prediger seiner Lehre austreiben. Aber die Zünfte wußten durch Steuerverweigerung und drohende Haltung zuerst am 10. Dezember 1529 die Duldung der lutherischen Lehre und am 30. Juni 1530 die Abschaffung des katholischen Gottesdienstes mit Ausnahme der Domkirche zu erzwingen. Ungeschreckt durch Karl's V. drohende Befehle im Weinmonat 1530 hoben die Volksführer auch zum Besten des Armen- und Schulwesens die Klöster auf und bezeugten durch Beschickung des Tags von Schmalkalden 1531 den Willen, Gut und Blut für die neue Lehre zu wagen. In diesen Kämpfen wird Georg Wullenweber, als neu erwähltes Mitglied der Stadtverordneten, zuerst genannt, und zwar als ein glücklicher und gewandter Redner.

Daß außer der Wohlredenheit ein nicht gewöhnlicher Grad von Verstandesbildung, Muth, bürgerlichem Bewußtsein und Geschick im Rath und im Felde dazu gehörte, so hohe Dinge anzuregen und hinauszuführen, wie er gethan, lehrt auch die oberflächlichste Betrachtung seiner Thaten und ist auch von den erbittertsten Feinden bezeugt; seine Fehler, die mit dem Uebermaß des Kraftgefühls verbunden sein mußten, wird ohne besondere Charakterschilderung der Verlauf gegenwärtiger Geschichte kund thun. Sollen wir Eins zu seiner Bezeichnung hinzusetzen, so ward ihm jene vollbürtige Staatsbürgernatur zu Theil, wie sie das freie Athen, als zu jeder Aeußerung des politischen Seins begabt, hervorrief. In den freien deutschen Städten war noch jene Einfachheit der Verhältnisse, in denen das Leben alle Tüchtigen ohne Hochschulen, Regierungskollegien und Militärakademien zu Richtern, Bürgermeistern und Feldherrn erzog. — Einen Sitz im Rathe erhielt Wullenweber erst, nachdem die zwei ältesten Bürgermeister, Nikolaus Brömsen und

Hermann Plönnies, Anhänger des alten Glaubens und der Patricierherrschaft, am Ostersonnabend 1531 heimlich zum Herzog Albrecht von Mecklenburg, dem Vollstrecker des kaiserlichen Briefs von 1530 geflohen waren und aus Furcht vor Verrath und Krieg heftige Unruhen entstanden. Ein Theil des Raths wurde eingekerkert und trat ab, nachdem sie durch Wullenweber's Einfluß befreit waren; und an ihre Stelle wurden sieben Männer aus der Gemeinde erwählt, unter denen Wullenweber einer war.

Ein zweites und drittes geschärftes Mandat des Kaisers vom 3. August 1531 bewirkte nur eine Steigerung des Hasses, indem die Volkswuth den Junkerhof und die Gildenhalle der Kaufleute plünderte, die Stadt aber blieb protestantisch. Schon früher war Danzig, dann Stralsund (1522—1526), Rostock und Wismar (1523—1525) durch demokratische Aufregung der protestantischen Partei gewonnen worden und so sehen wir in den wendischen Städten im Jahre 1531 die Kirchen-Verbesserung durch das niedere Volk vollendet, in Lübeck, Stralsund und Wismar bereits entschiedene Anhänger einer demokratischen Verfassung, in Allen ein Kraftbewußtsein, welches zu hohen Dingen befähigte. Zugleich aber merken wir im Hintergrunde lauernd die Gegenpartei, die beleidigten Aristokraten, in deren Interesse es lag, den republikanischen Aufschwung nicht zu einem glänzenden Erfolge kommen zu lassen, und welche, entrissene Vorrechte im Auge, lieber in einer machtlosen Stadt die Ersten sein wollten, als in einem weithin gebietenden Staatenbunde bürgerlicher Gleichheit sich bequemen.

Der Bund der Hanse war nicht nur, wie oben bemerkt, in seiner innern Verbindung gelockert, sondern auch nach außen hatte er bedeutende Einbuße außerhalb des baltischen Meeres erlitten und in den Engländern und besonders den Niederländern gefährliche Nebenbuhler gefunden. Desto fester mußten die wendischen Städte, Lübeck an der Spitze, die Herrschaft über die Ostsee und über den

gewinnreichen Handel an ihren Küsten, besonders nach Moskowien behaupten, und dies konnte nur dadurch geschehen, daß die skandinavischen Reiche getrennt und ohnmächtig blieben, daß keiner ihrer Herrscher, am wenigsten der König von Dänemark, von den Schätzen der deutschen Städte unabhängig und vor ihren Flotten sicher war. Nur so war Sperrung des Sundes gegen die Holländer und Erhaltung der deutschen Faktoreien zu erreichen. Daher war 1448 die Trennung der kalmar'schen Vereinigung von allen hansischen Bürgern als eine Lebensfrage angesehen worden und, treu dieser unerläßlichen Politik, hatten sie gegen Christian II. eine nachhaltig feindliche Stellung angenommen, — gegen einen Mann, dessen Gedanken zur Volksbeglückung ebensoweit den starren feudalistischen Formen seines Jahrhunderts vorausgeeilt waren, als die unsittliche Wahl seiner Mittel mit der sich ausbildenden öffentlichen Meinung im schreiendsten Widerspruche stand. Sein hochsinniges Streben, über der zertrümmerten Macht des Adels und der Geistlichkeit einen Thron zu errichten, dem ein erlöster Bauern- und ein freier Bürgerstand zu Stützen dienten, war vollkommen gescheitert und seine Flucht hatte Dänemark und Norwegen dem Oheim Christian's, dem Könige Friedrich I., und Schweden dem Gustav Wasa überliefert. Beide Revolutionen waren durch die thätigste Hülfe der Hansen begonnen und hinausgeführt, und so erwuchs zum hansischen Hauptorte ein Dankbarkeitsverhältniß der nordischen Kronen, welches Friedrich und Gustav nur so lange festhielten, als sie, den Angriffen des Vertriebenen blosgestellt, der Seestädte bedurften; denn der Vertriebene war der Schwager des deutschen Kaisers, Karl's V. Den Dänenkönig drückte die Abhängigkeit von den stolzen Hansen und ihre sich immer gleichbleibenden Ansprüche, welche Dänemarks selbständige Handelsmacht verhinderten; aber auch Gustav Wasa, dessen Verbindlichkeiten gegen Lübeck noch persönlicher und ausgesprochener waren, indem er für großmüthigen Schutz in der Verfolgung, für Geldunterstützung in der Landesarmuth, für ausgerüstete Flotten in der Staatsbedrängniß und

Wehrlosigkeit zu danken hatte, auch Gustav Wasa hielt dieses mit den Interessen seines Reichs unvereinbare Pietätsverhältniß nur mit innerem Unmuthe so lange fest, bis die Gefahr vor der Rückkehr Christian's, des gemeinsamen Gegners der nordischen Kronen, eben durch Lübecks muthvolles Einschreiten beseitigt war. So verlor Lübeck durch ein zwar thörichtes, aber edles Vertrauen auf die Dankbarkeit der Könige alle Vortheile und wurde durch die Erbitterung über den Undank Friedrich's und Wasa's auf die Bahn gedrängt, auf welcher wir es seit 1533 finden. König Christian hatte nämlich i. J. 1531 mit der katholischen Geistlichkeit von Norwegen ein Einverständniß angesponnen und durch Vorschub seiner Schwägerin Maria, der verwittweten Königin von Ungarn, welche im Auftrag ihres Bruders Karl V. Statthalterin der Niederlande war, gelang es ihm, in holländischen und friesischen Häfen auf Kosten unternehmender Bürger, die den Vortheil für ihren Handel ermaßen, eine Flotte und ein Heer von 7000 Mann aus deutschen und nordischen Abenteurern aufzubringen, mit welchen er, von Enckhuysen und Medemblick im Oktober abfahrend, am 9. November 1531 zu Opslo (Christiania) landete. Er fand das Volk in Norwegen von seiner Partei so gut bearbeitet, daß er bereits am letzten Tage dieses Monats die Huldigung des Reichstags von Norwegen empfing. Der Besitz dieses Landes, welches mit Dänemark politisch verbunden war, wie es mit Schweden geographisch zusammenhängt, drohte mit einem neuen nordischen Gesammtreich und rasch trafen die Hansen ihre Maßregeln, um den so oft gegen Deutschland gekehrten Spruch: „Theile und herrsche", zum Nutzen des Vaterlands zu wenden. Ehe noch eine dänische Jacht ausgerüstet war, erschienen im Christmonat vier lübische Orlogschiffe vor Kopenhagen, deren Hauptleute von dem Reichsrathe auf das Stattlichste empfangen und beherbergt wurden; in Erbietung fester Freundschaft und Verbürgung der früheren Vorrechte nicht kargend, erklärten die Herren: „die Lübecker hätten sich in solcher Noth nicht als Nachbarn, sondern als Väter Däne-

marks erwiesen". Im Hornung 1532 folgten unter dem Befehle zweier Rathsherren noch zwei andre Fahrzeuge; weil indessen die dänische Flotte noch nicht beisammen war, mußten sie unthätig vor Kopenhagen den Frühling erwarten, indem sie, wie billig, das unedle Ansinnen ablehnten, allein in dieser Jahreszeit gegen den Feind auszulaufen. Hin und her gingen zwischen Lübeck und dem Hoflager Friedrich's Rathsherren und Abgeordnete; der königlichen Versicherungen war kein Ende und die Sperrung des Sundes vor den Holländern, welche ja den Reichsfeind unterstützt, wurde als der billigste Dank des Königs betrachtet. Nach verdrießlicher Mahnung gesellte sich in der Fastenzeit nur ein Schiff zu den Lübeckern, welche, aus Eifer an den Feind zu kommen, dem umlagerten Aggerhaus in Schonen Hülfe brachten und, die Last des Krieges fast allein tragend, mit holländischer Beute zurückkehrten. Erst im Mai 1532 waren die lässigen Dänen fertig, um mit dem lübischen, rostocker, stralsunder und danziger Geschwader nach Norwegen unter Segel zu gehen. Die Kampffertigkeit der Städte gab den Dingen bald eine andere Wendung. Christian zog sich unter Verlusten nach Opslo zurück und gab den Entschluß auf, sich mit Waffengewalt zu behaupten. Nachdem er sich ergeben und durch die Tücke seines Oheims, des Königs Friedrich, in's ewige Gefängniß zu Sonderburg gebracht war, änderte sich das Verhältniß des Dänenkönigs zu den Niederländern. Am 1. Wonnemonat 1532 war zwischen Dänemark und Lübeck ein Erbvergleich geschlossen worden, kraft dessen beide Theile alle westländischen Schiffe angreifen und den Krieg mit bedeutender Macht fortsetzen wollten. Als aber die Holländer von diesem, ihnen so nachtheiligen Vertrag Kunde erhielten und die Angelegenheiten ihres Schützlings Christian eine schlechte Wendung nahmen, arbeiteten sie gegen die Vollziehung desselben, indem sie versicherten, jene dem landflüchtigen Könige geleistete Hülfe sei Sache einiger Privatleute gewesen. Friedrich, nach entfernter Gefahr des hansischen Beistandes nicht mehr bedürftig, erkaltete in seiner Freundschaft in dem Maße, daß er, statt die

gerechten Forderungen der Städte zu befriedigen, ein Handelsbündniß mit den Niederländern errichtete, ihnen die von den Lübeckern weggenommenen Schiffe wiedergab und die Schifffahrt der Hanseaten beschränkte. So entstand eine feindselige Stimmung in Lübeck, welche gegen Dänemark ihren Ausbruch nehmen mußte, sobald einerseits das gekränkte Ehrgefühl in einem energischen Führer seinen Widerhall gefunden und andrerseits Friedrich's Tod die Anschläge gegen sein Reich erleichterte. Die abermalige schnöde Zurückweisung der lübeckschen Forderungen von Seite König Friedrich's im Jänner 1533 brachte den Unwillen des lübischen Volks gegen die schlaffe Regierung zum Ausbruch und am 8. Lenzmonat wurde Wullenweber zum Bürgermeister erhoben. Derselbe Feldzug, welcher Wullenweber's Weg zur höchsten Würde des Staats gebahnt, hatte ihm auch einen Genossen gegeben, der, obgleich minder edlerer Natur, doch die Persönlichkeit Wullenweber's ergänzte, indem er, schön, kühn und beredt, ebenso die Gaben eines gewaltigen Volksführers besaß, wie Wullenweber die eines großen Staatsmannes, ein Genosse, der ihm treu blieb bis zum Blutgerüst. Unter den Kriegsleuten, welche dem abenteuernden Könige nach Norwegen gefolgt waren, befand sich Markus Meyer, ein Hufschmidt aus Hamburg, der, aus Unbehagen am Bürgerleben und aus Lust zu hohen Dingen, sein Handwerk verlassen hatte und Landsknecht geworden war, ein Mann von hoher kräftiger Gestalt und schönen, einnehmenden Zügen, voll Gewandtheit in allen Lagen des Lebens und unbezwinglichen Muthes, der auch die verwegensten Anschläge auf sich zu nehmen nicht verzagte. Selbst seine Feinde gewann er durch seine Tüchtigkeit, so daß, als er im Frühjahr 1533 auf einem Schiffe in die Gewalt der Lübecker gefallen war, diese ihn als Fähndrich in Dienste nahmen und als er, nach mancher tapfern That in den hansischen Reihen, nach Beendigung des Feldzugs gegen Lübeck mit den übrigen Streitern heimgekehrt war, ihm den Befehl der 800 Landsknechte übertrugen, welche Lübeck zum Reichsheere gegen Sultan Soliman schickte. Nachdem

Meyer unter Sebastian Schärtlin's Oberbefehl zum Entsatz von Wien beigetragen, kehrte er mit Ruhm und reicher Beute nach seiner zweiten Vaterstadt zurück und gewann die Gunst der reichen Wittwe des im Oktober 1532 gestorbenen Bürgermeisters Lunte, der Wullenweber's Vorgänger gewesen war, mit welcher Meyer sich um Pfingsten 1533 vermählte. Markus Meyer, der kecke Kriegsmann, gehoben durch seinen Ruhm und seine Persönlichkeit, seinen Reichthum und seine mächtigen Verbindungen, mußte auf seiner Bahn bald dem geistesverwandten Wullenweber begegnen, vor dessen ehrgeizigen Blicken bereits ein anderes Lübeck, eine andre Hanse, ein andrer Norden sich gestaltete. Beide zusammen vereinigten sich zu Plänen, welche Lübeck zur Herrscherin des Nordens erheben oder sie selbst stürzen mußten.

Acht Tage nach seiner Erhebung, im Lenzmonat 1533, berief Wullenweber die Gemeinde auf's Rathhaus, schilderte beredt die Gefahr des hansischen Handels bei dem wachsenden Verkehr der Niederländer in der Ostsee und forderte sie zum Kriege auf, um dem Untergang ihrer Wohlfahrt zuvorzukommen. Er erlangte die Vollmacht, zu den Kriegsrüstungen das aus den in der Reformation aufgehobenen Kirchen gewonnene Silber zu verwenden und damit ausgerüstet, gingen zwei Schiffe unter Markus Meyer in See, welche Anfangs nach holländischen Schiffen in der Ostsee kreuzten, dann aber in die Nordsee ausliefen. Meyer's Tollkühnheit jedoch, der mit wenigen Knechten an der englischen Küste landete, um Lebensmittel einzunehmen und, ohne Geleit, als Seeräuber festgenommen und in den Tower nach London gebracht wurde, vereitelte allen Erfolg des Zugs. Während die führerlosen Schiffe unthätig und durch widrige Winde gehindert an der Elbmündung lagen, durchschifften die Holländer den Sund, beeinträchtigten aller Orten den lübischen Handel und nahmen zwei Bergenfahrer. Meyer, als Seeräuber zum Galgen verurtheilt, wußte durch Verwendung hansischer Kaufleute Gehör beim König Heinrich VIII. zu erlangen und gewann diesen durch seine Persönlichkeit und mancherlei Anschläge, die er ihm eröffnete, so sehr,

daß der König ihn am 8. November 1533 zum Ritter schlug und seitdem ein näheres Verhältniß zu Lübeck einging. Am 15. Jänner 1534 kehrte Markus Meyer heim, gerade als Wullenweber seiner bedurfte.

Inzwischen war nämlich König Friedrich von Dänemark am 10. Ostermonat 1533 gestorben und alle scheinbar beruhigten kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse waren von Neuem in Gährung gekommen. Friedrich hinterließ vier Söhne aus zwei verschiedenen Ehen, den 30jährigen Herzog Christian von Anna von Brandenburg, und drei unmündige Söhne: Johann, Adolf und Friedrich, aus der Ehe mit Boguslav's X. Tochter. Da kein Thronfolger ernannt war, so wählte der Adel, welcher sich Viel von einer langen Regentschaft versprach und die noch mächtige katholische Geistlichkeit, statt des der neuen Lehre anhängenden und durch sein Alter schon selbständigen Christian, dessen jüngeren Stiefbruder Johann, eine Entscheidung, welche die dem Lutherthum zugethanen und der Adelsherrschaft überdrüssigen Bürger Kopenhagens und der übrigen größeren Städte auf's Uebelste empfanden. Nach vollzogener Wahl sandte die Regentschaft Gesandte nach Brüssel, um mit dem burgundischen Hofe ein Bündniß zu schließen und dadurch endlich den noch immer grollenden Kaiser Karl V., den Schwager des gefangenen Christian's II. (Christiern's) zu versöhnen. Jetzt endlich wurde die längst harrende Botschaft Lübecks vorgelassen, deren Sprecher Wullenweber mit dem Freimuth und der Beredtsamkeit, welcher einer feurigen und stolzen Seele bei erlittenem Unrecht zu Gebote stehen, die Dienste schilderte, welche die Hansen dem dänischen Reiche mit Erschöpfung ihres Staates, mit dem Blute ihrer Bürger erwiesen, und laut über den Undank klagte, welcher für diese Wohlthaten jeden gerechten Lohn vorenthalte. Er verlangte Schutz des hansischen Handels gegen die Holländer, wie König Friedrich den Städten in der Stunde seiner Gefahr zugesagt. — Diese gerechte Forderung wies die Regentschaft aus Rücksicht auf den Kaiser ab und suchte die Hanseaten auf eine spätere Zukunft zu vertrösten.

Aber der lübische Bürgermeister hatte nicht vergebens zehn Wochen in der dänischen Hauptstadt verweilt. Er hatte die Lage des Königreichs durchschaut und trug sich nicht allein mit dem Gedanken: am Reichsrathe für schnöde Undankbarkeit Rache zu nehmen; — das ganze nordische Königthum sollte den Unwillen der beleidigten Republik fühlen und der lübecker Herrschaft, der lutherischen Lehre und dem freien Bürgerthum sollte ein glänzender Schauplatz eröffnet werden.

Er hatte Verbindung angeknüpft mit Ambrosius Bokbinder, einem Deutschen, Bürgermeister von Kopenhagen, und Georg Kock aus Westphalen, Bürgermeister von Malmoe. Beide, so wie der größte Theil ihrer Bürger, waren eifrige Anhänger der Reformation und Freunde eines freien Bürgerthums. Diese drei Bürgermeister boten den drei nordischen Kronen Trotz; denn auch Gustav Wasa hatte die Maske abgeworfen, Versöhnung mit der burgundischen Regentin geschlossen und alle Unterstützung Lübecks gegen die Holländer abgelehnt. Diese Unfreundlichkeit Gustav's I., dem Lübeck als Menschen und als König die wesentlichsten Dienste geleistet, mag wohl dem erbitterten Bürgermeister das stolze Wort eingegeben haben: „seine Stadt könne bald einen König wieder absetzen, dem sie ja allein zum Thron verholfen."

Wullenweber rechnete bei seinem Unternehmen auf den Hansebund, auf die Hülfe Englands und auf die Sehnsucht nach dem Volkskönige Christiern, der noch immer im Kerker zu Sonderburg auf Alsen saß, — eine Sehnsucht, welche besonders unter den Bürgern der Hauptstadt wuchs, je höher Adel und Geistlichkeit ihr Haupt erhoben, welche den Knaben Johann zum katholischen Adels-König erziehen ließen. Auch in Schweden war viel Gährungsstoff vorhanden. Der König des Adels gefiel den Bürgern und Bauern durchaus nicht, besonders die Bürger von Stockholm, worunter viele Deutsche, sehnten sich nach der freien Verfassung der Hansestädte und auch vom Adel waren viele Anhän-

ger Christiern's noch flüchtig. Auf der andern Seite schloß Dänemark am 21. Herbstmonat 1533 mit den Niederlanden und am 2. Hornung 1534 mit Schweden ein Bündniß. Im Jänner 1534 war Meyer nach Lübeck heimgekehrt und entwarf mit Wullenweber, Erfahrungen und Gedanken austauschend, Pläne für die Zukunft. Die Gegenwart entsprach ihren Erwartungen nicht. Der Krieg mit Holland hatte kein günstiges Ende genommen, die Holländer hatten dem hansischen Verkehr unberechenbaren Schaden gethan und 18 Kauffahrer genommen. Zwar hatte ein neues lübisches Geschwader von 18 Schiffen die Fremden aus dem Sunde gejagt und die Holländer von ihrer ganzen Seemacht und den Prisen nicht mehr als sechs Schiffe in stürmischem Herbste heimgebracht, aber der holländische Admiral fand zur Zuflucht alle Häfen Dänemarks und Schwedens offen.

Meyer und Wullenweber beschlossen nun, in Schweden und Dänemark Gegenkönige aufzustellen und so den Feind am Herzen anzugreifen. Am Hofe des Herzogs Magnus von Lauenburg verweilte Svante Sture, des letzten Reichsverwesers Steen Sture Sohn, aus einem Geschlechte, dessen Verdienste um Schweden wohl denen der verwandten Wasa gleichgestellt werden konnten. Aber der sechszehnjährige Jüngling entbehrte alles Ehrgeizes, und als ihn Markus Meyer unter erdichtetem Vorwande zu einer Unterredung gelockt, verschwendete dieser seine verführerischen Worte vergebens; Svante Sture blieb ungeblendet vom Glanz der ihm gebotenen Krone. Da gab der lübische Ritter den schmeichelnden Ton auf und verließ ihn mit den Worten: „Will Sture nicht in Gottes Namen, so soll er in des Teufels Namens". Bald erschien ein Rathsherr mit 50 Reitern und führte den Jüngling gefangen nach Lübeck, mit dem Scheine des Vergeltungsrechts, da seit dem Hornung alle in Schweden zufällig anwesende hansische Bürger ergriffen worden waren. Man herbergte den Sture zwar stattlich und ließ ihn auf Ritterwort frei herumgehen, enthob ihn jedoch nicht verführerischer Künste. Da aber nichts den Funken

des Familienehrgeizes im Herzen des Jünglings anfachte, so mußte man ihn freigeben und auf das wichtigere Dänemark sich beschränken. Die Glieder des Entwurfs gegen dieses Reich waren: Trennung des burgundischen Bündnisses, Befestigung der demokratischen Herrschaft in der Heimath und Aufstellung eines dänischen Thronbewerbers. Durch Vermittelung der Städte Hamburg, Lüneburg und Danzig wurde zu Hamburg im März 1534 ein Tag anberaumt, den die wendischen Städte, Dänemark und Burgund beschickten. Wullenweber zog in glänzendem Aufzug mit zahlreichem Reitergefolge ein, sein Amtsgenosse Joachim Gerken von der Patricierpartei im bescheidenen Rollwagen. Wullenweber stand fast allein; in seinen kühnen Forderungen wurde er weder von den übrigen Städten, noch von seinem Mitgesandten unterstützt. Dies benutzend, wichen die niederländischen Gesandten nicht von ihrer Forderung: unbeschränkter Fahrt in der Ostsee, und Wullenweber kehrte plötzlich unverrichteter Sache nach Lübeck zurück, theils um ohne das Wissen seines Anhangs keine Verbindlichkeiten einzugehen, theils um über das unpolitische Verfahren seines Mitgesandten Klage zu führen. Die plötzliche Rückkehr der Abgeordneten füllte die Stadt mit Getümmel; die Aristokraten verlangten, daß Wullenweber wegen seines Benehmens auf der Versammlung zur Rechenschaft gezogen werde, aber des Bürgermeisters Beredtsamkeit überwog. Von der Kanzel der Marienkirche aus entwickelte er seine Absichten und klagte die Patricierpartei an, durch ihren Vertreter aus Neid dieselben vereitelt zu haben. Das aufgeregte Volk verhaftete seine Widersacher und ließ bei den nächsten Wahlen auch die letzten Vertreter der Patricierherrschaft aus dem Rath scheiden; Wullenweber aber eilte nach Hamburg zurück. Jetzt gelang es dem Eifer der Hamburger und anderer Gesandten, wenn auch nicht einen Frieden, doch einen Waffenstillstand auf vier Jahre abzuschließen, während welcher der burgundischen Flagge die Schifffahrt auf der Ostsee freistehen sollte. Wullenweber willigte in ein Zugeständniß, gegen wel-

ches er kurz zuvor auf's Aeußerste zu kämpfen entschlossen schien, indem er nach vier Jahren die nordische Welt umgestaltet wähnte.

Am 31. Mai 1534 war das Schutzbündniß mit England abgeschlossen, wobei König Heinrich VIII. für die ihm in Aussicht gestellte dänische Krone 10,000 Pfund Sterling Hülfsgelder zahlte, und kurz vorher hatte sich auch der geeignete Feldherr gefunden, der für Befreiung König Christian's und dadurch für Herrschaft des Bürgerstandes und des lutherischen Glaubens das Schwert ziehen sollte. Es war der dreißigjährige Graf von Oldenburg, Christoph, Vetter des gefangenen Christian's, ein eifriger Lutheraner, ein Freund der Wissenschaften, ein schöner Mann von gewinnendem Benehmen und bewährter Krieger, der im Bauernkrieg (1525), gegen Soliman (1529) und in Holstein (1531) tapfer gestritten. Mit lübischem Geld versehen, ließ er in Niedersachsen werben und stand am 14. Wonnemonat mit 7000 Kriegern bei Lübeck. Nun berief Wullenweber, der mit Meyer und fünf Bürgern allein um die Sache wußte, die Bürgerschaft, eröffnete ihnen alle seine Anschläge und forderte mit leidenschaftlicher Herzählung alles von den Reichsräthen den Hansen zugefügten Unrechts zur Schiffsrüstung auf, den Grafen nach Seeland überzuführen. Alles jubelte Beifall und als am andern Tage der Graf Christoph mündlich um Beistand zur Befreiung des unglücklichen Christian bat, gewährte ihn der Rath einstimmig.

Man entwarf den Plan: zuerst sollten Meyer und Christoph nach Holstein ziehen, um die dänische Streitkräfte hierherzuleiten; dann sollte der Graf von Oldenburg den König befreien, Meyer aber Lübeck decken. Am 24. Mai erging der Fehdebrief an den Herzog Christian von Holstein, den ältesten Sohn König Friedrich's, am 26. der Aufruf an das dänische Volk, zur Befreiung König Christian's mitzuwirken. Noch in demselben Monat fielen die Verbündeten in Holstein ein, das sich keines Angriffs versah, und gewannen in raschem Anlauf das ganze Land bis auf die Feste von Segeberg. Christian mahnte um

Hülfe aus Dänemark und sandte das holsteinische Aufgebot und geworbene deutsche Knechte unter dem Marschall Johann von Ranzau gegen den Feind. Nach einem blutigen, aber unentschiedenen Gefecht bei Eutin zogen Christoph von Oldenburg, Wullenweber und Meyer nach Travemünde und schifften sich dort ein, den Krieg plötzlich nach Seeland versetzend, wo sie am 22. Brachmonat landeten; Ranzau aber bedrohte Lübeck, nachdem er das absichtlich niedergebrannte Travemünde am 21. Juni besetzt. So sehen wir einen merkwürdigen Doppelkrieg: Wullenweber, den Feind an seiner Hauptstadt angreifend, während die eigne Vaterstadt von demselben Feind bedroht ist. Doch auch in die Ferne wirkte sein mächtiger Geist: während bisher nur Wismar Lübecks Fahnen gefolgt war, stürzte nun die von Wullenweber geleitete Volkspartei auch in Stralsund und Rostock die Adelsherrschaft und kam mit mächtigen Flotten Lübeck zu Hülfe. Seeland hatten die Verbündeten von Truppen entblößt gefunden und besonders durch den Zutritt der Bürger von Rothschild für Christian gewonnen. Schonen, damals dänische Provinz, welches der fanatische Bischof von Lund mit Religionsverfolgung bedrohte, wiegelte der Bürgermeister von Malmoe auf, Georg Kock, genannt Mynter, Wullenweber's Genosse. Moen, Falster und Laland überlieferten dem Grafen von Oldenburg ihre Schlösser und auch die Hauptstadt des Reichs öffnete ihm am 16. Juli ihre Thore, nachdem er ihre Privilegien bestätigt und erweitert sowie freie Uebung der lutherischen Lehre ihr zugesichert. Die Feste von Kopenhagen gewann er am 25. Heumonat. Nun huldigten die Stände Seelands, nur der Adel weigerte sich, worauf Graf Christoph den lange gefesselten Haß der Bürger und Bauern losließ. Eine schreckliche Adelsverfolgung begann auf Seeland, durch welche geschreckt der Adel von Schonen am 10. Erndtemonat dem Grafen von Oldenburg bei Lund huldigte. Langeland und Fühnen unterwarfen sich dem Feldherrn des Bürgerkönigs, nachdem von der letztern Insel der Thronerbe, Prinz Johann, in Bauerntracht nach Sonderburg ent-

flohen war, wo nun ein und derselbe Ritter, Brocktorp, die beiden Gegenkönige Johann und Christian mit gleicher Treue bewachte. Nun war noch das Festland Dänemarks zu unterwerfen, doch hier hatte der Adel sich ermannt, am 4. Juli eine Versammlung gehalten, auf welcher die theologischen Bedenklichkeiten der katholischen Bischöfe beseitigt und, um das Reich vor Christiern zu retten, der kräftige Christian, Herzog von Holstein, statt des Prinzen Johann zum König erwählt wurde. — Indessen hatte Ranzau sich dicht bei Lübeck festgesetzt, und während Wullenweber's Plan gegen Dänemark in der Ferne glücklichen Erfolg hatte, erfuhr die Heimath die Schrecken des Krieges; der Hafen Lübecks war gesperrt, die Landhäuser wurden geplündert und verbrannt. Obgleich die Festigkeit der Stadt nicht den entferntesten Gedanken an wirkliche Gefahr aufkommen ließ, so störte doch der Krieg nahe an der Stadt die Bequemlichkeit der Bürger und die fernen Triumphe konnten ihre Unzufriedenheit nicht stillen, zumal, da Geistlichkeit und Adel sie schürten. Obgleich die Lebensmittel in der Stadt noch wohlfeiler waren, als im Lager der Feinde, so ließen die Bürger sich doch zu einem Vertrage herbei, der die bisher vor Lübeck festgehaltene feindliche Macht freiließ gegen den Grafen Christoph, der nach Bezwingung Fühnens und Nordjütlands in den Herzogthümern einzufallen und den Lübeckern die Hand zu reichen sich rüstete, womit Wullenweber's kühne Entwürfe zur That geworden wären. Die Vermittler in diesem entscheidenden Augenblick waren Hamburg und dann die Gesandten des Landgrafen Philipp's von Hessen, der gerade jetzt, wo gegen Oesterreichs Willen Herzog Ulrich von Würtemberg mit Gewalt in sein Land eingesetzt war, Einigkeit unter den Protestanten herbeizuführen strebte. Sehr willkommen war dem Herzog Christian, dem erwählten Könige von Dänemark, die Anknüpfung von Unterhandlungen, welche am 18. November 1534 zu einem Vertragsabschlusse gelangten, wie ihn die Diplomatie des neunzehnten Jahrhunderts nach einer Reihe von Protokollen nicht seltsamer hätte her-

ausklügeln können. Man fand als allein befriedigende Auskunft, sich gegenseitig den rechten Arm zu fesseln, um mit dem linken desto kräftiger zuschlagen zu können. Christian ward als Herzog von Holstein mit Lübeck ausgesöhnt, beiden Gegnern aber freigegeben, ihre Fehde in Dänemark mit allen Kräften fortzusetzen. Christian solle demnach die Belagerung der Stadt aufheben, die Lübecker aber ihren Feldherrn, den Grafen Christoph von Oldenburg nicht unterstützen, falls er Holstein mit Krieg überzöge. Was wäre aus dieser künstlichen Berechnung geworden, wenn der Kriegsschauplatz wieder vor Lübeck verlegt worden wäre, in welchem Falle der Vertrag dem König von Dänemark verbot, die feindliche Stadt als Herzog von Holstein von seinen Gränzen aus anzugreifen. Wullenweber war auch sehr unzufrieden mit dem lähmenden Vertrag und sprach zur Gemeinde: „Liebe Bürger, wir wollten wohl mehr ausbedungen haben, aber die, welche da herum sitzen, sehen es also für gut an, und so muß ich auch damit zufrieden sein.“

Froh des Auskunftsmittels, wandte sich nun König Christian III. zur schwierigen Aufgabe, das großentheils vom Feinde besetzte Reich zu gewinnen. Als vom Adel gewählter König hatte er die Abneigung des Bürger- und Bauernstandes, als Protestant den Widerstand der Geistlichkeit zu überwinden; zur Seite standen ihm die Hülfe seines Schwagers Gustav Wasa und die Gaben seines Feldherrn Johann von Ranzau; der Adel hatte zum Theil schon dem Grafen Christoph gehuldigt, geschreckt durch den Bauernkrieg, welcher, während König Christian noch vor Lübeck lag, im Herbstmonat 1534 unter Anführung eines ehemaligen Freibeuters, des Schiffers Clemint, in Jütland ausgebrochen war. Am 16. Weinmonat hatten die Bauern sogar das Aufgebot des Adels geschlagen, als dieser, ohne das Fußvolk abzuwarten, übermüthig mit gepanzerten Reitern auf dem weichen Moor bei Aalborg die Schaaren der Bauern angriff. Durch diesen Sieg gewann das Landvolk ganz Nordjütland bis Randers, aber hier war der Markstein von Clemint's Thaten. In Eilmärschen war

König Christian angelangt; sein, des Protestanten Name, entwaffnete den Glaubenseifer des jütischen Volks, und der wohlgeordneten Macht gegenüber schwand der Muth der Bauern. Das von den Landleuten besetzte Aalborg wurde am 18. Christmonat gestürmt, Clemint, auf der Flucht von einem seiner frühern Anhänger gefangen und ausgeliefert, nach zweijähriger Haft zu Kolding enthauptet und der Kopf zum Hohne mit einer Bleikrone geschmückt. So war Jütland gewonnen und der Graf auf die Inseln beschränkt. Ihm bot König Christian große Summen, um den Streit friedlich zu enden, aber des Grafen von Oldenburg edle Natur sträubte sich, um Geld die Sache des gefangenen Königs zu verlassen; er verlangte König Christian's Befreiung und für denselben die Hälfte des Reichs, doch ohne Erfolg. Schweden hatte schon in den letzten Monaten des Jahres 1534 thätigeren Antheil am Kriege genommen und sowohl zur See den Lübeckern geschadet, als auch durch ein Heer aus deutschen Söldnern mehrere Punkte Schonens gewonnen. Gegen die Schweden führten Meyer und der Bürgermeister von Malmoe Mynter eine Verstärkung geworbener Deutschen, aber der Uebertritt des schonenschen Adels zu Christian's Partei vereitelte ihre Hoffnungen und Meyer selbst fiel durch Verrath des Dänen Tyge Krabbe, der in Christoph's von Oldenburg innerstem Rathe saß, in Helsingborgschloß am 14. Januar 1585 in Feindeshand und wurde in Vardbierg verwahrt; sein Heer zerstreute sich theils, theils trat es in feindlichen Sold. So trug Wullenweber, seines treuesten Gehülfen beraubt, den Krieg gegen die nordischen Kronen allein. Doch nun wurde auch der Graf Christoph durch die Unfälle aus seiner Ruhe aufgeschreckt und machte, durch den Verrath des Adels von Schonen belehrt, den von Seeland unschädlich, indem er der Obhut seiner treuen Bürger von Malmoe die Häupter des Adels anvertraute. Aber was Seeland an Sicherheit gewann, verlor Fühnen, wo Ranzau am 19. März mit ansehnlicher Macht landete. So schlimm standen Lübecks Angelegenheiten, als es dem Markus Meyer auf Vardbiergschloß glückte, durch List die

Freiheit zu erlangen, welche Verrath ihm geraubt. Durch heimliche Verbindung mit den Bürgern der Stadt und der deutschen Besatzung gelang es ihm in der Nacht des 9. März, 30 seiner Anhänger in seiner Wohnung zu verbergen. Er begleitete unbefangen den Befehlshaber des Schlosses, der um Tagesanbruch jeden Morgen die Mauern umging. Als sie in die Nähe der Kammer kamen, wo jene mit ihren Büchsen verborgen lagen, witterte der Däne Unheimliches und sprach: „Hier stinkt's nach Lunten.“ Meyer aber, um eine Antwort nie verlegen, sagte: „Es sind die alten Weiber, die im Backofen Flachs rösten“. Kaum hatte der Befehlshaber die Burg verlassen, als Meyer mit den Seinen die Dänen überwältigte und die wohlgerüstete Feste gewann, in welche der Adel der Umgegend seine Schätze geflüchtet. Fünfzehn Monate behauptete er die Burg, mit ihren Schiffen, so daß er den Königen des Auslandes fast wie eine selbständige Macht erschien und mit Heinrich VIII. von England über die dänische Krone unterhandeln konnte; eine abenteuerliche Episode in diesem vaterländischen Trauerspiel. Wullenweber sah den übeln Gang seiner Angelegenheiten nur aus der Ferne; er durfte Lübeck nicht verlassen, um die feindliche Aristokratenpartei wirksam niederzuhalten; und nicht nur dies gelang ihm, sondern er erhielt sich auch den Beistand Stralsunds in dem Maße, daß dessen Bürgerschaft ihre Glocken einschmolz und auch die Stadt Greifswald zu thätiger Beisteuer ermahnte. Wullenweber ließ den Muth nicht sinken, doch scheint das Unglück die Klarheit seines Geistes umdüstert zu haben, denn als er den Herzog und beitragenden Albrecht VII. von Mecklenburg dem Grafen Christoph zur Seite stellte, muß er mehr auf die Stellung, als auf die persönliche Tüchtigkeit des Mannes gesehen haben, da Albrecht nicht der Mann war, durch größere Thatkraft den Grafen Christoph zu entschiedenem Handeln anzuspornen; vielmehr bedurfte es der Gewandtheit Wullenweber's, die beiden Oberhäupter wenigstens äußerlich zu einem guten Einvernehmen zu bewegen. Wohl aber spornte dieser neue

Angriff auf seine und seines Schwagers Krone den König Gustav von Schweden zu entschiedenerem Handeln an. Er ließ Ende Mai 11 Kriegsschiffe zur dänischen Flotte stoßen und der Dritte im Bunde war ein deutscher Fürst, der Herzog Albrecht von Preußen, welcher, eifersüchtig auf die Macht der Hanse, sein Geschwader mit den skandinavischen vereinigte, so daß die ganze Flotte 37 Segel mit fast 4000 Mann Besatzung zählte. Lübeck hatte bisher die Seeherrschaft in der Ostsee gegen Schweden, Dänen und Holländer behauptet, und allein den letztern über 70 Schiffe genommen, und jetzt sandte Wullenweber der hansischen Seemacht 10 lübische Segel zu, um die See zu behaupten. So trafen beide Flotten, die hansische, 26 Schiffe stark, einander am 9. Juni bei Bornholm. Nach einem unentschiedenen Gefechte, an dem eigentlich nur die beiden Admiralschiffe theilnahmen, wurden die Flotten durch den Wind getrennt, aber am 16. Juni ergaben sich auf der Rhede von Swendborg auf Fühnen, theils durch den Verrath der lübischen Aristokraten, theils unter dem lähmenden Einflusse der wenige Tage vorher auf Fühnen vorgefallenen unglücklichen Schlacht, von der sogleich die Rede sein wird, neun lübecker Schiffe, worunter ein sehr großes „der Löwe" genannt, dem dänischen Admiral Peter Skramm. Es war die ebenerwähnte Land-Schlacht von Oxenberge bei Assens auf Fühnen, welche in Dänemarks Jahrbüchern so glorreich dasteht, eine Schlacht der Deutschen gegen die Deutschen, die, wie oft im dreißigjährigen Kriege, der Nation zur Schmach, den Ruhm fremder Mächte verherrlichten. Außer dem spanischen, gab es damals nur Ein Fußvolk in Europa, das deutsche und schweizerische, welches in der Regel auf beiden Seiten focht. Nicht allein bestand das königliche Heer aus acht Fähnlein deutscher Knechte, sondern auch die Reiterei, vier Fahnen, bildeten allein holsteinische und insgemein in Deutschland geworbene Reiter; des Adels von Jütland und Fühnen wird in keinem Schlachtberichte gedacht. Demnach begegnete zerstörend die deutsche Kraft der deutschen und die

Nation, uneinig und um das Ganze unbekümmert, vereitelte in blöder Haltungslosigkeit ein volksthümliches Aufstreben, das dem Vaterlande gewiß segensvolle Früchte getragen hätte. Das Heer der Städte war zwar um einig hundert Mann zahlreicher, aber es war vom Verrath des dänischen Adels umstellt, seine Führer Albrecht und Christoph entzweit und kein warmes Interesse beseelte die Menge. Hätten die Städte ihre von Wullenweber's Geist durchdrungenen Bürger gesendet, so würden sie gewiß überwunden haben, aber ihre Söldner erlagen der von einem großen Willen gelenkten und von einem bewährten Feldherrn geführten königlichen Streitmacht. Durch einen entsprungenen Gefangenen, der den Kriegsrath der Hansischen belauscht, war Ranzau von den Planen seiner Gegner unterrichtet und überfiel sie, die einen Ueberfall beabsichtigten; dazu kam Meuterei der Landsknechte gegen ihre zu strengen Obern, Unkenntniß des Landes und gleich anfangs Verwundung und Tod der besten Anführer. Die Niederlage war vollkommen und ihre Folge die Einnahme Fühnens durch die Königlichen, so daß in wenigen Wochen Graf Christoph von dem ganzen Reiche nur noch Kopenhagen sein nannte. So waren die Genossen zerstreut: Christoph und der Bürgermeister von Kopenhagen seit dem 28. Juli in der Hauptstadt eng belagert, und ein Jahr lang der gräßlichsten Noth trotzend, Meyer auf Vardbiergschloß beschränkt; Malmoes Bürgermeister, seine Stadt für Christoph bewahrend, und endlich Wullenweber in Lübeck, einen ungleichen Kampf gegen die feindliche Partei führend, um so weniger von den Bürgern unterstützt, je höher die Aristokraten seit Lübecks Unfällen das Haupt trugen. Abermals warf der Rath von Hamburg sich zum Vermittler auf. Er berief im Sommer alle Städte der Hanse, auch die, welche nur in loser Verbindung mit den wendischen standen, zu einem Tag nach Lüneburg. Noch unter dem Einfluß Wullenweber's beschickten die Lübecker diese Versammlung, luden aber die Herren zu sich ein, worauf die Abgeordneten von Köln, Bremen, Hamburg, Danzig,

Riga, Osnabrück, Deventer, Kempen, Soest, Zwolle, Göttingen, Braunschweig, Hannover und Hildesheim am Hauptorte sich versammelten. Diese Gemeinden, zunächst nicht betheiligt beim Streit der wendischen Städte, riethen zum Frieden, doch siegte Wullenweber's Beredtsamkeit, der ihnen in feuriger Rede bewies, daß in diesem Kriege Lübeck nur die Vorkämpferin des Städtebundes sei, daß mit ihr die Hanse stehe und falle, wenigstens bei den wendischen Städten, auf die es zunächst ankam. Sie beschlossen mit Lübeck den dänischen Krieg fortzuführen und die feindliche Aristokratenpartei mußte eine andere günstigere Gelegenheit erwarten.

Diese kam bald. Während Wullenweber auf einer Sendung an den Herzog Heinrich von Mecklenburg abwesend war, kam am 14. Erndtemonat im Rathe zu Lübeck ein Befehl des Reichskammergerichts zu Speier vom 7. Brachmonat 1536 zum Vortrag, welcher die Stadt mit der Reichsacht bedrohte, wenn nicht binnen 45 Tagen die alte aristokratische Verfassung mit Brömsen, der ohne Zweifel das Mandat erwirkt hatte, an der Spitze wieder hergestellt wäre. Klüglich war, um leichtern Gehorsam zu erwirken, der Religionsveränderung — nicht gedacht. Zwar lief dieser Befehl aller gesunden Politik entgegen, denn die Uebermacht Lübecks über die nordischen Kronen mußte dem ganzen Reiche zu Gute kommen, aber so mächtig überwogen die dynastischen und konfessionellen Sonderinteressen schon damals die nationalen, so ungern sah man schon damals in Wien die freie Entwickelung der Städte.

Durch ihres Meisters Abwesenheit rathlos, räumten Wullenweber's Anhänger ohne Widerstand das Feld; zu übersehen ist dabei aber nicht, daß damals das Reich der Wiedertäufer zu Münster blutig gefallen war, mit welchem Wullenweber's Feinde die lübeckische Demokratie zu vergleichen liebten. Als Wullenweber zurückkehrte, fand er seinen Sturz unabänderlich vorbereitet; er schied von dem Rath und der Gemeinde am 26. des Erndtemo-

nats mit einer kurzen Anrede und ging als Privatmann nach Hause. Am 29. des Erndtemonats bestieg sein alter Gegner Nikolaus von Brömsen wieder den Bürgermeister-Stuhl und im Herbstmonat wurde der Rath aus Wullenweber's Gegnern ergänzt. Wullenweber hätte nun ein ruhiges Leben führen können, aber das Schicksal bewahrte ihn vor so dunklem Loose und gab ihm Gelegenheit, durch muthiges Ausharren unerhörter Qualen unter den Händen niederträchtiger Feinde die Flecken seines Charakters zu löschen und sein Angedenken in der Geschichte zu läutern. Herzog Albrecht, der von seiner Absetzung nicht unterrichtet war, bat um Hülfe nach Kopenhagen, und Wullenweber, um den Mann nicht zu verlassen, den er selbst in so schwierige Lage gebracht, wollte im Lande Hadeln, obgleich gewarnt, einen Haufen herrenloser Knechte werben und selbst nach Dänemark zum Entsatz der Hauptstadt führen. Seine Reise wurde dem fanatischen Erzbischof Christoph von Bremen, einem Freunde des Dänenkönigs, verrathen, der ihn unterwegs aufgreifen und zuerst in dem Schlosse Rothenburg verwahren ließ, dann aber seinem Bruder, dem Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig, überlieferte, welcher den ehemaligen Bürgermeister von Lübeck im Kerker zu Steinbrück bei Wolfenbüttel einem schrecklichen Gerichte aufbewahrte. Während er hier schmachtete, ging sein Werk langsam zu Ende. Zum Schein wurde der Krieg zur See fortgeführt, weil das Volk doch einen Erfolg seiner bisherigen Opfer sehen wollte, aber Schlaffheit und Verrath der Oberanführer häuften Schmach auf die hansischen Waffen. So fuhr im Weinmonat eine Flotte von 18 lübischen, rostocker, wismarer und stralsunder Schiffen zum Ersatz von Kopenhagen aus, aber der lübische Admiral gab selbst der feindlichen Flotte von 45 Segel, dänischen und preußischen, Zeichen seiner Annäherung, und ließ, als es am 13. des Windmonats zur Schlacht kam, ohne gemeinsame Leitung die einzelnen Schiffsführer kämpfen, so daß nur wenige leichte Schiffe mit Lebensmitteln in die hungerige Stadt gelangten und die hansische Flotte, ruhmlos und übel zugerichtet, im Christ-

monat heimkehrte. Indeß versuchte der schmalkaldische Bund, durch Versöhnung der wendischen Städte mit Dänemark seine Macht zu vermehren. Am 14. Hornung 1536 kam ein Friede zu Stande, in welchem die Lübecker den Grafen von Oldenburg preisgaben, sogar auf des alten, kranken Königs Christian's Befreiung aus dem engen Kerker verzichteten und nur die alten, unbestrittenen Handelsvorrechte behielten. Losgebunden von seinen Verpflichtungen gegen Lübeck, schaute Christoph von Kopenhagen nach andrer Hülfe aus und bot Heinrich VIII. die dänische Krone, der englische König ging darauf ein, doch scheiterten seine weitaussehenden Pläne, indem bald nachher Markus Meyer fiel, der die Unterhandlungen vermittelt hatte. Seine Belagerer hatten endlich die Mauern von Vardbiergschloß eingeschossen und die eignen Knechte Meyer's, störrisch wegen mangelnder Bezahlung, zwangen ihn zur Uebergabe. Er ergab sich nach 16 monatlicher Belagerung am 27. Wonnemonat 1536 an den deutschen Obersten Albrecht von Belzig gegen Sicherheit von Leib und Leben. Aber die Dänen brachen, trotz Belzig's Widerstand, schändlicher Weise den Vertrag; Meyer ward in Eisen geschlagen, gefoltert und auf die so erlangten Geständnisse hin zu Helsingör geviertheilt. Noch vor Meyer's Tode hatte Mynter am 6. des Ostermonats die Stadt Malmoe auf gute Bedingungen dem König übergeben, Kopenhagen aber trotzte unerschrocken. Albrecht von Mecklenburg tröstete sich mit der Jagd auf der Insel Amack, und ließ sich in die verhungernde Stadt auf heimischen Schiffen — Jagdhunde schicken, Christoph von Oldenburg fand Geistesruhe in Homer's Gesängen.

Noch hatte Amack, der Hauptstadt Garten, die Bürger kümmerlich versorgt, doch am 19. Brachmonat erstürmte der König auch diese und nun stieg die Hungersnoth auf einen Punkt, daß selbst die eherne Festigkeit Bokbinder's und des Raths *), sowie der Krieger gebeugt wurde. Am

*) Bereits waren alle eßbaren Thiere geschlachtet, auch die, vor denen die menschliche Natur Ekel und Abscheu empfindet; das Klaggestöhn der Bürger wies die Gemüthsverhärtung der Kriegsleute und des Raths mit dem ent-

29. Brachmonat 1536, gerade ein Jahr nach der ersten Berennung kam auf glimpfliche Bedingungen eine Uebergabe zu Stande. —

Nachdem wir die Genossen Wullenweber's fallen gesehen, wenden wir uns zu ihm selbst wieder, den wir im Kerker Heinrich's des Jüngern verließen. Dieser Welfe, ein blinder Eiferer ohne Religiosität für den Katholizismus, rastlos kriegslustig ohne Feldherrngeschick und Entschlossenheit zur Stunde der Gefahr, ohne Bruderliebe, ohne eheliche Treue und sittliche Schaam, ohne ritterliche und fürstliche Ehre, ohne Sinn für Anstand, war der rechte Kerkermeister, der „um eine Hand voll Blut kein groß Werk machte". Den Mann, gegen den von Lübeck noch gar kein Ankläger aufgetreten war, spannte man auf die Folter und erpreßte ihm, theils durch deren Qualen, theils durch die täuschende Zusage der Schonung im Fall des offnen Geständnisses, die unsinnigsten Selbstanklagen: „er habe mit jenen Knechte in Hadeln den Bürgermeister Brömsen ermorden und Lübeck burgundisch machen und dann ein Wiedertäuferreich gründen, den Norden aber unter Mynter und Meyer theilen wollen". Als Abgesandte von Lübeck kamen, um seine Geständnisse zu hören, wurde er vorher zum zweiten- und drittenmale gefoltert und ihm mit dem Tod unter der Pein gedroht, wofern er widerriefe. So wagte der Unglückliche nur in leisen Andeutungen in Briefen an seinen Bruder in Hamburg seine Unschuld zu betheuern und auf das Zeugniß seiner Lübecker Freunde sich zu berufen; auf die stumme Kerkerwand aber schrieb er vor seinem Tod die Worte:

Kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer auf Erden
Bin ich niemals gewest, will's auch nimmer befunden werden!
O Herr Jesu Christ, der du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Ich bitte dich durch deine Barmherzigkeit, du wollest Zeugniß von der Wahrheit geben.

---

setzlichen Troste ab: „Noch habe man nicht, wie in Jerusalem, die eigenen Kinder verzehrt". Barthold.

Das Schicksal Wullenweber's wurde verzögert durch das Fürwort des Markgrafen Johann von Brandenburg, der um diese Zeit mit Heinrich's von Braunschweig Tochter sich verlobte, und in ein neues Jahr zog sich das harte Gefängniß des Unglücklichen hin, bis ein zweiter fürstlicher Ankläger gegen ihn auftrat: Christian III., von den Herren zu Lübeck durch eine eigene Gesandtschaft dazu aufgefordert. Der König von Dänemark hatte sich bisher geschämt, auf den Tod eines abgesetzten und eingekerkerten deutschen Bürgermeisters anzutragen, aber die lübecker Patricier verfolgten den Mann, der ihre Stadt groß vor vielen machen wollte, nur darum in den Tod, weil er ihre angemaßten Rechte angetastet hatte. Sie gewährten das seltene Beispiel von politischer Verkehrtheit, daß ein Gemeinwesen eine fremde Macht, mit der sie wenige Jahre zuvor im offenen Kriege gestanden, ungenöthigt auffordert, ihr Staatshaupt, welches zu jener fremden Macht auf dem Fuße einer naturgemäßen und berechtigten Feindschaft sich verhielt, bei einem durchaus unrechtmäßigen Richter zu verklagen. Am 24. Herbstmonat 1537 versammelte sich unter freiem Himmel bei Wolfenbüttel das herzogliche Landgericht, um das Urtheil zu finden. Da Wullenweber sah, daß sein Tod beschlossen sei, widerrief er muthig alle ihm vorgelesenen Anklagen, welche die Folter erpreßt, aber man hörte ihn nicht an, und da die Schöffen zögerten, sein Todesurtheil auszusprechen, so fragte man den — Henker darum. Unter Betheuerungen seiner Unschuld ließ er sich auf die Knie nieder und empfing den Todesstreich. Sein Leichnam wurde geviertheilt und auf vier Räder gesteckt. —

So starb, 44 Jahre alt, unvermählt, den Tod des gemeinsten Verbrechers Jürgen Wullenweber, der größte und kühnste Staatsmann, den das Abendroth des freien deutschen Bürgerthums hervorgebracht hat.

Jean Jacques Rousseau.

Von

Dr. Bernhard.

Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht;
Alles entartet unter den Händen des Menschen.

Rousseau.

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseau's Grab! gegrüßet seist du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fandst du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster, und die Weisen starben;
Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten,
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau, der aus Christen Menschen wirbt.

Schiller.

Jean Jacques Rousseau.

Geboren zu Genf am 28. Juni 1712, gestorben zu Ermenonville am 2. Juli 1778.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nimmt die Entwicklung der Geschicke und Zustände der romanischen und germanischen Völker einen auffallenden Gang. Die Lebenskraft der abendländischen Menschheit schien durch die aus der Zersplitterung des Lehnsstaates sowohl, als aus den Versuchen, die römisch-katholische Kirche nach den Bedürfnissen der Zeit umzugestalten, hervorgegangenen innern Streitigkeiten und auswärtigen blutigen Kriegen fast ganz verbraucht, ihre Energie im innersten Marke gebrochen und gelähmt. An die Stelle unorganischer, sich stets befehdender, aber doch aus ihrem innern Wesen Wachsthum und Kraft schöpfender Elemente trat im Staate der Mechanismus unumschränkter Fürstenherrschaft; in der Kirche folgte auf die größte Bewegung und das tief aufgeregteste Leben starrer Bestand in Dogmen und Ceremonien. Ebenso gestalteten sich in Sitten und Gebräuchen steife Formen und ängstliche Ziererei; alle individuelle und volksthümliche Ausbildung und Ausprägung verschwand; man modelte Alles nach allgemein angenommenen Arten und Weisen. Und merkwürdig genug ging zu ebenderselben Zeit die vorwiegende Geltung im europäischen Völkerleben und die bestimmende Kraft von dem germanischen Stamme zu dem romanischen, von den Deutschen zu den Franzosen über.

Schon dadurch wurde angekündet, daß für eine Zeit lang die Entwicklung und Bildung der Menschheit nicht auf naturwüchsige Weise aus dem Leben der einzelnen Glieder, das hervorstechende Merkmal germanischen Wesens, sondern vom Allgemeinen aus auf das Einzelne und Besondere einwirkend, also auf eine mehr formelle Art, wie dies im Charakter des französischen Volkes gegründet ist, vor sich gehen sollte. Da aber so die Form das Wesen verdrängte, so wurde bald die Unnatur in allen Beziehungen und Verhältnissen herrschend, und hieraus entwickelten sich mit reißender Schnelle Entsittlichung und Verschlechterung, welche, von den obern Kreisen der Gesellschaft ausgehend, bald alle Schichten des Volkes mit ihren ätzenden und giftigen Säften durchdrangen.

Da sich nun aber, nach den ewigen Gesetzen der Entwicklung des Menschengeschlechts, alsbald eine wohlthätige Gegenstrebung wider diese Unnatur erhob, so lag es in den damaligen Verhältnissen, daß die Strebungen derselben sich ebenwohl auf das Allgemeine richteten, und hieraus zunächst allgemeine Ideen über Recht und Unrecht, über Wahrheit und Irrthum hervorgingen. Es war somit vorerst die Intelligenz, welche erstrebt wurde, und es erwuchsen auf diese Art allgemeine, menschenthümliche Ansichten und Grundsätze ohne alle und jede Beziehung auf Volksthümlichkeit. Da aber diese in der Sitte wurzelt, und aus der Sitte in der Sprache, wie im Leben die Sittlichkeit erwächst, so entstand in dem achtzehnten Jahrhundert ein Gegensatz zwischen Intelligenz und Sittlichkeit, wie ihn kaum eine andere Zeit gekannt hat. Dieser Gegensatz entwickelte sich aber in dem Einzelnen zum Mißklange, der um so schreiender sich äußern mußte, als in einem solchen das Gemüth vorherrschend war. Diesen Gegensatz zu heben und das Leben zu harmonischem Einklange und damit zur Gesundheit zurückzuführen, — das war die große und schwere Aufgabe der hervorragenden Men-

schen jener Zeit, die alle mehr oder minder selbst darunter zu leiden hatten. Und alle Die, welche diesem heilsamen Zwecke ihre Kraft und Strebungen zuwendeten, werden mit Recht Männer des Volks genannt, weil durch sie mit der Gesundheit des Lebens erst wieder ein menschenwürdiger Zustand der Völker sowohl, als der Einzelnen herbeigeführt werden konnte. Unter diesen Männern ist aber wohl Jean Jacques Rousseau einer der hervorragendsten. Tiefer, als er, hat diesen Gegensatz Niemand empfunden; schmerzlicher, als er, hat Keiner darunter gelitten; Niemand hat ihn der Zeit klarer und anschaulicher zur Erkenntniß gebracht, und endlich hat Keiner aufrichtiger getrachtet, diesen Mißklang zu lösen. Ihm gebührt daher in Wahrheit und mit Recht ein würdiger Platz unter „den Männern des Volks."

Jean Jacques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 zu Genf geboren. Schon in der Verbindung seiner Aeltern hatte das Gemüth den Gegensatz der Verhältnisse durch die Liebe auszugleichen getrachtet. Sein Vater, ein mäßig begüterter Uhrmacher, gehörte zu den sogenannten „gens du bas", wie man die unteren Klassen in Genf zu nennen pflegt, während seine Mutter, die Tochter eines angesehenen Predigers, den „gens du haut", der vornehmen Gesellschaft, zugerechnet wurde. Leider starb diese freisinnige und tiefpoetische Frau schon bei Rousseau's Geburt, und seine Erziehung blieb nun seinem Vater, einem rechtschaffenen Lebemanne, wie ihn Rousseau selbst nennt, überlassen, der die Liebe, die er für die verstorbene Gattin gehegt, auf den verwaisten Sohn übertrug, und so wurde zuerst dessen Gemüth erregt und bewegt. Der Vater lehrte den Knaben lesen und wählte hierzu die von der Mutter hinterlassenen Romane, die das Kind wohl empfinden und nachfühlen, nicht aber verstehen lernte. Tief gerührt von ihrem Inhalte, verbrachten Vater und Sohn oft ganze Nächte mit dieser Unterhaltung und weinten und schluchzten bei jeder rührenden Scene, die ihr Gemüth ergriff, um die Wette.

Mit Recht sagte daher der Vater oft: „Ich bin mehr Kind, als du.“ So kam das siebente Jahr Rousseau's heran, und man hatte die Romane durchgelesen. Da aber Vater und Sohn den lebhaftesten Geschmack für die Lektüre gewonnen hatten, so nahmen sie zu den vom Großvater ererbten Büchern ihre Zuflucht, und hierunter befanden sich gute Schriften, geschichtliche Werke, der ganze Fontenelle, Einiges von Moliere u. s. w. Vor allen aber fesselten Plutarch's Lebensbeschreibungen die bereits angeregte Einbildungskraft des Knaben und setzten sein tief bewegtes Gemüth in Feuer und Flamme. So trat Rousseau frühe in eine reine Idealwelt ein. Die rührende Erzählung abenteuerlicher Verhältnisse und Vorfälle, wie die lebenswarme Darstellung großartiger Thaten und hochgesinnter Männer aus der antiken Welt bezauberten und fesselten den Geist und das Gemüth des früh entwickelten und gleichsam durch künstliche Wärme herangereiften Knaben. Die Gestalten gewannen für ihn Wirklichkeit, und seine Phantasie bevölkerte die Welt mit Wesen und Menschen, die grade seine Zeit am Wenigsten aufzuweisen vermochte. Glücklicher Weise war auch seine Umgebung so gut geartet und menschlich schön, daß seine Täuschung nicht gestört wurde. Und diese schöne Traumwelt dauerte auch dann noch fort, als er mit seinem Vetter und Jugendfreunde, dem Sohne seines mütterlichen Oheims Bernard, zu einem edeln Geistlichen, Namens Lambercier, der mit seiner gutmüthigen Schwester ein stillsinniges Leben auf dem Lande führte, in Pflege und Unterricht kam.

Da vertrieb ihn ein unglücklicher Vorfall aus diesem Paradiese kindlicher Unschuld. Man zieh ihn eines kleinen Vergehens, und da er dasselbe nicht begangen hatte und also auch nicht eingestehen konnte, so erlitt er für diese vermeinte Hartnäckigkeit im Läugnen von seinem Oheime eine harte körperliche Züchtigung. Zum ersten Male empfand er Ungerechtigkeit, und dies machte auf sein tief aufgeregtes Gemüth den heftigsten Eindruck. Zugleich war aber auch diese Begebenheit die Veranlassung, daß er und sein Vetter nach Genf zurückgenommen wurden.

Die nächsten drei Jahre verlebte Rousseau im Hause seines Oheims Bernard und genoß hier mit seinem Vetter in stiller, meist selbstgewählter Beschäftigung noch den Nachgeschmack der schönen Traumwelt seiner Kinderzeit. Endlich dachte man an die Wahl eines Berufs für den jungen Rousseau, und da ein Versuch, ihn unter der Leitung des Stadtschreibers zum Rechtsanwalte auszubilden, zu mißlingen schien, so wurde er zu einem Graveur in die Lehre gethan. Hiermit wurde der bisher mit Güte und Freundlichkeit im gebildeten Familienkreise erzogene Knabe den Mißhandlungen eines rohen Meisters und den Verführungen verderbter Gesellen und Lehrlinge preisgegeben. Und da mehr sein Gemüth, als seine Denk- und Willenskraft ausgebildet worden waren, so fand er in sich keine Energie zum Widerstande. Er vergaß seine Bildung und seine feinen Sitten und artete schnell in einen gemeinen Lehrling voll Lüsternheit und Verschlagenheit aus; der sich selbst zum Diebstahle verleiten ließ. Dadurch wurde sein Meister zu immer härteren Züchtigungen veranlaßt, und eben diese verderbten den Gezüchtigten noch mehr. Zudem war der arme Knabe jetzt ganz von seiner Familie getrennt, denn sein Vater lebte schon seit längerer Zeit zu Nyon und sein Vetter, mit welchem ihn früher die engste Freundschaft verband, wurde durch seine Mutter abgehalten, mit dem Lehrling genauen Umgang zu pflegen.

So trat denn ein neuer Gegensatz in Rousseau's Leben; oder vielmehr: der ältere Gegensatz bildete sich nur noch greller aus. Seiner Empfindung und seiner Erziehung nach gehörte er den gebildeten Kreisen der Gesellschaft an, während sein Stand ihn unter die arbeitende Klasse, unter die sogenannten enfans de St. Gervais verstieß. Noch ein Anklang an frühere Zeiten blieb ihm, die Leselust, und diese befriedigte er aus der Leihbibliothek einer alten Frau ohne alle Auswahl, selbst auf die Gefahr hin, Schläge von seinem Meister zu erhalten, und mit solcher Leidenschaft, daß er sogar, wenn er kein Geld hatte, seine Kleidungsstücke versetzte.

Doch dieser Zustand sollte nicht lange so fortdauern. Ein Zufall warf Rousseau in seinem sechzehnten Jahre in den wilden Strudel der Welt und des Lebens, und seine Erziehung zum Manne und zum tiefwirkenden Schriftsteller vollendete sich unter den härtesten Kämpfen und in den mannigfachsten Wendungen und Wirren des Schicksals, in welchen es ihm leider nicht vergönnt war, sich rein von dem giftigen Verderbnisse seiner Zeit zu erhalten.

An einem Sonntage versäumte Rousseau auf einem Spaziergange, den er mit mehreren Kameraden unternommen hatte, in seine Träumereien versenkt, die Stunde der Thorsperre, — ein Vergehen, das er sich bereits zwei Male, nicht ohne harte Strafe dafür zu erdulden, hatte zu Schulden kommen lassen. Die Furcht vor einer noch härteren Züchtigung, die ihm angedroht war, bestimmte ihn — zur Flucht.

Der sechzehnjährige Jüngling irrte einige Tage in der Umgegend seiner Vaterstadt umher, bei gutmüthigen Landleuten Kost und Herberge findend. So kam er denn auch in das Savoyische Dorf Consignon, wo ihn der römisch-katholische Geistliche freundlichst aufnahm. Dieser benutzte aber zugleich die Rathlosigkeit des jungen Flüchtlings, um seiner Kirche eine Seele zuzuführen. Er rieth ihm, zu derselben überzutreten und sich zu diesem Zwecke unter den Schutz einer Frau von Warens zu begeben, die selbst als Preis für den gleichen Schritt von dem Könige von Sardinien einen Jahresgehalt von 2000 Franken bezog und von der Geistlichkeit zur Anziehung neuer Eroberungen benutzt wurde. Da diese Frau in der Folge ungemein auf Rousseau's Entwicklung eingewirkt hat, so müssen wir etwas genauer auf ihre Geschichte und ihren Charakter eingehen. Sie stammte aus einer adligen Familie des Waadtlandes und hatte sich frühe verheirathet, war dann aber ihrem Gemahle entflohen und lebte jetzt unter dem Schutze des Königs von Sardinien zu Annecy in Savoyen. Feine gesellige Bildung mit einem liebenswürdigen Aeußern verbindend, gehörte sie zu den Wesen, welche Jedermann leicht anziehen und fesseln; der Eindruck aber, den sie auf

den jugendlichen Rousseau, dessen Gemüth und Einbildungskraft durch das frühe Romanenlesen eine unnatürliche Reizbarkeit erlangt hatten, machte, war ein überwältigender. Denn obwohl dieser nicht sogleich auf die Idee eines Uebertritts eingegangen war, so hatte er sich doch, um einen Zweck seines Wanderns zu haben, nach Annecy begeben und den freundlichsten Empfang gefunden. Und hier entschied sich denn auch sein Schicksal. Nach mehrfachen Berathungen wurde beschlossen: Rousseau solle sich nach Turin in die für Neuzubekehrende eigends errichtete Anstalt begeben, um dort seinen Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche zu bewerkstelligen. Und dieser, leidenschaftlich bewegt und ganz Empfindungsmensch, wie er war, ließ sich gehen; er gab den augenblicklichen Eindrücken nach, ohne zu bedenken, was die Sache zu bedeuten habe, und welche Folgen daraus hervorgehen würden.

Erst in dem Bekehrungshause zu Turin kam er einiger Maßen zur Besinnung. Die schwer mit Eisen beschlagenen Thore, die sich alsbald hinter ihm schlossen, und das finstere Innere mißfielen ihm höchlich. Noch größeren Anstoß aber nahm er an seinen Unterrichtsgenossen, unter welchen einige Banditengesichter waren, die auf ihren Wanderungen durch Europa sich überall, wo es ihnen Vortheil zu bringen schien, vom Judenthum und Muhamedanismus, den sie zu bekennen vorgaben, zur römisch-katholischen Kirche bekehren ließen. Anfänglich stellte er dem Priester, der ihn unterrichtete und bekehren sollte, mit Erfolg die Gründe entgegen, welche ihm seine frühere Bildung lieh; dann aber, da er sich auf die Dauer in dem einsamen Gefängnisse langweilte und überhaupt nicht wußte, was aus ihm werden sollte, gab er nach und schien überführt zu werden. In einer grauen Robe, mit weißen Spitzen besetzt, wurde der Bekehrte zur Kirche geführt, wo er die Religion seiner Väter unter den demüthigendsten Ceremonien abschwur. Bei der Frage des Priesters, ob seine Mutter verdammt sei, ergriff ihn kalter Schauer; doch schnell gefaßt erwiderte er, er denke es nicht, sondern hoffe, daß sie Gott in der letzten Stunde erleuchtet

habe. Nach beendeter Ceremonie erwartete der Bekehrte, daß ihm nun der Weg zu einer glänzenden Laufbahn sich eröffnen werde; allein was geschah? Man händigte ihm etwas mehr, als zwanzig Franken ein, die man auf dem Zuge nach der Kirche für ihn erbettelt hatte, und ermahnte ihn, als guter Christ zu leben und sich dankbar für die Gnade zu erweisen, die ihm eben widerfahren sei.

So stand der arme Rousseau allein in einer wildfremden Stadt ohne Hülfe und Rath. Da nahmen sich Frauen, für die sein schüchternes, von tiefer innerer Bewegung zeigendes Wesen, verbunden mit einem angenehmen Aeußern, immer viel Anziehendes gehabt hat, des Verlassenen an. Seine Kostgeberin, die Frau eines Soldaten, und eine Kaufmannsfrau sorgten für ihn und verschafften ihm Unterhalt und Unterkommen. Er wird Bedienter zuerst im Hause einer adligen Dame und dann nach deren Tode bei dem Grafen von Gouvon, dem ersten Stallmeister des Königs. In ersterem Dienste macht sich der Unglückliche eines Vergehens schuldig, das er in seinen Bekenntnissen mit rührender Offenherzigkeit eingesteht, und das sein Leben lang schwer auf seinem Gewissen gelastet hat. Er hatte nämlich ein Band von unbedeutendem Werthe entwendet und warf den Verdacht, da eine Untersuchung darüber angestellt wurde, auf ein unschuldiges Dienstmädchen, das in Folge hiervon mit Schimpf aus dem Hause gejagt wurde. So tief kann selbst ein gutgearteter Mensch sinken, wenn seine Güte nicht auf sittlichen Grundsätzen beruht. Doch er hat schwer gebüßt, und dem Reuigen wird die Schuld vergeben.

In dem Hause des Grafen von Gouvon schien sich dem von Schuld und Unglück tief gebeugten Jünglinge eine neue Aussicht zur Erlangung einer seiner Anlagen und seiner früheren Bildung entsprechenden Lebensstellung zu eröffnen. Denn da man durch einen Zufall seine Kenntnisse und Fähigkeiten entdeckte, nahm sich ein Verwandter des Hauses, der Abbé von Gouvon, seiner an und unterrichtete ihn selbst in der lateinischen Sprache.

Nicht minder wirkte der Umgang eines aufgeklärten und tugendhaften Geistlichen, Namens Gainee, belehrend und veredelnd auf Rousseau ein. Dieser wahrhaft weise Mann lehrte den in einer Phantasiewelt Aufgewachsenen die Menschen und ihre Verhältnisse kennen und Tugend und Glück richtig würdigen, was um so nothwendiger war, als Rousseau bis jetzt nur Größe und Verworfenheit gekannt und von der stillwirkenden sittlichen Güte keine Ahnung hatte. Die Unterhaltungen, welche dieser edle Mann mit ihm pflog, hat Rousseau zum Theil in seinem „Emil" unter dem Namen des „Glaubensbekenntnisses eines Savoyischen Vikars" veröffentlicht, und wir werden hiervon noch weiter unten zu reden Gelegenheit finden. Und obgleich diese Unterweisungen, wie wir sogleich erzählen, für den Augenblick keine Früchte bei dem jungen Schüler zu tragen schienen, so legten sie doch, wie er selbst sagt, Keime von Tugend und Religion in sein Herz, die nie gänzlich erstickten. Für jetzt aber ließen der liebgewordene Umgang mit einem jungen leichtsinnigen, aber stets heitern und muthwilligen Landsmanne, verbunden mit der Lust, nach freiem Willen zu leben und zu reisen, und ein unwiderstehlicher Zug stiller Sehnsucht nach Frau von Warens Rousseau plötzlich alle Vortheile aufgeben, welche ihm seine Lage verhieß, und von Neuem in die weite Welt hinauswandern, dem Zufalle des Glücks und Unglücks preisgegeben. Eine Reiherorgel sollte die beiden Leichtsinnigen auf der Wanderschaft ernähren; doch bald zeigte es sich, daß ihre Hoffnung sie betrogen. Nichts desto weniger vergnügt zogen sie, von der geringen Baarschaft, die sie bei sich hatten, zehrend, weiter bis nach Annecy. Hier trennten sie sich mit eben dem Leichtsinne, wie sie sich zusammengesellt, und Rousseau eilte zu Frau von Warens, die ihn freundlich aufnahm. „Armer Kleiner", sagte sie zu ihm, „bist Du wieder da? Ich wußte wohl, daß Du zu jung für diese Reise warst; ich bin recht froh, daß sie nicht so schlimm ausgefallen ist, wie ich fürchtete."

Frau von Warens behielt den zurückgekehrten Flüchtling nur einige Zeit bei sich, und es wurde von Neuem in Berathung gezogen, welchen Beruf er ergreifen sollte. Und da man ihn endlich für den geistlichen Stand bestimmte, so kam er in ein theologisches Seminar, um hier die nöthige Vorbereitung zu erlangen. Allein auch hier kam er nicht zu dem gewünschten Ziele. Sein erster Lehrer in der lateinischen Sprache war zu heftig und leidenschaftlich, und obwohl bald ein angehender Geistlicher, Namens Gasier, ein sanfter, liebenswürdiger Mann, welcher ihm ebenfalls Züge zu der Beschreibung seines „savoyischen Vikars" lieh, an dessen Stelle trat und mit Eifer und Ausdauer den Unterricht betrieb, so entsprachen die Fortschritte des Schülers doch keineswegs den Bemühungen des Lehrers. Rousseau beschäftigte sich jetzt gerade mehr mit der Musik, als mit der lateinischen Sprache, und so kam man auf die Idee, ihn zum Musiker zu bilden. Frau von Warens übergab ihn zu diesem Zwecke dem Musiklehrer Le Maitre. Da dieser sich aber bald darauf mit den Geistlichen seines Stiftes veruneinigte, so begleitete ihn Rousseau auf seiner Flucht nach Frankreich bis nach Lyon, wo er ihn wieder verließ, um zu Frau von Warens zurückzukehren. Da er aber diese nicht in Annecy traf, so zog er auf gut Glück in der Schweiz umher, begleitete einen angeblichen griechischen Patriarchen als Dolmetscher, trat als Musiklehrer zu Lausanne und Neuenburg auf und kam so endlich wieder zu Frau von Warens zurück, die ihm eine Stelle als Geometer verschaffte.

Nun lebte er längere Zeit bei dieser Frau, die er „Mamma" nannte, während sie ihn ihren „Kleinen" hieß. Es entwickelte sich aber hieraus ein Verhältniß eigenthümlicher Art, welches jedoch ganz aus der Verdorbenheit und Unnatur jener Zeit hervorging. Auch Rousseau vermochte sich nicht rein davon zu erhalten, und er hat dies Verhältniß, leider nur zu ausführlich und erschöpfend in seinen „Bekenntnissen" dargestellt. Da wir dasselbe nicht mit Stillschweigen übergehen können, so ziehen wir vor,

es mit den Worten einer feingebildeten Frau zu schildern. *)

„Rousseau war noch ein unschuldiger Jüngling, obgleich einige zwanzig Jahr alt, und betrat jetzt arglos die Schule des Lasters. Der erste Verführer der Frau von Warens, Herr von Tavel, unterrichtete sie in der Philosophie, und da er fand, daß sie ihren Gatten liebte, ihre Pflichten erfüllte und der Sinnlichkeit unzugänglich war, immer kalt und vernünftelnd, so verdarb er ihre Sitten durch seine Sophismen. Alle edle Weiblichkeit ging dadurch in einem von Natur keuschen und edlen Sinne unter. In der Ueberzeugung, daß Nichts einen Mann fester an eine Frau binde, als ihr Besitz, lebte sie im vertrautesten Verhältniß mit Claude Anet, einem Bauer aus der Schweiz, ihrem Diener. Dieser, ein Mann von feinerem Gefühle, als seine Herrin, will von ihr in Folge dieses Verhältnisses mit Achtung behandelt sein, und als sie ihm einst harte Worte sagt, geht er hin und vergiftet sich. Frau von Warens und Rousseau retten ihn, und letzterer erfährt das heimliche Verhältniß, was hier stattfindet. Er ist darüber erschrocken und betrübt; aber kurz darauf stellt ihm Frau von Warens als Nothwendigkeit dar, mit ihr in ein gleiches Verhältniß zu treten, um seine Jugend vor Verführung zu schützen. Er gehorcht ihr mit tief schmerzlichem Scham- und Schuldgefühl. Frau von Warens, von ihm bis zur Entdeckung ihrer Lebensweise als Mutter geliebt, wird nun in seinen Augen zu einer gewöhnlichen Frau. Claude Anet stirbt indessen, und dadurch verliert das sträfliche Verhältniß einigermaßen seine empörende Gemeinheit. Frau von Warens ist Rousseau's Geliebte; aber er nennt sie noch immer Mamma. Rousseau trat an Anet's Stelle und erbte seine Kleider. Vergebens versucht er die leichtsinnige, ihr Vermögen in tausend Projekten verzehrende Frau zu regieren. Krank aus Langerweile und Ueberdruß geht er in die Bäder von Montpellier.

*) Elise von Hohenhausen. Rousseau, Goethe, Byron, ein kritisch-literarischer Umriß aus ethisch-christlichem Standpunkte.

Auf der Reise wird er eine Beute vornehmer, aber höchst sittenloser Frauen. Der Anblick eines großen Römerwerks erweckt ihn aus seinem Sinnenrausche, der des **Pont de Gard** bei Nismes. Er kehrt noch einmal zu Frau von Warens zurück; aber seine Stelle ist durch einen Friseur ersetzt. Seine ehemalige Geliebte schlägt ihm, nach ihrer Art zu denken, eine Theilung vor; aber Rousseau, dessen sittliches Gefühl nie ganz erlöschte, entsagt allen Ansprüchen auf sie; nun entsteht Kälte in seinem Verhältnisse zu Frau von Warens; er verläßt ihr Haus und geht als Erzieher nach Lyon."

Die Zeit, welche Rousseau bei Frau von Warens zugebracht hatte, war indessen nicht nutzlos für seine geistige Entwicklung verstrichen. Er hatte jetzt gute Bücher und zwar mit Vortheil gelesen; seine Kenntnisse in der lateinischen Sprache hatten sich vervollkommnet. Er studirte Locke, Leibnitz, Descartes, Malebranche, beschäftigte sich mit Mathematik und las den Euklid. Mit der regsten Theilnahme verfolgte er den Gang der französischen Literatur, welche damals die Literatur der ganzen gebildeten Welt war. Besonders hatte der Briefwechsel zwischen Voltaire, dessen Henriade er bereits mit Vergnügen gelesen hatte, und dem damaligen Kronprinzen von Preußen, der später als Friedrich II. als Philosoph auf dem Throne glänzen und auch sein Beschützer werden sollte, seine entzündbare Seele ergriffen. Die Beschäftigung mit diesen Schriften hatte aber die in ihm schlummernde und nur durch den Sinnenrausch betäubte Liebe zum Guten und Schönen geweckt und ihn das Bedürfniß fühlen lassen, selbst nach Tugend und männlicher Kraft zu ringen, und das erste Ergebniß dieser Umwandlung war die Trennung von Frau von Warens, der unter so erniedrigenden Bedingungen anzugehören jetzt ebensowohl seinen richtigen Ansichten, als seinen besseren Gefühlen widerstrebte. Zugleich erwachte auch jetzt schon der Gedanke in ihm, selbst durch schriftstellerische Arbeiten Stellung und Einfluß im Leben zu gewinnen, und er war zu diesem Zwecke darauf bedacht, sich in der Darstellungskunst zu vervollkommnen

und seinen Styl auszubilden. Die Erzieherstelle, welche jetzt Rousseau zu Lyon in dem Hause des Herrn von Mably zu Theil wurde, hätte ihm Gelegenheit verschaffen können, eine würdige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und somit die Möglichkeit zu erlangen, seiner gewonnenen Einsicht gemäß zu leben; aber bald fühlte er, daß er für den Beruf eines Erziehers nicht geeigenschaftet sei. Es waren selbst zu viele Gegensätze in ihm, die er nicht zu überwinden gewußt hatte, als daß ihm diese Wirksamkeit, die mit der größten Selbstbeherrschung die vollkommenste harmonische Bildung verlangt, hätte gelingen sollen, und er war zu wahr gegen sich und zu klar über sich, als daß er sich das hätte lange verbergen sollen. Er fand zwar, wie dies allen Menschen zu gehen pflegt, die zu viel über sich reflektiren, bald seine Fehler, hatte aber nicht die Kraft, sie abzulegen. Da er aber um diese Zeit glaubte, ein neues System, Noten, die er durch Zahlen ersetzen wollte, zu schreiben, erfunden zu haben, und in ihm die Hoffnung entstand, hierdurch sein Glück zu begründen, so faßte er den Entschluß, nach Paris zu gehen, wo sich damals alle hervorragende Geister versammelten, und seine neue Erfindung der Akademie zur Prüfung vorzulegen. Diesen Entschluß führte er denn auch im Jahre 1741 aus.

Zu Paris hatten sich zu jener Zeit eine Anzahl geistig begabter und stylgewandter Männer zusammengefunden, welche mit den scharfen Waffen ihres Geistes und einer blendenden Darstellungsgabe eine gänzliche Veränderung der Zustände in Schriftenthum und Gesellschaft, in Kirche und Staat vorbereiteten und anbahnten. Wir nennen nur Voltaire, Diderot, d'Alembert u. s. w. Und wenn man auch dem harten Urtheile Schlosser's über diese Männer und ihre Strebungen beistimmt, daß sie bei ihrer ganzen Schriftstellerei nur ihren eigenen Ruhm und Vortheil in Aussicht genommen hätten; so suchten sie doch eben ihren Ruhm darin, Vorurtheile zu zerstören und Mißbräuche anzugreifen, während die Sophisten der Jetztzeit, freilich mit weniger Gewandtheit und geringerem Glücke,

ihre ganze Geschicklichkeit aufbieten, bereits abgeworfene Vorurtheile wieder zur Geltung zu bringen und längst erkannte Mißbräuche zu vertheidigen. Hierbei lag es in der sonderbaren Gestaltung jener Zeit, daß diese Männer gerade in den höheren Kreisen der Gesellschaft, deren ganzes Geschick mit eben diesen Vorurtheilen und Mißbräuchen stand und fiel, Genuß und Förderung fanden, indem diese die Aufklärung als ein ihrem Stande zukommendes Gut beanspruchten, ohne zu bedenken, welche Folgen die Verbreitung derselben für sie haben mußte. Und an eben dieser Verbreitung arbeitete man gerade, als Rousseau nach Paris kam, ind m man den Plan faßte, das Wissen der Zeit in einem Werkee, „Encyclopädie“ genannt, zusammenzufassen und so dem allgemeinen Verständnisse zugänglich zu machen. Von dieser „Encyclopädie“ erhielten denn auch jene Männer den Namen der „Encyclopädisten“, unter welchem sie von der einen Seite so oft erhoben, wie von der andern arg geschmäht worden sind. In diesen Kreis trat nun Rousseau zu Paris ein, und man kam ihm freundlich und wohlwollend entgegen. Und ob er gleich mit seinem neuerfundenen System der Notenzeichnung in der Akademie nicht durchdringen konnte, so verkannte man doch den hochbegabten Geist in ihm nicht, und es eröffneten sich ihm hier alsbald die Kreise durch Geburt und Geist hochgestellter Männer und Frauen.

Um seine äußere Existenz zu sichern, verschaffte man ihm die Stelle eines Sekretärs bei dem französischen Gesandten zu Venedig, dem Grafen von Montague, und so kam Rousseau nach Italien, wo die ausgelassene Sittenlosigkeit jener Zeit und jenes Landes ihn von Neuem in ihren Strudel zog. Bald jedoch löste sich sein Verhältniß zu dem Gesandten, unter dessen Geiz und Unverstand er arg zu leiden hatte, und er kehrte schon nach achtzehn Monaten nach Paris zurück, um sich durch eigene Kraft auf dem Wege schriftstellerischer Arbeiten Unterhalt und Namen zu verschaffen, wie er denn jetzt an der Abfassung der Encyclopädie Theil nahm, für welche er die musikalischen Artikel lieferte.

Sein Ruf, der bald ganz Europa durchdringen sollte, wurde aber erst durch die unerwartete Weise begründet, auf welche er die von der Akademie zu Dijon gestellte Preisaufgabe: „ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und der Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen habe“ im Jahre 1749 beantwortete. Zufällig war ihm diese in die Hände gefallen, und da ihn der Gegenstand lebhaft, ja leidenschaftlich interessirte, so wog er ihn in schlaflosen Nächten hin und her, und die Frage gestaltete sich ihm so, ob der Mensch überhaupt durch wissenschaftliche Bildung sittlich besser werde. Und dies verneinte er. Dies Ergebniß ging aber lediglich und allein aus dem Gegensatze hervor, an welchem, wie wir oben gesehen haben, seine ganze Zeit krankte, und unter welchem Rousseau selbst so viel litt. Die Intelligenz hatte einen leuchtenden Höhepunkt erreicht, die Sittlichkeit dagegen war tief gesunken. Dies empfand Rousseau tief, und in diesem leidenschaftlichen Schmerze kam er auf die Ansicht, die Ausbildung der Intelligenz hemme und schwäche die Entwicklung der Sittlichkeit, die Unnatur der Zeit sei ein Erzeugniß der Kultur, und wahre Tugend finde sich nur im Stande der Natur, die er jedoch von der Rohheit nicht zu scheiden wußte.

Es ist nicht leicht aufzudecken, worin sein Irrthum lag. Die Intelligenz seiner Zeit hatte in Wahrheit der Sittlichkeit eher geschadet, als genützt; aber dies hatte seinen Grund eben darin, daß sie nicht die ächte und vollständige Intelligenz, sondern nur die Frucht einseitiger Verstandesausbildung und unnatürlicher Geschmacksentwicklung war, und hierin liegt nun Rousseau's Trugschluß: weil die Intelligenz seiner Zeit nicht die ächte war, so gibt es keine ächte und gute Früchte tragende. Und in diesem Irrthume blieb Rousseau, wie uns seine späteren Schriften zeigen werden, sein ganzes Leben hindurch verstrickt. Aber er war nicht allein in diesem Trugschlusse befangen; seine ganze Zeitgenossenschaft war in dem dunkeln Drange nach einem gänzlichen Umsturze aller bestehenden Ver-

hältnisse, der sich um diese Zeit der ganzen romanischen und germanischen Welt, nicht blos der Franzosen, bemächtigt hatte, für diesen Scheingedanken in hohem Grade empfänglich.

Zudem hatte Rousseau seine Abhandlung mit allem Schmucke rednerischen Gepränges ausgestattet, welchem die Franzosen nicht leicht widerstehen, und so kam es, daß seine Schrift nicht nur den Preis erlangte, sondern daß ihr Verfasser auch von dieser Zeit an zu den ausgezeichnetsten Schriftstellern Frankreichs gezählt wurde.

Wollen wir aber gerecht sein, so müssen wir auch das Verdienst hervorheben, welches diese, so wie seine späteren Schriften kennzeichnet. Es ist dies der lebhafte Drang und die ergreifende Sehnsucht nach Natur und Tugend, die aus allen Zeilen sprechen, und die scharfe und klare Aufdeckung der herrschenden sittlichen Mängel und Gebrechen. Rousseau's Schriften sind ein getreuer Spiegel seiner Zeit in ihrer ganzen Erbärmlichkeit und sittlichen Nacktheit, neben welcher sich ein natürliches, einfaches Leben in Sittlichkeit und Tugend als das verlorene Paradies der Menschheit in seiner ganzen Schöne und Liebenswürdigkeit darstellt. Dies war es auch, was unser Lessing als das höchste Verdienst dieser Schriften mit voller Anerkennung hevorhob, und was ihnen einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung des Menschengeschlechts verschafft hat, und eben um dieses Verdienstes willen gebührt ihrem Verfasser ein ehrenvoller Platz unter den Männern des Volkes.

Merkwürdig ist es aber, wie sich seine ganze Zeit in ihrer Verderbtheit, wie in ihrem Drange nach Verbesserung in Rousseau's Leben darstellt; ja man möchte sagen, wenn es erlaubt ist, von einer kranken Zeit, in einem medicinischen Gleichnisse zu reden: die Krankheitsstoffe warfen sich bei ihm durch den Genesungsdrang der Natur als Ausschlag auf die Haut. Dadurch entstehen die grellsten Gegensätze in seinem Leben. So hatte er bald nach seiner Rückkehr von Venedig nach Paris mit einem ungebildeten Mädchen, Therese Levasseur, ein Le-

bensverhältniß eingegangen, welches jene Zeit nicht, wohl aber der sittliche Ernst besserer Tage verwirft. Therese lebte bei ihm, ohne mit ihm verheirathet zu sein, und die Kinder, die diesem Verhältnisse ihr Leben verdankten, sandte der Vater in das Findelhaus, überzeugt, daß ihnen dort eine bessere Erziehung zu Theil werde, als er ihnen in seinem Hause und unter den Einflüssen der Gesellschaft, mit welcher er verkehrte, angedeihen lassen könne. Wir sind weit entfernt, diese Handlungsweise zu vertheidigen; aber wir können nicht umhin zu bemerken, daß sie ein Ergebniß der sittlichen Entartung eben jener Zeit war, gegen die er in seinen Schriften eifert, und daß es denen am Wenigsten zukommt, ihn darum zu schmähen, die Alles dazu beitragen, die Jetztzeit wieder in die Zustände zurückzuführen, aus welcher eben diese sittliche Entartung hervorging, und zu deren Hebung beigetragen zu haben, Rousseau's unsterbliches Verdienst bleibt.

In dem Augenblicke, da Rousseau die Nachricht erhielt, seine Schrift habe den Preis errungen, wurde er, wie er selbst sagte, von einem glühenden Enthusiasmus für die Tugend, die er so schön geschildert hatte, ergriffen, und er faßte in dieser Stimmung die eigenthümlichsten Vorsätze, worin er noch durch eine gefährliche Krankheit, in welche er um diese Zeit verfiel, bestärkt wurde. Er wollte nämlich allen und jeden Umgang mit den höchsten, aber auch verderbtesten Kreisen der Gesellschaft, in die ihm gerade sein Werk den leichtesten Zutritt und die freundlichste Aufnahme verschaffte, abbrechen und in selbstgewählter Armuth für seine großen Zwecke leben und wirken. Seinen Unterhalt gedachte er durch Notenschreiben zu verdienen. Er legte die seidenen Strümpfe und den Degen ab, verkaufte seine Uhr und trug fortan eine runde Perücke.

Doch war er noch Schwankungen unterworfen, indem der Beifall, welchen seine Oper: le devin du village, zu Paris fand, und die günstigen Aeußerungen des Königs Ludwig's XV. über dieses Stück und seinen Verfasser starken Eindruck auf ihn machten. Bald aber sammelte

er sich wieder und sandte der Marquise von Pompadour eine bedeutende Summe, die sie ihm für das Abschreiben von Noten überschickt hatte, zurück, blos die gewöhnliche Abschreibgebühr zurückbehaltend; ja er schlug sogar eine ihm angebotene Pension des Königs aus. Auch brachte ihm um diese Zeit sein Notenschreiben so viel ein, daß er davon nicht nur mit seiner Therese, die er trotz seines Tugend-Enthusiasmus bei sich behielt, leben, sondern auch eine Reise nach seiner Vaterstadt Genf unternehmen konnte. Hier trat er öffentlich zur reformirten Religion zurück und wurde darauf in sein Bürgerrecht, das er durch seine Religionsveränderung gesetzlich verwirkt hatte, wieder eingesetzt. Jetzt besuchte er auch Savoyen, das Land seiner Jugendentwicklung, von Neuem und sah nach langer Zeit seine frühere Beschützerin und Verderberin, die Frau von Warens, wieder. Er fand sie in Armuth und Noth versunken, und seitdem unterstützte er sie, so viel er vermochte. Zu Chambery, wo er einige Zeit verweilte, beschäftigte er sich mit der Lösung einer neuen Preisaufgabe der Akademie zu Dijon. Diese hatte die Ungleichheit unter den Menschen zum Vorwurfe, und Rousseau suchte den Grund derselben in dem Zusammentreten der Menschen zu Vereinen und Staaten nachzuweisen, von welchem er fast alle Uebel, unter denen die Menschen zu leiden hätten, herleitete. Diesem Leben in Gesellschaft und in Verbindung stellte er einen eingebildeten Naturzustand entgegen, den er als die glücklichste Lage des Menschen anpries. In diesem genießt nach ihm der Mensch, auf sich allein beschränkt, ein stumpfes Sinnenglück, das mehr in dem Entferntsein der Uebel, unter welchen er in der Gesellschaft leidet, als im Genusse wahrer Güter besteht. Wenn wir uns das Leben jener Zeit recht vergegenwärtigen, so werden wir uns auch leicht vorstellen können, wie Rousseau auf diese Ansichten kam. Da er die Menschen in der Gesellschaft eben durch die Verhältnisse und Zustände derselben verderbt und dadurch unglücklich sah, so entstand in seinem von tiefem Schmerze ergriffenen Geiste der Gedanke, der Mensch

sei von der Natur gar nicht zur Gesellschaft bestimmt, und eben dadurch, daß derselbe seiner Naturbestimmung untreu werde, entstehe das Uebel. Wir sehen dies als den Grundirrthum in den Rousseau'schen Ansichten an, indem der Mensch gerade von der Natur zum geselligen Leben bestimmt ist und erst in diesem und durch dasselbe seinen hohen Zweck und somit seine wahre Würde erlangen kann. Wir finden es aber, wie gesagt, höchst begreiflich, daß Rousseau dazu kam, besonders da gerade die Unnatur der Zeit seinen Drang nach Natürlichkeit und Einfachheit noch gesteigert hatte. Diese Sehnsucht stammte aber aus der frühesten Zeit seines Lebens. Schlosser sagt in seiner kernhaften Weise hierüber: „Er war in Genf geboren, hatte seine erste Erziehung in einer protestantischen Republik erhalten, wo in jener Zeit durch Sitte, durch strenge religiöse Zucht, durch einfache bürgerliche Ordnung, durch Entfernung von Luxus bei großem Reichthum, Sittlichkeit und häusliches Glück und ein Leben nach der Natur und in der Natur bestand. Die Erinnerungen früher Jugend, die ohnehin bei jedem Menschen um so stärker hervortreten, je stärker der Kontrast ist, den die Eindrücke des späteren Lebens, sei es nun im Guten oder Bösen, mit den früheren bilden, mußten auf Rousseau stärker wirken, als auf jeden Andern. Er war zum Kriechen zu stolz, und selbst die ihm so oft vorgeworfene eigene Art von Eitelkeit und die seit der ersten Preisschrift ihm zur Natur gewordene Richtung machten es ihm unmöglich, mit den Schmarotzern und Schwätzern der großen Welt, aus denen die größte Zahl der sogenannten genialen Philosophen bestand, gleichen Schritt zu halten."

Wie lebhaft aber gerade um diese Zeit die idealisirten Jugenderinnerungen an Genf und an den Genuß der Natur bei einfachen Verhältnissen in Rousseau erwachten, und wie sie einen mächtigen Einfluß auf seine Ansichten gewannen, beweist am Besten die Widmung an den genfer Magistrat, die Rousseau seiner Ab-

handlung über die Ungleichheit unter den Menschen voransetzte. In derselben stellt er in einfachen, wahrhaft ergreifenden Worten Genf als Musterstaat für die Jetztzeit dar. Ebenso geht aber auch hieraus hervor, wie abgeschmackt und lächerlich der Vorwurf ist, den ihm seine Gegner in blinder Leidenschaft machen, daß er nämlich die Menschen zu seinem imaginären Naturzustande zurückführen wolle, ein Vorwurf, dessen Grundlosigkeit sich auch aus jeder andern seiner Schriften darthun läßt. Die Unmöglichkeit der Verwirklichung eines solchen Strebens sah Rousseau wohl ein; im Gegentheile begann sich jetzt die Idee von einem demokratischen Staate nach und nach in seinen Gedanken aufzubauen. Und gerade diese Idee, die später in der französischen Staatsumwälzung zur praktischen Geltung zu gelangen strebte, so wie die offene Aufdeckung der Verwerflichkeit und Haltlosigkeit der Zustände seiner Zeit, wodurch diese, wie seine späteren Schriften gekennzeichnet werden, haben den bedeutsamsten Einfluß auf die Gestaltung der neueren Geschichte gehabt, deren Erscheinungen nur der richtig zu würdigen vermag, welcher die Ideen und Ansichten, aus welchen sie hervorgegangen und die Bedingungen, unter welchen sie erfolgt sind, genau und vorurtheilsfrei geprüft hat.

Schon jetzt erlangten Rousseau's Schriften den höchsten, und wenn man ihre Tendenz berücksichtigt, unglaublichsten Beifall seiner Zeitgenossen; man stellte ihn als Prosaisten neben Voltaire, als Denker über Montesquieu.

Auf dringende Einladungen kehrte Rousseau jetzt nach Frankreich zurück, und der ungemeine Beifall, der ihm von allen Seiten zu Theil wurde, ermunterte ihn zu dem Plane, auf Umgestaltung des ganzen Lebens seiner Zeit in Staat, Kirche, Sitte und Gefühl hinzuwirken. Er faßte den Entwurf zu zwei Werken, durch welche er seine Ideen zu begründen und durch alle Adern des Lebens zu treiben gedachte *). Um Sammlung und Muße

*) Worte Schlosser's.

für diese Thätigkeit zu gewinnen und seinem Hange nach Einfachheit und Natur zu genügen, zog sich Rousseau aus dem Verkehr der großen Welt und aus Paris, dessen Lüfte und Intriguen ihn anekelten, in die Einsamkeit zurück. Einer seiner durch Geburt und Reichthum hochgestellten Bewunderer ließ ihm im Walde von Montmorency ein Häuschen erbauen, welches Rousseau durch die Schriften, die er hier verfaßte, zu der weltberühmten Eremitage gemacht hat. Das erste Werk, welches 1759 aus dem Dunkel der Waldeseinsamkeit hervorgehend, mit seinem strahlenden Lichte ein mächtiges, weithin greifendes Feuer entzündete, hieß die „neue Heloise". Schlosser hat dasselbe in Beziehung auf den Einfluß, den es gewann, und auf die Gährung, die es in den Gemüthern hervorbrachte, so treffend geschildert, daß wir es für unsere Zwecke am Angemessensten erachten, seiner Darstellung im Wesentlichen zu folgen.

Der erste Theil der „neuen Heloise" enthält den eigentlichen Roman oder den Theil desselben, der das Buch zum allgemeinen Lesebuche machte, mit dem wir es aber hier am wenigsten zu thun haben, weil wir nur auf die Politik und Lebensweisheit aufmerksam machen wollen, welche Rousseau unter dem besseren Theile seiner mit dem Bestehenden unzufriedenen Landsleute verbreitete. Aus der Heloise besonders lernt man wie es kam, daß durch Rousseau sogar ein Lavater und ähnliche Männer, also eine ganz andere Klasse von Menschen, als die, welche einen Voltaire, Diderot, Helvetius verehrten, gegen die bestehende Ordnung des Lebens, des Unterrichts und der Erziehung ihrer Zeit eingenommen wurden. Die edeln und gefühlvollen Seelen, die in jener Zeit des Erwachens zu einem veränderten Leben die Steifheit, das Gezwungene, Erkünstelte und Entartete in den Verhältnissen der Menschen und Stände erkannten und diese der Natur näher bringen wollten, erschracken beim Namen Voltaire's. Sie schauderten vor Leuten zurück, die mit bitterem Hohn und Spott blos auf Zerstörung auszugehen schienen; sie wandten sich aber Rousseau

zu, der statt der herrschenden Dogmatik eine Religion des Herzens, anstatt der Moral der zehn Gebote und des Katechismus eine Tugend des Gefühls verkündigte.

Rousseau selbst hat übrigens aufrichtig bekannt, daß er, wenn er durch einen Roman Moral zu lehren versuche, und besonders durch einen Roman, dessen Knoten ganz unmoralisch sei, sich blos dem akkomodiren wolle, was seine Zeit fordere. Was nun die Darstellung des Lebens, wie er sie gleich im ersten Theile gibt, betrifft, so ist es nicht das eigentliche prosaische, bürgerliche Leben, es ist die bessere Seite der damaligen Modewelt und Modebildung. Wir erblicken hier Leben und Sitten, die freilich nicht ohne Tadel sind, aber doch einen Vorzug haben vor der Genialität sowohl, als vor der Frömmelei der jetzigen Mode und vor der Keckheit einer nur auf Geld und Luxus bedachten Zeit. Sowohl in der Liebesgeschichte selbst, als in den weiblichen Charakteren, wird man die edlere Klasse von Männern und Weibern der großen Welt erkennen, deren Bildung und gepriesene Gefühle, sowie die aus diesen Gefühlen hergeleitete Moral uns allerdings oft mißfallen können, die sich aber zu den Geschöpfen, die in den liaisons dangereuses, in Diderot's und Marmontel's Romanen als hochgebildete Damen erscheinen, wie Gold zu Kupfer verhalten. Die Schwächen seiner Ideale von Frauen (der femmes à grands sentiments) deckt freilich Rousseau mit dem Mantel der Liebe zu.

Rousseau's „Heloise" wirkte, wie einst unter uns Werther und Siegwart; denn die Julie, ihr sonderbarer Liebhaber, ihr weiser Gemahl wurden, allen kirchlichen Moralisten zum Trotze, in aller Welt bewundert und oft auf eine höchst sonderbare Weise nachgeahmt. An Wahrheit des Lebens übertrifft dieser erste Theil alle andere Romane, weil Rousseau wirklich empfand, was er schrieb, weil er wirklich von der Leidenschaft durchdrungen war, die er malte, und nicht blos ein Buch machte, wie viele Andere thun. Dazu kam die wahre, wenn gleich verschönerte Darstellung des Genfer See's und seiner Ge=

genden, des Walliser Landes und die Einführung von Menschen aus Rousseau's früherer Erinnerung. Die Wahrheit gewinnt durch die Gestalten aus der Wirklichkeit, auch wenn er sie verschönert.

Der zweite Theil hat es erst eigentlich mit der innern Geschichte der Zeit zu thun. In ihm beschäftigt sich Rousseau absichtlich mit der Beschaffenheit des Lebens der höhern Klassen, der Belletristen, der Schwätzer der Pariser Salons, der Damen der Zeiten des siebenjährigen Krieges. Wir werden durch ihn, wie durch die sogenannten Encyclopädisten bekannt mit dem immer lauter werdenden Bedürfniß einer durchgreifenden Veränderung der Sitten, des Lebens, der Regierung. Die Briefe, in denen Rousseau hier auf eine ganz eigenthümliche Weise und mit Lebhaftigkeit die Geschichte der Verhältnisse der Pariser tonangebenden Welt nicht romanhaft, sondern nach der Wahrheit schildert, und von den Weibern und dem Verhältniß beider Geschlechter ausführlich handelt, besonders der vierzehnte bis siebenundzwanzigste, gehören zu den besten und nützlichsten Stücken, welche aus seiner Feder geflossen sind. Er läßt seinen St. Preux Paris beschreiben und ist durch diese angenommene Rolle frei von den Fehlern, welche seine Selbstbekenntnisse verdächtig machen können, wo er in eigener Person spricht und oft grämlich, argwöhnisch, verstimmt und hypochondrisch bis zum Irrsein erscheint. Die Beredsamkeit und Lebendigkeit ist hier keineswegs sophistisch; Jeder, der das hier beschriebene Leben der Reichen und die Leute, die es treiben, aus Erfahrung kennt, wird vielmehr sogleich die ihm bekannten Mitglieder der guten Gesellschaft wieder erkennen, die mit ihrer Zeit, ihrer feinen Bildung, ihrem Range, ihrem vielen Gelde stets in der größten Verlegenheit sind, wenn sie das Alles nicht irgendwo zur Schau tragen können.

Rousseau tadelt das Gekünstelte und Erkünstelte des Lebens der großen Hauptstädte aus voller und inniger Ueberzeugung, und man wird sich daher nicht wundern, daß er von jener Gesellschaft und ihren Sophisten

als ein Narr verschrieen war. Diese Menschen wissen bekanntlich Alles, ohne das Geringste gelernt zu haben, sie streifen über Alles oberflächlich hin, und ihr durch Ton und Unterhaltung über alle mögliche Dinge abgeschliffenes Urtheil ist immer aus dem neuesten Journale oder Modebuche entlehnt; wie könnte Natur und Vernunft, deren Sprache Rousseau in diesen Briefen redet, und deren Sache er führt, je zu ihnen dringen? Und dennoch war er es allein, der den Schein von Natur und Einfachheit, den wir jetzt hie und da in der vornehmen Welt wahrnehmen, hineinbrachte. Dinge, wie die, welche im zwanzigsten Briefe des zweiten Theils der Heloise vorkommen, würde ein nach unsern Begriffen moralischer Mann schwerlich mit der Lebendigkeit dargestellt haben, als hier geschehen ist; aber Rousseau hat die grelle Wahrheit des Lebens und sich selbst in aller seiner Sinnlichkeit vor Augen. Das war gerade die arge Seite jener orthodoxen und monarchischen Zeit, daß sie mit Jubel aufnahm und bewunderte, was man in unseren Tagen, aus Besorgniß für die noch schwache Heiligkeit der Neubekehrten unter den vornehmen Sündern, mit Feuer und Schwert verfolgen würde. Mit dem Anfange der zweiten Abtheilung des zweiten Theils (troisième partie) war eigentlich der Roman zu Ende, und Alles, was hernach folgte, hätte ganz gut ein besonderes Werk bilden können. Für die historische Beziehung des Buchs ist es aber gerade bedeutend, daß die in dieser Abtheilung enthaltenen Briefe, die zu förmlichen Abhandlungen geworden sind, nicht in dieser Form, sondern als ein Theil eines allgemein gelesenen Romans verbreitet wurden.

Der folgende Abschnitt (quatrième partie) hat die neuere Zeit aus den Gärten voll Burbaum, den man zu Statuen, Thieren und unzähligen Gestalten geschnitten, aus holländischen Gärten mit Tulpen und Scherben und Muscheln und Statuen, aus dunkeln Camillen wieder in die helle Natur gerufen und der alten Baukunst zum Siege über die Schnörkel der Hofbaumeister der Monarchen verholfen. Der letzte Theil des Buchs ist für Genf und

für Deutschland besonders wichtig, weil in beiden Gegenden der Einfluß, den es gehabt hatte, nicht sobald im konventionellen Leben wieder verschwand, als in Frankreich. Die ganze alte Kinderzucht, die Lebensweise, die Einrichtung, die Strenge der Aeltern gegen die Kinder, ihr monarchisches und patriarchalisches Verhältniß zu diesen, die Entfernung, in welcher die Kinder gehalten wurden, die äußere Ehrfurcht, welche sie bewiesen, erschien neben dem idyllischen Verhältnisse, welches Rousseau darstellt, so lästig und unbequem, daß es verschwand. Claudius, Voß, Hölty u. a. stimmten ihre Poesie darnach. Es ward dadurch unser häusliches Leben freundlicher, und milder. Der Sinn für die Natur und ihre Schönheiten; welche Rousseau durch reizende Schilderungen und idyllische Gemälde des ländlichen Lebens geweckt hatte, ward erst Mode und dann wirkliches Bedürfniß.

Auch auf die Ansichten über Moral und Theologie wirkte Rousseau's „Heloise" mächtig ein; doch werden wir hierüber noch genauer reden, wenn wir seinen „Emil" besprechen. Da aber dieser „Emil" von dem entscheidendsten Einflusse auf Rousseau's spätere Lebensschicksale war, so ziehen wir es vor, denselben erst weiter unten zu erörtern, um dann die für den Verfasser daraus hervorgehenden Verfolgungen und deren Einwirkung auf seine Gesinnungs- und Lebensweise in ihrem inneren Zusammenhange darstellen zu können.

Wir reden daher zuerst von seinem um dieselbe Zeit verfaßten Werke über den „Gesellschaftsvertrag". In diesem sucht Rousseau die wahre Grundlage aller Staatseinrichtungen aufzufinden und daraus ein allgemeines Staatsrecht abzuleiten. Diese Grundlage findet er in einem freiwillig von Allen abgeschlossenen Urvertrage, vermöge dessen Jeder der Vertragschließenden seine Person und Alles, was er hat, und was er vermag, der obersten Leitung des allgemeinen Willens überläßt, und jeder Einzelne wieder vom Ganzen als ein untrennbarer Theil dieses Ganzen aufgenommen wird. Der Staat, welcher hierdurch entsteht, ist eine moralische Person, zusammengesetzt

aus den Gliedern, welche die Gesammtheit oder die Republik bilden. Eine solche Gesammtheit heißt einfach Staat, wenn sie ihrem eigenen Willen gehorcht oder sich leidend verhält; sie heißt unumschränkter Gebieter (souverain), wenn sie auf sich selbst einwirkend handelt, Macht, wenn man sie in ihrem Verhältnisse zu andern ähnlichen Gesammtheiten betrachtet. Auf dieselbe Weise heißen die zu einem Staate vereinigten Individuen als Gesammtheit Volk, insofern sie an der Herrschergewalt Theil haben Staatsbürger (citoyens), insofern sie ihren eigenen Gesetzen, d. h. denen des Staates unterwürfig sind, Unterthanen. Die Gesetze sind nur die Aeußerungen des allgemeinen Willens; daher hat auch die Gesammtheit das Recht, Gesetze zu geben. Die Ausführung derselben kann sie entweder selbst übernehmen; dann ist die Verfassung demokratisch, oder sie vertraut sie einer gewissen Anzahl von Mitgliedern an, dann ist sie aristokratisch, oder sie übergibt sie einem Einzelnen, dann findet eine Monarchie statt. Wenn sich diese Vollziehungsbehörde (gouvernement) über die Gesetze erhebt und ihren Eigenwillen über den allgemeinen stellt, so ist der Gesellschaftsvertrag vernichtet. Zur Sicherung der Rechte der Gesammtheit oder des Souveräns sind festbestimmte periodische Versammlungen aller Staatsbürger erforderlich, die jedes Mal darüber entscheiden, ob die Form der Verfassung beizubehalten, und die Vollziehung der Gesetze dem eingesetzten Gouvernement zu belassen sei. Stellvertretung kann die allgemeine Versammlungen nicht ersetzen, und eine Zusammenkunft von Stellvertretern ist daher auch nicht berechtigt, Gesetze zu erlassen. Der Staat hat das Recht, von seinen Unterthanen zu verlangen, daß sie an Gott, Unsterblichkeit, die Belohnung der Gerechten und die Bestrafung der Bösen glauben, den Gesellschaftsvertrag und die Gesetze für heilig erachten und die Verpflichtung zur Duldung abweichender Religionsmeinungen anerkennen; jede Religion, welche diese Glaubenssätze nicht annimmt, kann er verbieten und ihre Bekenner verbannen. Dies sind ungefähr die Hauptgrundsätze, welche in diesem Werke darge-

legt werden. Man hat die verschiedenartigsten und abweichendsten Urtheile über Rousseau's „Gesellschaftsvertrag“ gefällt. Man hat historisch nachgewiesen, daß ein solcher Gesellschaftsvertrag nie abgeschlossen worden sei und nie habe abgeschlossen werden können, weßhalb man ihn für ein Unding erklären zu dürfen geglaubt hat. Aber will man gerecht sein, so muß man eingestehen, daß alle übrige Erklärungen, die man über die Entstehung des Staates versucht hat, ebenso jeder geschichtlichen Begründung entbehren. Und dies ist höchst natürlich; denn der Staat ist ein Organismus, der mit eben derselben Naturnothwendigkeit erwächst, wie alle andere Organismen. Will man demselben aber eine rechtliche Grundlage geben, so wird man, falls man nicht den baarsten Unsinn zu behaupten Lust hat, immer auf die Idee einer freiwilligen Uebereinkunft kommen, ohne welche sich der Staat in seinen höchsten Zwecken nicht erklären läßt. Dagegen räumen wir gerne ein, daß manche Vorschläge, wie der der allgemeinen Versammlungen aller Staatsbürger unausführbar und daß die Erörterungen über Stellvertretung aus dem übergroßen Bestreben, folgerichtig zu sein, hervorgegangen sind. Wir haben aber hier nicht über das Richtige und Unrichtige in dem vorliegenden Werke abzuurtheilen, sondern nur von den Wirkungen zu reden, welche dasselbe auf die Geister und Gemüther seiner Zeitgenossen und somit auf die Entwicklung der Geschichte der europäischen Menschheit hatte, und diese waren übermächtig.

Man empfand damals, wie wir schon mehrmals gezeigt haben, die Unnatur und Verwerflichkeit der gegenwärtigen Zustände; man trachtete darnach, zur Natur zurückzukehren. Und hier wurden nun in schöner, ergreifender Darstellung die Urrechte des Menschen zurückgefordert; es wurde der Grundsatz von der Unumschränktheit des Volkswillens, die Lehre von der Volkssouveränität vorgetragen. Es wurde gezeigt, daß die Staatsbürger nicht um der Regierung willen, sondern diese des Volkes wegen dasei, und die Erhaltung und das Glück Aller

wird als Zweck des Staates aufgestellt Dies mußte zünden, und es bildeten sich daraus neue Ansichten über Menschen- und Bürgerthum. Die Geschichte der nur 30 Jahre nach dem Erscheinen dieses Werks ausbrechenden französischen Staatsumwälzung, die Rousseau schon jetzt voraussah, ist eine Uebersetzung der Ideen des Gesellschaftsvertrags in die Wirklichkeit des praktischen Lebens, und somit sind selbst unsere zeitgenössischen Zustände nicht zu begreifen ohne ein genaues Verständniß jener Ideen und Ansichten, welche in Rousseau's Werk niedergelegt sind.

Wir müssen aber hierbei einem Irrthume vorbeugen, den man oft bald aus bösem Willen, bald aus Unwissenheit begeht, indem man behauptet, die französische Staatsumwälzung sei durch die Schriften Rousseau's und seiner zeitgenössischen Schriftsteller hervorgerufen worden. Sie ist vielmehr das naturnothwendige Ergebniß jener bodenlosen Unnatur und Sittenverderbniß der früheren absoluten und orthodoxen Zeit, und in den Schriftstellern, welche die leitenden Ideen für die Neugestaltung der Dinge aussprachen, thaten sich nur die gährenden Strebungen der nach Veränderung ringenden Zeit kund. Sie waren, wenn das Bild erlaubt ist, die Geburtshelfer der Neugeburt, nicht ihre Väter und Erzeuger; diese waren die Unumschränktheit der Fürstengewalt und die Anmaßung des Priesterthums. Mit welchem Beifalle Rousseau's Werk von seiner Zeitgenossenschaft begrüßt wurde, beweisen die Aufforderungen, die er von Korsika und Polen erhielt, Verfassungen für diese Länder zu entwerfen, Aufforderungen, denen er zwar nicht entsprach, die aber für ihn die Veranlassung wurden, seine Betrachtungen über die polnische Verfassung herauszugeben.

Aber ersteres Werk zog ihm bereits auch den Haß vieler Großen, die Abneigung mancher Regierung zu, und er selbst hatte mit Recht in ihm gesagt: „die Wahrheit führt nicht zum Glück, und das Volk vergibt weder Gesandtschaften, noch Lehrstühle, noch Pensionen.“ Das Unwetter zog sich schon zusammen, und es bedurfte nur

noch des Anstoßes und Aergernisses, das er in seinem „Emil" den Geistlichen aller christlichen Kirchen gab, um es in vollen Wettern über sein Haupt hereinstürmen zu lassen.

Betrachten wir jetzt seinen „Emil", den andern Roman, durch welchen er seine Ideen unter seinen Zeitgenossen zur Anerkennung und Geltung zu bringen gedachte, und der also seine „neue Heloise" ergänzen und vervollständigen sollte. Er selbst sagt, der Wunsch, den Fehler, den er früher begangen, indem er seine Kinder dem Findelhause übergeben habe, wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen, sei eine der Hauptursachen seines über Erziehung geschriebenen Werkes gewesen. Er handelt nämlich in dem „Emil" über die Erziehung und deren Folgen, indem er die Erziehung eines gedachten Zöglings, des Emil, bis in sein männliches Alter beschreibt und das Verfahren mit Gründen belegt. Um dieses Werk gehörig zu würdigen, muß man sich in jene Zeit und nach Frankreich versetzen, wo die größte Unnatur und Verderbniß auch in der Erziehung Platz gegriffen hatten. Die Aeltern entschlugen sich ihrer heiligsten Pflichten, die Mutter übergab das Kind einer Amme, der Vater einem Miethlinge, der es bald zu einem polirten und gezierten Gecken und Vielsprecher herandressiren sollte. In Deutschland dagegen behandelte man das Kind mit der größten Härte; man gebrauchte Peitsche und Stock, um die Erbsünde aus ihm herauszutreiben. Gegen alle diese Verkehrtheiten und Mißgriffe in der Erziehung tritt Rousseau auf und schildert dagegen eine naturgemäße Erziehungsart. Unser Zweck erlaubt uns nicht, den ganzen Gang derselben beurtheilend zu verfolgen; wir müssen uns daher mit folgenden Andeutungen begnügen. Die Erziehung und der Unterricht sind genau nach dem Entwicklungsgange der Natur des Zöglings zu bemessen; es ist daher in beiden ganz stufenweise, je nachdem sich seine Anlagen und Fähigkeiten entwickeln und hervortreten, zu verfahren. In der Erziehung kommt Alles darauf an, das Kind von frühe auf zu gewöhnen, der Naturnothwendigkeit zu ge=

horchen, daher auch alle Verbote in derselben gegründet sein müssen. Dies muß aber das Kind mehr durch Erfahrung erkennen lernen, als daß es ihm vordemonstrirt wird. Im Unterrichte soll das Kind gelehrt werden, selbst das Wahre und Richtige aufzufinden; der Lehrer soll es hierbei nur leiten und vor Irrthümern bewahren. Es soll Nichts lernen, was es nicht versteht, und das Leben soll es mehr lehren, als die Bücher. Auch die religiösen Gefühle und die Begriffe von sittlichen Pflichten sollen erst im Jünglingsalter in dem Zöglinge geweckt und zur klaren Erkenntniß gebracht werden, damit sie dann in dem Boden vernunftgemäßer Ueberzeugung desto tiefer und fester Wurzel greifen.

Und soviel man, besonders in der Zeit der Reaktion, über Rousseau's Erziehungstheorie als ein gehaltloses Hirngespinnst gespottet, so arg man sie verschrieen hat; so bleibt es doch wahr, daß erstens die Meisten, die so darüber sprechen, — Rousseau's Emil gar nicht gelesen haben, und daß zweitens wir den größten Theil der gesunden und richtigen Ansichten, die wir jetzt in der Erziehung und dem Unterrichte befolgen, — Rousseau verdanken, und daß also unsere zeitgenössische Bildung mit sein Verdienst ist. Zwar hat man in der letzten Zeit angefangen, von Allem, was durch Rousseau und die größten und erhabensten Geister Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert zur Geltung gekommen war, das Gegentheil zu lehren und zu thun, wie man denn den Grundsatz, worauf seine ganze Erziehung beruht: „der Mensch sei von Natur gut", als arge Ketzerei gegen die Lehre von der Erbsünde angefeindet hat und wieder behauptet, es sei recht gut, daß das Kind Vieles, vorzüglich in der Religion, mit dem Gedächtnisse auffasse, was es mit dem Verstande nicht zu begreifen vermöge. Allein vertrauen wir der durch das achtzehnte Jahrhundert geschaffenen Bildung, die jetzt immer mehr alle Klassen und Schriften des Volkes durchdringt, und dem gesunden Sinne eben dieses Volkes, diese Strebungen werden vergeblich sein.

Es wird nicht noch einmal eine solche Zeit hervorgerufen werden können, welcher von Neuem ein Rousseau oder gar ein Voltaire Noth thäte.

Zu jener Zeit aber gewann Rousseau's „Emil" warme Anhänger und mächtigen Einfluß. Sein Verfasser jedoch zog sich durch das bereits erwähnte „Glaubensbekenntniß eines savoyischen Vikars", worin er seine religiösen Ueberzeugungen niederlegte, harte Verfolgungen zu. Wir glauben daher, dasselbe seinem Inhalte nach darlegen zu müssen. Es beginnt so: „Mein Kind, erwarte von mir weder weise Reden, noch tiefe Erörterungen. Ich bin kein großer Philosoph und kümmere mich auch wenig, es zu sein. Aber ich habe manchmal ein gesundes Urtheil, und ich liebe immer die Wahrheit. Ich will nicht mit Dir Schlüsse aufführen, noch selbst versuchen, Dich zu überführen; es genügt mir, Dir auseinander zu setzen, was ich in der Einfalt meines Herzens denke. Frage während meiner Rede das Deinige um Rath; hierum allein bitte ich Dich. Wenn ich mich irre, so geschieht es in gutem Glauben; dies reicht hin, daß mein Irrthum mir nicht als Verbrechen angerechnet werde; wenn du Dich ebenfalls irrtest, so würde Dir dies nicht mehr Schaden bringen; wenn ich richtig denke, so ist die Vernunft uns gemeinsam, und wir haben dieselbe Aufforderung, sie zu hören; warum solltest Du nicht, wie ich, denken können?"

Nach diesem schlichten Eingange zeigt Rousseau, daß die Erörterungen der Philosophen keine genügenden Aufschlüsse über die religiösen Fragen liefern, indem ein System immer das andere des Irrthums überführt und gerade nur darin, nicht in der Aufstellung besser begründeter Lehrsätze stark ist, und erklärt, daß nur die vernünftige Betrachtung der Natur und die innere Stimme des Menschen, d. h. das Gewissen, hierüber befriedigende Aufschlüsse zu geben vermöchten. Aus der Betrachtung des Menschen und der Dinge außer ihm geht nun hervor, daß es sich freiwillig bewegende und bewegt werdende Körper gibt. Dies führt auf die Unterscheidung

von Geist und Materie, und hierauf erbaut sich dann sein religiöses Fürwahrhalten, dessen erster Artikel der Glauben an Gott ist. Er sagt: „Dieses Wesen, welches will und kann, dieses durch sich selbst thätige Wesen, kurz, dieses Wesen, was es auch sein mag, welches das Weltganze bewegt und Alles und alle Dinge anordnet, nenne ich Gott. Ich verbinde mit diesem Namen die Ideen der Weisheit, der Macht, des Willens, die ich gefaßt habe, und der Güte, die eine nothwendige Folge davon ist; aber ich kenne um deßwillen das Wesen um Nichts besser, dem ich sie beigelegt habe; es entzieht sich auf gleiche Weise meinen Sinnen und meinem Verständnisse; je mehr ich darüber nachdenke; desto mehr verwirre ich mich; ich weiß mit Sicherheit, daß es existirt, daß es durch sich selbst besteht; ich weiß, daß meine Existenz der seinigen untergeordnet ist, und daß alle Dinge, die mir bekannt, in derselben Lage sind. Ich bemerke Gott überall in seinen Werken; ich empfinde ihn in mir; ich sehe ihn überall außer mir; aber sobald ich ihn an sich selbst betrachten will, sobald ich suchen will, wo er ist, was er ist, welches seine Wesenheit ist, so entflieht er mir, und mein verwirrter Geist bemerkt Nichts weiter."

Aus der Betrachtung des Menschen und seiner Anlagen und Fähigkeiten ergibt sich, daß er den Beruf hat, über die Erde zu herrschen. Er ist frei und zur *Unsterblichkeit* bestimmt; er ist verpflichtet, die Tugend zu üben, und das Bewußtsein, die Tugend geübt zu haben, wird seine höchste Belohnung sein.

Dies sind die hauptsächlichsten Ergebnisse einer weitläufigen Erörterung, die genauer zu verfolgen, uns der Raum verbietet, und es sind ganz die Glaubenssätze der sogenannten natürlichen Religion, der des Deismus, wie Rousseau selbst eingesteht. Wir wollen nun noch anführen, was er über die geoffenbarten Religionen sagt, und zwar mit seinen eigenen Worten:

„Ich habe Dir bis jetzt Nichts gesagt, wovon ich nicht glaubte, daß es Dir nützlich sei und wovon ich nicht im tiefsten Innern überzeugt wäre. Die Untersuchung,

die mir noch übrig bleibt, ist äußerst verschieden hiervon; ich sehe darin nur Verwirrung, Geheimniß, Dunkelheit; ich bringe nur Ungewißheit und Zweifel hinein. Ich entscheide mich nur mit Zittern, und ich sage Dir mehr meine Zweifel, als meine Meinung. — — — — —

Du erkennst in meiner Ausführung nur die natürliche Religion; es ist sehr befremdlich, daß man einer andern bedürfen soll. Wodurch konnte ich diese Nothwendigkeit erkennen? In welcher Bezeihung möchte ich strafbar sein, wenn ich Gott nach der Erkenntniß, die er meinem Geiste gegeben, und nach der Empfindung, die er meinem Herzen eingeflößt hat, diene? Welche reine Moral, welchen dem Menschen nützlichen und seinen Urheber ehrenden Lehrsatz könnte ich aus einer positiven Lehre ziehen, die ich nicht ohne sie dem guten Gebrauche meiner Fähigkeiten zu entnehmen vermöchte? Zeige mir, was man für den Ruhm Gottes, für das Wohl der Gesellschaft und für meinen eigenen Nutzen zu den Pflichten des Naturgesetzes hinzufügen kann, und welche Tugend Du aus einem neuen Kulte könntest hervorgehen lassen, die nicht eine natürliche Folge des meinigen ist. Die erhabensten Ideen über die Gottheit kommen uns durch die Vernunft allein. Betrachte das Schauspiel der Natur, höre die innere Stimme. Hat Gott nicht unsern Augen, unserm Bewußtsein, unserm Urtheile Alles gesagt? Was können uns die Menschen sagen? Ihre Offenbarungen würdigen nur Gott herab, indem sie ihm menschliche Leidenschaften geben. Weit entfernt, die Idee über das große Wesen aufzuklären, sehe ich nur, daß die besonderen Dogmen sie verwirren, entfernt, sie zu veredeln, erniedrigen sie sie; zu den unbegreiflichen Geheimnissen, womit sie es umgeben, fügen sie abgeschmackte Widersprüche; sie machen den Menschen hochmüthig, unduldsam, grausam; anstatt den Frieden auf der Erde zu begründen, bringen sie nur Feuer und Schwert. Ich sehe darin nur die Verbrechen der Menschen und das Unglück des menschlichen Geschlechts.

Man sagt mir, es hätte einer Offenbarung bedurft, um die Menschen die Art kennen zu lehren, wie Gott

verehrt sein wollte; man führt als Beweis die Verschiedenheit der besonderen Gottesverehrung an, die man eingerichtet hat, und man sieht nicht ein, daß diese Verschiedenheit selbst aus der Phantasie der Offenbarungen herrührt. Seitdem es den Menschen eingefallen ist, Gott sprechen zu lassen, läßt ihn Jeder nach seiner Art sprechen und ihn sagen, was er gewollt hat. Wenn man nur das gehört hätte, was Gott dem Herzen des Menschen gesagt hat, so würde es nur eine Religion auf Erden geben.

Es bedurfte einer übereinstimmenden Gottesverehrung; ich sehe es wohl ein; aber war dies denn so wichtig, daß es den ganzen Aufwand der göttlichen Macht erforderte, diese einzurichten. Verwechseln wir nicht die Gebräuche der Religion mit der Religion selbst. Die Verehrung, welche Gott verlangt, ist die des Herzens, und diese, wenn sie aufrichtig, ist immer übereinstimmend; es ist eine närrische Eitelkeit, sich einzubilden, daß Gott eine so große Theilnahme hegt für den Schnitt der Kleidung des Priesters, für die Reihenfolge der Worte, die er spricht, für die Geberden, die er am Altare macht, und für alle seine Kniebeugungen. Ach, mein Freund, auf all' Deiner Höhe bleibst Du doch immer der Erde nahe genug. Gott will im Geiste und in der Wahrheit verehrt sein; dies ist Pflicht in allen Religionen, in allen Ländern, bei allen Menschen. Was den äußern Kultus betrifft, so ist dies, wenn er der guten Ordnung wegen übereinstimmend sein soll, eine Sache der Aufsichtsbehörde (de police); es bedarf dazu keiner Offenbarung."

Dies ist die stärkste Stelle in dem ganzen Glaubensbekenntnisse; wir glaubten sie um deßwillen der Beurtheilung des Lesers nicht vorenthalten zu dürfen. Nachdem nun Rousseau ausgeführt, daß es, um eine positive Religion im Glauben aufzunehmen, untrüglicher Zeichen ihrer Wahrheit bedürfe, und erklärt hat, er könne diese in den von jeder positiven Religion angeführten Wundern und Zeichen eben darum nicht finden, weil sich jede deren rühmt, und weil er sie nicht selbst gesehen und vernommen habe; behauptet er, daß es kein Verbrechen sein

könne, eine solche Religion nicht anzunehmen, weil es vielen Millionen Menschen unmöglich sei, nur Kenntniß davon zu erlangen. Dann spricht er über die drei verbreitetsten Religionen, die jüdische, die muhamedanische und die christliche, und wir können nicht umhin, noch wörtlich anzuführen, was er über letztere sagt: „In Beziehung auf die Offenbarung würde ich, wenn ich ein gründlicherer Untersucher oder besser unterrichtet wäre, vielleicht ihre Wahrheit, ihren Nutzen für die, welche das Glück haben, sie anzuerkennen, einsehen; aber ich sehe Beweise zu ihren Gunsten, die ich nicht bestreiten kann; ich sehe auch Einwürfe gegen sie, die ich nicht zu widerlegen vermag. Es gibt so viele triftige Gründe für und gegen, daß ich, da ich nicht weiß, wozu ich mich entschließen soll, sie weder annehme, noch verwerfe; ich verwerfe nur die Verpflichtung, sie anzuerkennen, weil diese behauptete Verpflichtung mir mit der Gerechtigkeit Gottes zu streiten scheint, und weil sie, weit entfernt, die Hindernisse des Heils zu heben, dieselben nur vervielfältigt, sie unübersteigbar für den größten Theil des Menschengeschlechts macht. Daher bleibe ich in diesem Betrachte in einem ehrerbietigen Zweifel. Ich halte mich nicht für untrüglich; andere Menschen können vielleicht das entscheiden, was mir unentschieden scheint; ich urtheile für mich und nicht für diese; ihr Urtheil kann besser, als das meine sein; aber es ist nicht meine Schuld, daß es nicht das meinige ist.

Ich gestehe Dir auch, daß die Majestät der Schrift mich in Erstaunen setzt, die Heiligkeit des Evangeliums zu meinem Herzen spricht. Betrachte die Bücher der Philosophen mit ihrem Pompe, wie sind sie so klein vor diesem! Kann ein Buch, zugleich so erhaben und so einfach, ein Werk der Menschen sein? Kann der, dessen Geschichte es erzählt, nur ein Mensch sein? Ist dies der Ton eines Enthusiasten oder eines ehrgeizigen Sektirers? Welche Milde, welche Reinheit in seinen Sitten! Welche rührende Anmuth in seinen Lehren, welche Erhabenheit in seinen Grundsätzen; welche tiefe Weisheit in seinen

Reden! welche Geistesgegenwart, welche Feinheit und welche Richtigkeit in seinen Antworten! welche Herrschaft über seine Leidenschaften! Wo ist der Mensch, der so zu handeln, zu leiden und zu sterben weiß ohne Schwäche und Prahlerei? Wenn Plato seinen erdichteten Weisen malt, bedeckt mit allem Schimpfe des Verbrechens und würdig aller Preise der Tugend, so malt er Zug für Zug Jesus Christus; die Aehnlichkeit ist so treffend, daß alle Kirchenväter dies gefühlt haben, und daß es unmöglich ist, sich darüber zu täuschen. Welcher Vorurtheile, welcher Verblendung bedarf es nicht, um es zu wagen, den Sohn des Sophroniskus (Sokrates) mit Mariens Sohn zu vergleichen? Welcher Abstand von dem Einen zum Andern? Sokrates, sterbend ohne Schmerz und ohne Schmach, behauptete leicht bis zu Ende seinen Charakter, und wenn dieser leichte Tod nicht sein Leben geehrt hätte, so könnte man zweifeln, ob Sokrates mit allem seinem Geiste etwas Anderes gewesen sei, als ein Sophist. Er hat, sagt man, die Sittenlehre erfunden. Andere hatten sie vor ihm geübt; er sprach nur aus, was diese gethan hatten; er verwandelte nur ihre Beispiele in Lehren. Aristides war gerecht, ehe Sokrates gesagt hatte, was Gerechtigkeit sei; Leonidas war für sein Land gestorben, ehe Sokrates die Vaterlandsliebe zur Pflicht erklärte; Sparta war mäßig, ehe Sokrates die Mäßigkeit gelobt hatte; ehe er die Tugend in einen bestimmten Begriff gefaßt hatte, war Griechenland reich an tugendhaften Männern. Aber woher hätte Jesus bei den Seinen diese erhabene und reine Sittenlehre genommen, worin er allein Unterricht und Muster gab? Aus dem Busen des wüthendsten Fanatismus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfachheit der heroischsten Tugenden ehrte das elendeste aller Völker. Der Tod des Sokrates, indem er ruhig mit seinen Freunden philosophirte, ist der süßeste, den man wünschen kann; der Jesu, sterbend unter Martern, beleidigt, verspottet, geschmäht von einem ganzen Volke, ist der schrecklichste, den man fürchten kann. Sokrates segnete, indem er den Giftbecher nahm, den, welcher

ihm denselben weinend darreichte; Jesus bat mitten unter den schauderhaftesten Todesleiden für seine erbitterten Henker. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates die eines Weisen waren, so waren das Leben und der Tod Jesu die eines Gottes.

Könnte man sagen, daß die Geschichte des Evangeliums zur Kurzweil erfunden sei! So, mein Freund, erfindet man nicht; die Thaten des Sokrates, woran Niemand zweifelt, sind weniger beglaubigt, als die Jesu Christi. Im Grunde heißt das, die Schwierigkeit zurückschieben, nicht sie lösen; es wäre unbegreiflicher, daß mehrere Menschen in Uebereinstimmung dieses Buch gemacht hätten, als es ist, daß ein Einziger den Stoff dazu geliefert hat. Niemals hätten jüdische Schriftsteller diesen Ton oder diese Sittenlehre gefunden, und das Evangelium hat so große, so treffende, so vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß der Erfinder derselben noch mehr Erstaunen verdiente, als der Held. Und bei allem diesem ist dieses halbe Evangelium so voll von unglaublichen Dingen, von Dingen, welche der Vernunft widerstreiten, und die ein verständiger Mensch unmöglich annehmen und zugeben kann. Was soll man bei allen diesen Widersprüchen thun? Immer bescheiden und vorsichtig sein, mein Kind; in Stillschweigen das achten, was man weder zu verwerfen, noch zu begreifen vermag, und sich demüthigen vor dem großen Wesen, welches allein die Wahrheit kennt."

Diese drei Werke verfaßte Rousseau theils in der Eremitage, theils zu Montmorency. Da er sich nämlich unterdessen mit deren Besitzerin, einer Frau voll Unwahrheit und Intriguen, veruneinigt hatte, so war er nach Montmorency in ein kleines Gartenhaus gezogen. Der Marschall von Luxemburg, welcher das Schloß Montmorency besaß, gab sich die größte Mühe, Rousseau's Bekanntschaft zu machen, und eines Tages überraschte er wirklich, wie erzählt wird, mit seinem Gefolge den Philosophen. Da aber dasselbe in Rousseau's einziger Stube, über der drohend ein verfaulter Balken hing, zwischen

den Tellern und zerbrochenen Töpfen, die umher lagen, keinen Platz finden konnte, so führte dieser seinen Besuch nach einem kleinen offenen Schloßthurme ohne Kamin, in dem es sehr kalt war, und äußerte, er fürchte, der verfaulte Balken möge, von so vielen Menschen erschüttert, herabstürzen. Voll Achtung für den großen Mann, bestand die Gemahlin des Marschalls darauf, daß er mit seiner Therese eine Wohnung im Schlosse beziehe. Hier verlebte nun Rousseau eine kurze glückliche Zeit stiller Ruhe; aber diese sollte nicht lange dauern, denn es begann die Verfolgung.

Während Rousseau's Werk vom „Gesellschaftsvertrage" ihm die Ungunst der Regierung zuziehen mußte, erbitterte das eben dargelegte Glaubensbekenntniß die verschiedensten Parteien.

Das Parlament zu Paris eröffnete den Reigen, indem es am 9. Juni 1762 beschloß, der Emil solle zerrissen und verbrannt, der Verfasser in die Conciergerie gesperrt, und sein Vermögen konfiscirt werden.

Um der ihm zugedachten Mißhandlung zu entgehen, flüchtete Rousseau alsbald in die Schweiz. Auf Berner Gebiet angekommen, ließ er halten, stieg aus und küßte den Boden, indem er ausrief: „So bin ich endlich in einem freien Lande!" Er ahnete nicht, wie bald er die Freiheit der Schweiz und die Freisinnigkeit ihrer damaligen Regierungen kennen lernen sollte. Bereits eine Woche nach dem Urtheile des Pariser Parlaments ließ der Genfer Magistrat den „Emil" durch Henkers Hand verbrennen und verdammte zugleich das Werk über den „Gesellschaftsvertrag", und kurz darauf erließ auch noch der Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont, einen Hirtenbrief an seinen Sprengel gegen das Buch eines Protestanten, der weder zu ihm, noch zu seinen Beichtkindern in irgend einem Verhältnisse stand und daher in keiner Beziehung seiner Gerichtsbarkeit unterworfen war. Damit aber das Maß voll werde, gaben dem Verfolgten die regierenden Herrn von Bern ganz deutsch zu ver

stehen, es sei ihnen höchst angenehm, wenn er ihr Gebiet bald möglichst verlasse.

Und, — so ändern sich die Zeiten, und der wegen seines Freisinns von Genf Verfolgte und von Bern Ausgewiesene fand damals in Neuenburg Schutz und freundliche Aufnahme. Damals regierte aber auch Friedrich II., mit Wahrheit der Einzige genannt, über Preußen, und Lord Keith, sein gleichgesinnter Freund, war Gouverneur von Neuenburg. Der König schätzte in Rousseau den Grundsatz freier Forschung, obwohl er an seiner Preisschrift über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten argen Anstoß genommen hatte, und Lord Keith trat zu dem bedrängten Forscher in das Verhältniß vertrauter Freundschaft.

Rousseau zog in das Dorf Moitiers in dem Thale Travers, wo er in friedlicher Stille mit seiner Therese ein einfaches und heiteres Leben genoß. Er besuchte den reformirten Gottesdienst, da ihn dessen Einfachheit mächtig anzog, fleißig, empfing selbst zu seiner wahren Erbauung mit der Gemeinde das heilige Abendmahl.

Zugleich benutzte er diese Muße, um sich gegen die Angriffe und Verläumdungen seiner Gegner und Feinde zu rechtfertigen und zu vertheidigen. Zuerst schrieb er einen Brief an den Erzbischof von Paris, worin er in kräftiger und überführender Weise alle Blößen, die sich derselbe in seinem Hirtenbriefe gegeben, aufdeckt und die in dem Glaubensbekenntnisse aufgestellten Behauptungen durch neue Gründe belegt und bekräftigt. Gerade dieser Brief an den Erzbischof, in welchem die Klarheit der Erörterung mit der Schönheit des Styls in erfreulichster Weise wetteifert, mußte dem „Glaubensbekenntnisse des savoyischen Vikars“ neue Anhänger gewinnen. Schlosser nennt denselben mit den Junius-Briefen und den Schriften Lessing's gegen Goeze die Meisterstücke des achtzehnten Jahrhunderts in bewegter Prosa.

Veranlassung zu noch größerem Aufsehen gab aber ein Brief, den Rousseau am 12. Mai 1763 an den

ersten Syndikus der Republik Genf, den Herrn von Favre, erließ, und worin er, aufgebracht über das Verfahren der genfer Regierung gegen ihn, dem Bürgerrechte seiner Vaterstadt feierlichst entsagte. Wir geben ihn in wortgetreuer Uebersetzung. „Zurückgekommen von dem tiefsten Erstaunen", schreibt er, „worein mich das Verfahren des hochansehnlichen Rathes, das ich von demselben am Wenigsten erwarten durfte, versetzt hat, thue ich den Schritt, welchen mir Ehre und Vernunft vorschreiben, so viel er auch meinem Herzen kostet. So erkläre ich Ihnen denn, mein Herr, und bitte Sie, dem hochansehnlichen Rathe zu erklären, daß ich für immer meinem Bürgerrechte in der Stadt und Republik entsage. Indem ich die mit diesem Titel verbundenen Pflichten bestmöglichst erfüllt habe, ohne einen Vortheil daraus zu ziehen, glaube ich dem Staate Nichts zu schulden, indem ich ihn verlasse. Ich habe versucht, den genfer Namen zu ehren; ich habe meine Mitbürger zärtlich geliebt; ich habe Nichts zu thun vergessen, um von ihnen geliebt zu werden; man hätte keinen schlimmeren Erfolg haben können; ich will ihnen selbst in ihrem Hasse einen Dienst leisten. Das letzte Opfer, das mir zu bringen übrig bleibt, ist das eines Namens, der mir so theuer war. Aber, mein Herr, indem mir mein Vaterland fremd wird, kann es mir nicht gleichgültig werden; ich bleibe ihm verbunden durch eine zärtliche Erinnerung, und ich vergesse nur seine Beleidigungen. Möge es immer glücklich sein und seinen Ruhm wachsen sehen! Möge es reich sein an Bürgern, die besser und besonders glücklicher sind, als ich."

Dieser Brief regte die Bürgerschaft von Genf auf, indem man das Verfahren des kleinen Rathes gegen Rousseau zu hart und besonders verfassungswidrig fand. Der große Rath erhob Vorstellungen dagegen, daß man einen in ganz Europa geachteten Bürger, ohne ihn gehört oder nur vorgeladen zu haben, verdammt hätte. Und da der kleine Rath auf diese Vorstellungen nicht antwortete, so kam es zu einem vollständigen Bruche zwischen beiden Räthen, an welchem allmählig die ganze Bürgerschaft

Theil nahm. Wir haben hier den Verlauf dieser Streitigkeiten nicht zu schildern, sondern nur zu erzählen, wie Rousseau dabei betheiligt wurde. Anfangs verhielt er sich ruhig; als ihn aber Deputirte des großen Rathes ausdrücklich darum baten, in dieser Sache die Feder zu ergreifen, weil ein gewandter Vertheidiger des kleinen Rathes, der Generalfiskal Tronchin, für die Partei der Aristokratie oder vielmehr der Oligarchie eine geschickt abgefaßte Schutzschrift in seinen „Briefen vom flachen Lande" veröffentlicht hatte, so gab Rousseau seine „Briefe vom Berge" heraus, die von dem größten Einflusse auf die öffentliche Meinung nicht nur in Genf, sondern in ganz Europa gewesen sind.

In denselben spricht er zuerst seine Verehrung für den wahren Geist des Evangeliums und der christlichen Religion aus und zeigt, wie leicht es sei, aus Schriften einzelne Sätze aus ihrem Zusammenhange zu reißen und darauf Beschuldigungen zu gründen, indem er beweist, daß man auf diese Weise selbst gegen das Evangelium die härtesten Vorwürfe erheben könne. Dann begründet er die Behauptung, daß es jedem Reformirten, wenn er nur den Inhalt des Evangeliums als göttliche Botschaft anerkenne, erlaubt sei, diesen Inhalt nach seiner besten Einsicht zu verstehen und zu deuten, indem er das Recht der freien Prüfung als Grundlage der Reformation nachweist. Er fügt hinzu: „Wenn mir heute Jemand beweiset, daß ich verbunden bin, in Glaubenssachen mich irgend einer fremden Entscheidung zu unterwerfen, so werde ich morgen katholisch, und jeder wahrhafte und konsequente Mann wird dasselbe thun."

Er behauptet ferner, es sei ganz lächerlich, wenn man den Wunderglauben und einen durch gewisse Gelehrte aufgestellten Lehrbegriff neben dem Evangelium durch Staatspolizei und äußere Gewalt aufrecht halten wolle, indem man ja dann dahin komme, sich statt der alten Kirche und ihrer Ueberlieferung gewisse einzelne Männer zu wählen und diese zu Propheten zu machen. Er sagt: „Ich

schließe daraus, daß man die ganze Reformation in ihrer ersten Grundlage untergräbt, wenn man festsetzt, daß es der Wunder bedürfe, um die göttliche Sendung der Boten einer Verkündigung des Himmels zu beweisen, die eine neue Lehre predigen. Wenn man dies thut, so sündigt man gerade auf die Weise, wie man mir Schuld gibt, daß ich es thue." So geht er auf die Erklärung seiner Ansicht über die Wunder über und entwickelt einen verständigen und gemäßigten Rationalismus, wie dieser zehn Jahre später in Deutschland von Lessing gelehrt und hierauf von fast allen Theologen angenommen wurde, der aber gegenwärtig wieder als Ketzerei geschmäht, und, was schlimmer ist, verfolgt wird.

Indem er dann auf die Verfassung von Genf zu reden kommt, entwickelt er seine in dem Werke über den „Gesellschaftsvertrag" bereits theoretisch niedergelegten demokratischen Grundsätze und Ansichten in praktisch faßlicher Weise und mit den schärfsten Seitenhieben auf das Verfahren der Regierungen gegen einzelne Vertheidiger der Freiheit und der Volksrechte. Da wir aber schon oben von deren Einflusse auf die Umgestaltung der Ideen und der Verhältnisse ausführlich geredet haben, so brauchen wir diesen Gegenstand hier nicht weiter auszuführen.

Diese Schriften machten nicht nur das größte Aufsehen in der ganzen gebildeten Welt, sondern sie reizten auch Rousseau's Feinde zu neuen Verfolgungen und verscheuchten ihn aus seiner stillen Zufluchtsstätte zu Moitiers. Hier erhob der reformirte Geistliche, Namens Montmollin, durch die genfer Geistlichkeit, die sonntäglich von den Kanzeln herab auf Rousseau schmähte, aufgereizt, nicht nur Bedenken, ihn zum zweiten Male zum Genusse des heil. Abendmahls zuzulassen, sondern er schilderte auch von der Kanzel herunter Rousseau's Verbrechen, und um seiner Rede mehr Nachdruck zu geben, fügte er hinzu: „daß oft um eines Sünders willen ein ganzes Volk vernichtet worden sei." Diese Worte waren das Zeichen zum Aufruhr. So oft Rousseau sich auf der Straße sehen ließ,

folgten ihm die Bauern und überhäuften ihn mit Flüchen. Am 1. September 1765 stellte der Prediger seiner Gemeinde nochmals ihre Pflichten vor, reichte das heil. Abendmahl, und nach dem Gottesdienste warf man dem armen Verfolgten die Fenster ein. In den folgenden Nächten wurden die Anfälle wiederholt, und die Thüren eingesprengt. Endlich, in der Nacht vom siebenten auf den achten September, drang der ganze Haufe fanatisirten Pöbels in Rousseau's Haus, zerschmetterte die Fenster und zerschlug die Wände; ein Hagel von Steinen fiel in Rousseau's Schlafgemach und neben seinem Bette nieder. Fast wäre er ermordet worden. Er rettete sich mitten durch den Haufen, ohne daß Einer die Hand an ihn zu legen gewagt hätte, und entfloh dem Neuenburger Gebiete. Aufgebracht über dieses fanatische Verfahren schrieb Friedrich II. an die neuenburger Geistlichen: „Ihr verdienet nicht, daß man Euch beschützt; es sei denn, daß Ihr Euer Betragen so evangelisch-sanftmüthig einrichtet, als bis jetzt der Geist der Empörung, der Unruhe und der Aufwiegelung darin geherrscht hat."

Man denke sich aber Rousseau mit dem warmen Herzen voll übersprudelnder Liebe für die Menschen, schon gebeugt durch Verfolgungen, hart unter körperlichen Schmerzen leidend, und nun solchen Mißhandlungen preisgegeben! Er flüchtete auf die Petersinsel in dem Bieler See und nahm hier seinen Aufenthalt, einen Aufenthalt, den er uns in seinen „Träumereien eines Einsiedlers" so reizend und anmuthig geschildert hat, daß diese stille Insel hierdurch einen europäischen Namen erlangt hat und das Eldorado für schwärmerisch träumende Seelen geworden ist. Wir aber werfen eben durch diese Schilderung einen erfreulichen Blick in sein Inneres, wie es so ganz in dem Gemüthe eines reinen Naturlebens aufging. Hier zeigt sich Rousseau's Eigenthümlichkeit in ihrem schönsten Lichte, und wir sehen, was der Mann in natürlichen Zuständen und Verhältnissen geworden wäre. Hierdurch bestätigt sich aber auch die von uns aufgestellte Behauptung, daß Rousseau's Fehler und Gebrechen hauptsächlich

aus der Unnatur seiner Zeit und ihren grellen Gegensätzen hervorgegangen seien.

Doch auch dieses stille Glück sollte unser armer Einsiedler nicht lange genießen. Die Berner Aristokratie gebot ihm, die Insel, die zu ihrem Gebiete gehörte, in der rauhsten Jahrszeit binnen 24 Stunden zu verlassen. Er bat umsonst um eine kleine Verlängerung, umsonst um ein Gefängniß, in dem er ohne Schreibzeug, ohne irgend eine Gesellschaft, nur ungequält dem Tode entgegen harren dürfe. Die Herrn von Bern vertrieben den alten, kranken Mann selbst auf die Gefahr hin, daß er unterwegs umkomme. Großmüthig hatte dem Schwergebeugten schon nach seiner Vertreibung aus Moitiers Lord Keith einen sichern Aufenthalt auf seinen Gütern in Schottland angeboten; er hatte ihm eine Aeußerung seines Königs mitgetheilt, wornach es diesem nicht unlieb sein würde, wenn Rousseau zu ihm nach Potsdam komme. Zu letzterem war Rousseau entschlossen, als er in Straßburg einen Brief des berühmten englischen Philosophen Hume erhielt, der ihn einlud, ihn von Paris nach London zu begleiten. Und da Rousseau's Freunde ihm einen freien Geleitsbrief nach Paris auswirkten, so ging er dahin und setzte dann mit Hume nach England über. In London wurde er auf das Ehrenvollste empfangen; doch bald fühlte er sich auch hier verletzt. Sein Herz war durch die vielen Verfolgungen, die er erlitten, schwer gekränkt, sein Geist niedergebeugt und mit finsterm Mißtrauen erfüllt. Da Hume in seiner ruhigen Kälte Rousseau's schwärmerische Wärme nicht erwiedern konnte, so zog sich dieser beleidigt zurück, und als noch dazu Horaz Walpole, Hume's Freund, einen erdichteten Brief des Königs von Preußen an Rousseau veröffentlichte: glaubte er auch Hume im Einverständnisse mit seinen Feinden und brach durch einen öffentlichen Brief an ihn förmlich und gänzlich mit dem englischen Philosophen. Sein Mißtrauen und sein Mißmuth wuchsen täglich. Nach einem Aufenthalte von beinahe einem Jahre kehrte er 1767 nach Frankreich zurück, wo man ihn stillschweigend duldete. Hier führte er ein elen-

des, herumziehendes Leben und verweilte bald in Lyon, bald in Bourgoin, Monquin und Trye, wo er sich mit Therese unter dem Namen Renou trauen ließ. Endlich erhielt er die Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren. Jetzt schrieb er in seinem achtundfünfzigsten Jahre seine „Bekenntnisse", worin er durch seine seltene Offenheit seinen Feinden reichlichen Stoff zu Schmähungen bot, seinen Freunden und Anhängern manchen Anstoß gab. Während er sich und seine Frau größtentheils durch Notenschreiben ernährte, wuchs seine Schwermuth immer mehr und artete fast in die trübste Melancholie aus. Er glaubte sich stets und überall von geheimen Feinden umgeben, die sich zu seinem Verderben verschworen hätten. Das unschuldigste Ereigniß bewegte und betrübte ihn Tage und Wochen lang. So liebkost er einst ein Kind, der Vater ruft es zurück, und Rousseau — sieht eine tiefe Kränkung darin.

In dieser Stimmung schreibt er noch eine Rechtfertigung seines Lebens und Wirkens, die gleichsam eine Berufung an die Nachwelt sein sollte. Diese gedachte er auf dem Altar der Kirche Notre Dame in Paris niederzulegen, weil er sie so in die Hände des jungen Königs, Ludwigs XVI. gelangen zu lassen hoffte; aber auch dies gelang nicht. Für Augenblicke glaubte er die Vorsehung mit seinen Feinden im Bunde; doch kam er immer wieder von solchem Wahne zurück, und in all' seiner Schwermuth zeigt er sich doch stets von den tiefsten Gefühlen der Ergebung und Demuth gegen Gott und der reinsten Liebe für die Menschen durchdrungen. Sehnsuchtsvoll wünschte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig sterben könnte. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Der Marquis Girardin bot ihm an, auf seinem Landhause Ermenonville unweit Paris zu wohnen. Dahin zog Rousseau im Mai 1778, starb aber schon am 2. Juli desselben Jahres, plötzlich, als er von einem Spaziergange kam, in seinem sechsundsechzigsten Jahre. Sein Leichnam wurde in dem Parke von Ermenonville auf der sogenannten Pappelinsel beigesetzt; die Revolution hat ihn

in das Pantheon versetzt; seine Vaterstadt hat ihrem früher verkannten Sohne eine Denksäule errichtet. Sein Geist aber lebt und wirkt fort und fort in der rastlosen Entwicklung der Zeit, welche das Glück und die Würde des Menschen aufzubauen trachtet auf die ewigen Gesetze der Natur und des Rechts.

Wilhelm Joseph Behr.

Von

Karl Buchner.

Besser: Unrecht leiden, mit dem Bewußtsein, für's Recht zu leiden, als Unrecht thun.

Die Geschichte, die Richterin der Lebendigen und der Todten, wägt nicht nach dem Gewicht der Kronen, die ein sterblicher Mensch trug, sondern einzig nach dem der Thaten, die für's Volk gethan worden.

Wilhelm Joseph Behr.

Geboren am 26. August 1775 zu Sulzheim in Franken. Lebt seit Oktober 1846 in Bamberg.

Zu allen Zeiten, wenn das Volk sich aufraffte aus großer politischer Erniedrigung, dachte es der Männer, welche, bei früheren, oft erfolgloseren Kämpfen um ähnliche hohe Ziele, die seinigen waren. Hatte ihnen das Schicksal nicht vergönnt, den Tag der Freiheit zu sehen, so brachte man ihre Gebeine in große Gebäude von Menschenhand, in Pantheons; oder man bekränzte ihre Gräber in dem noch größeren Pantheon des allmächtigen, seinen Himmel über Alle spannenden Gottes. Der Greis, der Mann, einst ihre Mitkämpfer! — der Jüngling, der Knabe, einst die Abbilder ihres Beispiels! — wohnten dem erhabenen Dienste der Erinnerung bei. Die Frauen, die Jungfrauen spendeten und streuten die Blumen. „Ach, wenn sie doch noch da wären! Wenn sie den Altar erbaut sehen könnten, dem sie ihre muthigen Herzen als Unterlage hinreichten!" Die Wünsche gingen von Mund zu Mund, von Auge zu Auge — dem thränenden!

Schlage sich das Auge zum Himmel auf, zum Gott der Gerechtigkeit und der Freiheit, bei dem wir in demuthsvoller Anbetung unsere Vorausgegangenen zu finden hoffen, von dem wir sie fordern! Die noch vorhandenen Freiheitskämpfer vergangener Zeit aber, die noch mit uns wallen in diesem Lande der Prüfung, haben kein gerin-

geres Anrecht auf unsere Sympathien. Ihr Haar ist gebleicht oder dünn geworden auf dem Scheitel, den das Alter beugte; ihre Hand, sonst so bereit zum Dienste der Freiheit, ist welk und zitternd geworden; ihr Mund, sonst so beredt, wenn es die hohen Güter des Lebens galt, hat wohl noch den süßen Wohllaut, aber nicht mehr die alte Kraft. Sie sind durch die Macht der Jahre aus der Reihe der unmittelbarsten Kämpfer getreten, aber ihr Beispiel, der von ihnen ausgestreute Same der Lehre, ihr Muth, ihre Erfolge, ihre Leiden haben die Kraft ihrer Söhne und Enkel gestählt und deren Einsicht gemehrt. Unter den Lehren der Zeit und daß man nicht zu viel auf blos geschriebenes Gesetz und auf die Zusagen der Mächtigen bauen solle, standen ihre Schicksale oben an. Sie halfen die zart gesponnenen Fäden oder die massenhaften Seile entzweireißen, an welchen man die Völker fortgesetzt führen, mit welchen man sie, vielleicht unter Blumen, fortgesetzt binden wollte. Befeuernd wirkte aber auch ihr Festhalten am einmal Erkannten in Leiden und Entbehrungen. Wurde es doch dadurch um so ehrwürdiger und um so bedeutungsvoller. Nur Leichtes gibt man leicht auf. Großes wirft seine Anker tief in den Grund edler Herzen. Mißgeschick aller Art kann jenen Grund nicht lockern, die Anker nicht herausreißen. Selbst wenn die Herzen brächen, würden sie der Anker Grab.

Solche Männer zählt man — Leider und Dank sei's dem Schicksale! — auch in der neuesten Zeit der Erregung in den meisten deutschen Gauen. „Leider" muß man sagen, weil sich in das Gefühl der Schmach zugleich ein herber Vorwurf mischt; und: „Dank sei's dem Schicksale" muß man hinzufügen, weil jene Männer nach manchem kalten und trüben Tag noch den heiteren und hellen Himmel erleben. Schneller vergißt sich das Vorausgegangene. Die Furchen der Seele glätten sich. Das Haupt hebt sich wieder. Die Hand faßt wieder fester nach der Feder. Der Mund, ehe er sich — hoffentlich erst nach Jahren — für immer schließt, predigt noch einmal mit lebhafterer Stimme das alte Evangelium der Freiheit.

Ein solcher Mann — Mitkämpfer und Beispiel — Gelehrter, Redner, Landtagsabgeordneter, Vorsteher einer Gemeinde, gefangen, in allen Graden deutschen Untersuchungswesens gefoltert, verurtheilt und in eine Festung abgeführt, bis man endlich so gnädig war, ihm freieren Aufenthalt und — nach Jahren erst — völlige Freiheit zu gewähren, ein solcher Mann, dieser Mann ist Behr, einer der Freiheitsvorkämpfer in Bayern und in Deutschland, immer von seinen Landsleuten geehrt, immer edel, ungebeugt und wacker.

Wilhelm Joseph Behr wurde am 26. August 1775 zu Sulzheim in Franken, dem Sitz eines damals der reichen Abtei Ebrach gehörigen Amtes, geboren. Sein Vater, Justizbeamter in Sulzheim, war ein körperlich und geistig gesunder und starker, charakter= und muthvoller Mann von strenger Rechtlichkeit, welche Eigenschaften er auf den Sohn vererbte, während seine Mutter, eine geborne Rheinstein, die Keime fein fühlender Menschenliebe und ächter Religiosität in dem Knaben weckte. Als ihr Jüngster von sieben lebenden Geschwistern hatte er sich ihrer besonderen Zärtlichkeit zu erfreuen und nicht ohne Kampf und Schmerz überließ sie ihn, der unter ihrer liebevollen Obsorge sechs Jahre lang in der schönen ländlichen Gegend fröhlich und frei, oft unter der ländlichen Jugend, mit der er lesen und schreiben lernte, sich tummelnd, bewegt hatte, dem Vater, um ihn in die Hände einer befreundeten Familie in der nur sieben Stunden entfernten Stadt Würzburg und in die angemessenen Lehranstalten zu bringen, an denen es natürlich in Sulzheim fehlte.

Einige Jahre hindurch besuchte nun der junge Behr die lateinische Schule am Dom, sodann das Gymnasium, wo nach der damaligen Einrichtung drei Jahre der Grammatik der lateinischen, deutschen und griechischen Sprache, der Geschichte und Geographie u. s. w. und zwei weitere Jahre der Poetik und Rhetorik u. s. w. gewidmet wurden; mit welchem Erfolge? beweist, daß er in allen diesen Klassen den Platz unter den Ersten behauptete und sich am Schlusse stets unter den ersten Preisträgern befand.

Während die neueren Philosophien die ursprüngliche nothwendige Natur einer jeden Weisheitslehre — die lichtbringende nämlich — entweder entschieden aufgegeben haben oder sich hinter zweideutige Sätze stecken, welche eben so sehr dem Fortschritt als dem starren Festhalten zu dienen geeignet sind, hatte sich die damals herrschende Kant'sche Philosophie ganz entschieden mit den freieren Zeitbestrebungen in Einklang gesetzt und war zugleich die entschiedenste Förderin derselben. Auch Behr sprach unter den verschiedenen Zweigen des nunmehr an die Reihe getretenen Studiums der Philosophie die Kantische Philosophie besonders an. Sie war auf den Betrieb des berühmten Würzburgischen Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal damals (im Eintritt der neunziger Jahre) von einem sehr aufgeklärten Benediktiner, Namens Matern Reuß, zuerst aus dem Norden nach dem Süden verpflanzt worden. Nach vorgängiger strenger Prüfung aus allen Zweigen der Philosophie, wobei sich Behr vorzüglich als strenger Logiker auszeichnete, ward er im September 1794 feierlich als Doktor der Philosophie promovirt, worauf er im folgenden Halbjahr zum Studium der Rechtswissenschaft überging.

Behr's Lehrer auf diesem Gebiete waren der Publizist Samhaber, der Kriminalist Kleinschrod, der Kanonist Gregel, und die Civilisten Schneidt, Schmidtlein und Stalf. Der damalige (und letzte) Abt Eugenius Montag zu Ebrach wünschte, daß der junge Mann, nach beendigten Rechtsstudien, zu Wetzlar und Wien den Reichsprozeßgang kennen lernen möchte, um dann als Syndikus der Abtei deren Prozesse um Erlangung der Unmittelbarkeit bei den Reichsgerichten führen zu können. Statt aber auf diesen Vorschlag, der ihm nicht zusagte, einzugehen, erbat er sich von seinem Vater die Mittel, um die damals noch bedeutenden Kosten der juristischen Promotion, die nur nach einer dreimaligen strengen Prüfung zu erlangen war, bestreiten zu können, und bereitete sich sofort auf diese Prüfungen vor.

Kaum hatte er die erste derselben bestanden, als er

von dem Hofrath Kleinschrod im Namen der Juristen-Fakultät aufgefordert wurde, sich um die soeben durch Stalf's Tod erledigte Professur dieser Fakultät zu bewerben, wozu sich der bescheidene, kaum 22jährige Jüngling nur in Folge dieser Aufforderung verstand, und seine Vorstellung deßhalb bei dem, nach Erthal's Tod eingetretenen Fürstbischof Georg Karl, aus dem Hause Fechenbach, einreichte. Dieser rief die Glieder der Juristen-Fakultät einzeln zu sich, legte die zahlreich eingekommenen Suppliken um die erledigte Professur jedem derselben mit der Frage: Wer den Vorzug verdiene? vor, und entschied, nach dem einstimmig für Behr abgegebenen Gutachten, auch für diesen. Behr, der inzwischen die beiden übrigen Prüfungen gleich rühmlich bestanden hatte, erbat sich jedoch die Erlaubniß, vorerst noch Göttingen besuchen zu dürfen, um die verschiedenen Ansichten der berühmten dortigen Lehrer kennen zu lernen, und die dortige Bibliothek zu benutzen, die ihm auch bewilligt wurde. Sofort fand im Mai 1798 die juridische Promotion des designirten Professors mit allen bis dahin üblichen Feierlichkeiten statt. In der festlich geschmückten großen Aula, in Anwesenheit der ganzen Universität und vieler Gönner der Wissenschaften mit musikalischen Symphonien begonnen, durch Inauguralreden des Prorektors und Promovenden und mancherlei Ceremonien fortgesetzt, wurde sie musikalisch beschlossen. Es war dies die letzte feierliche Promotion in Würzburg.

Dem jungen Behr lag jetzt zum ersten Mal die größere Welt offen. Tief in das Reich der Wissenschaften eingedrungen, war es ihm doch vom größten Werth und brachte es ihm den größten Genuß, gekräftigt von Reisen und angeregt durch neue Umgebungen, die Männer kennen zu lernen, deren Namen, obgleich theilweise schon zu den älteren gehörig, doch noch schwer auf der Wage der Wissenschaft wogen. Unter feierlicher Begleitung von vielen seiner gleichaltrigen Freunde, die ihn liebten und achteten, hatte Behr seine Reise angetreten, Frankfurt und Mainz wurden flüchtig beschaut und Göttingen zeitig genug er-

reicht, um noch in diesem Halbjahr (Sommer 1798) die Vorlesungen Pütter's, Leist's und einiger Anderer zu besuchen. Vorzugsweise freute ihn die Bekanntschaft des alten Schlözer, des Kernmannes, (Martens war eben abwesend auf dem Rastatter Kongreß), G. Ch. Lichtenberg's, von Berg's, Meister's, Buhle's u. s. w. und der Reichthum der Universitätsbibliothek. Von einer Kenntniß der Kantischen Philosophie war dort noch keine Spur zu finden, die Philosophie überhaupt in geringem Ansehen. Zufällig ward Behr auf die „Literatur der Staatslehre von Wilhelm Placidus" (ein erdichteter Name) aufmerksam gemacht und durch dessen treffend scharfe, wiewohl kurze Bemerkungen zu den angeführten Schriften die Lust und Liebe und das wärmste Interesse für die Staatswissenschaft in ihm angeregt. In Würzburg war bis dahin keine Rede hiervon gewesen; Alles beschränkte sich auf die Polizeiwissenschaft, die in ihrem Betriebe nur als höchst unbedeutend gelten konnte. Auch in Göttingen war es der einzige Professor Sartorius, der über Politik Vorlesungen hielt. Mit großer Spannung wurden diese im Winter von 1798 auf 1799 von Behr besucht; indessen nahm er doch auch manche Lücken in Prinzipien und System wahr; und ein eigenes Staatslehrgebäude sich zusammenzusetzen, das gehörte von da an zu seinen Lieblingsbestrebungen.

Noch war dieses Winterhalbjahr nicht vollendet, als Behr von dem fürstlichen Kabinet zum Antritt seines Lehramtes nach Würzburg einberufen wurde. Er besuchte auf dem Rückwege Marburg und Wetzlar, von denen namentlich das letztere noch volltönig klang, und traf um Ostern 1799 in Würzburg wieder ein, wo er den Vortrag des ihm übertragenen Lehnrechts eröffnete.

Hatte Behr so eine der Höhen erstiegen, auf welchen die Wissenschaft unmittelbarer und auch oft nachhaltiger der Wahrheit dienen kann, als durch das geschriebene und durch den Druck vervielfältigte Wort, so sollte ihn doch auch das letztere gleichzeitig in die stillen Schatten seiner Thätigkeit aufnehmen. Und daß in diesen stillen Schatten

fruchtbringende Keime von ihm gelegt wurden, welche zum Nutzen des Vaterlandes, zur Ehre der Wissenschaft und im Interesse eines sich selbst klaren, aber darum nur um so festeren und unbeugbareren Fortschritts in Zeit und Staat, kräftig in Stamm und Zweig wuchsen, das hat seine Mitwelt dankend anerkannt. Behr's erste schriftstellerische Arbeit war sein „Versuch einer allgemeinen Bestimmung des rechtlichen Unterschieds zwischen Lehen-Herrlichkeit und Lehen-Hoheit; Würzburg bei Stahel, 1793."

Lockte Wetzlar den jungen Juristen durch sein „Reichskammergericht", den Olymp der deutschen Prozesse, wie der witzige Kästner es nannte, so zog ihn Wien durch seinen „Reichshofrath" an. Wohl mochte dieser Umstand Behr in den Herbstferien des Jahres 1799 zu einer Reise nach Wien mitbestimmen, wo er außer der Bekanntschaft mit Mitgliedern jenes höchsten Reichsgerichtes, vorzüglich jene mit dem damals bei der österreichischen Staatskanzlei angestellten, großen Geschichtschreiber Johannes von Müller machte, dessen besonderes Wohlwollen er sich erwarb.

Hat sich der wissenschaftliche Mann, der Gelehrte, erst einmal dem Publikum schriftstellerisch gezeigt, so folgen sich regelmäßig rasch seine ähnlichen Arbeiten. Bei Behr waren es durchweg Stufen edlen Metalls, die er im Bergwerke seiner Studien und seines Fleißes zu Tage förderte. Fern sich haltend von dem bloßen Berücksichtigen des Tagesinteresse und der Tagesfragen, welches leicht in Oberflächlichkeit ausartet, war er doch auch weit entfernt, nicht blos den Einfluß, sondern auch den Zusammenhang zu verkennen, in welchem Leben und Wissenschaft stehen müssen, wenn die letztere eine in der That wirksame sein soll. Also schöpfte er gern aus der Zeit Anlaß und Bedürfniß, aber er stieg dann aus ihr wie zu einer hohen Warte hinauf, wog die Luft, beschaute die Sterne und schlug nach in den alten Urkunden, durch die Weisheit ersonnen und durch die Erfahrung geprüft. Auch ging sein Herz, sein Sinn nicht dabei in der Erwägung des Gelehrten unter. Er dachte gern dabei an Gegenwart und

Zukunft seines Vaterlandes. Was die Wissenschaft an lautersten Schätzen hatte und was er selbst an solchen hervorgrub, legte er am Liebsten am Altar nieder, für den er nachher so viel entbehrte und litt.

Allerdings that er dies nicht mit zitternder, zaghafter Hand. Er that es im Gefühl seines Rechts und für das Recht. Er war sich der Bedeutung seines Wollens und der Reinheit seiner Absichten bewußt und in solchem Bewußtsein kann der redliche Mann unmöglich kriechen und sich demüthigen. Ohne Ansprüche nach Außen wird er sich darauf beschränken, seinem innersten Anspruche genug zu thun. Seinem Worte nicht blos den überzeugungsmäßigen Inhalt, sondern auch die überzeugungsmäßige Form gebend, wird er auch von letzterer, gerade weil sie ihm eine überzeugungsmäßige ist, sich nichts abmarkten lassen. Treffen wir dies irgendwo, so treffen wir es bei Behr, und zwar in steigendem Grade. Je mehr er im Leben vorschritt, und die Verhältnisse ihm bekannter wurden, desto mehr sprang er, wenn ich so sagen darf, über die Gränzen der eigentlichen Schule und kleinern Wissenschaft hinaus; desto höher wurde sein Ueberblick, desto reifere Früchte schüttelte er vom Baum schriftstellerischer Erkenntniß für das ihn umgebende Feld des Wirkens und des Lebens. Erfahrungen schrecken den rechten Mann nicht, sie machen ihn nur weiser und fester.

Behr's erster Arbeit folgte eine Abhandlung „Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Staatslehre besonders auf Universitäten, nebst einem vorausgeschickten Grundrisse eines Systems derselben. Würzburg, bei Riemer 1800." Auch eröffnete er sofort unentgeldliche Vorlesungen über Staatslehre. Jene Abhandlung war die Veranlassung, daß er von dem Grafen von Thürheim, welcher als Hofkommissär des Kurfürsten von Bayern nach Würzburg gekommen war, um diese, in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses und der durch diesen verfügten Säkularisation, erworbene Provinz zu

organisiren und besonders die Universität daselbst auf den höchsten Flor zu erheben, bei dem Geschäfte der Organisation der Universität zugezogen wurde. Eine schöne Zeit, wo ernstem und eifrigem Suchen sich so auszeichnete Kräfte bereitwillig boten! Schelling, Hufeland, Paulus, Niethammer, Martini, Hartleben, Bensen und Andere kamen unter Behr's Mitwirkung an die Universität nach Würzburg. Zugleich veranlaßte er die Errichtung einer eigenen staatswirthschaftlichen Fakultät. Er selbst wurde der Zahl der ordentlichen Professoren eingereiht und zugleich in den akademischen Senat berufen.

Im Jahr 1804 erschien von ihm „System der allgemeinen Staatslehre zum Gebrauch für seine Vorlesungen. Bamberg, bei Goebhardt.“ Staatswissenschaftliche Vorlesungen waren neben jenen über Lehenrecht und deutsches Privatrecht, seine Hauptbeschäftigung, für die er immer steigenden Beifall fand. — Im Januar 1804 verehelichte er sich mit der älteren Tochter des geheimen Raths Behr (nur dem Namen nach mit ihm verwandt), die ihn am 23ten Oktober mit einer Tochter und 1807 mit einem Sohn erfreute.

Als im Jahr 1806 der rheinische Bund an die Stelle des aufgelösten deutschen Reichs getreten und Würzburg an den Großherzog von Toscana, nachmaligen Fürsten in Salzburg, gekommen war, wurde er von diesem zur Professur des positiven Staatsrechts berufen. Aber mit der Schöpfung des rheinischen Bundes waren nur die allgemeineren Linien gezogen und es galt nun, das Rechtsgebiet auszufüllen. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft mußten in Zusammenhang gebracht werden mit jenem Ereignisse; es galt eine Fachung, eine Gliederung, es galt eine Reihe von Schlüssen. Wie vollständig und scharfsinnig Behr das Alles auffaßte, beweißt seine „Systematische Darstellung des rheinischen Bundes, aus dem Standpunkte des öffentlichen Rechts. Frankfurt a. M., Andreä'sche Buchhandlung, 1808.“ Er

machte damit die vielen, bis dahin geführten literärischen Streitigkeiten über die Bundesakte mit einenmale verstummen.

Behr hatte in der Vorrede zu diesem Werke gesagt, daß man in demselben „keine Vertheidigung des Despotismus, keine Huldigung einer unbedingten Willkür der verbündeten Souveräne, wohl aber ein vollständiges Ausmessen der Sphäre ihrer Souveränetät, keine Stütze ungegründeter Prätensionen von Seite der unterworfenen vormaligen Reichsstände und Ritter, wohl aber eine Vertheidigung des ganzen, ihnen nach der durch die Bundesakte firirten Lage wirklich gebührenden Rechtsgebiets, zu gewärtigen habe." Behr kam dem nach. Er entwickelte in der Einleitung, wie nothwendig für Deutschland eine Reform seiner Verfassung gewesen sei, und schilderte dabei mit ergreifenden Zügen, wie in diesem Lande das Prinzip der Trennung nach und nach über das Prinzip der Einheit gesiegt habe. „In den Köpfen erlosch die Idee des Ganzen, und in den Herzen erkaltete das Gefühl für das gemeinsame Vaterland. An die Stelle des Nationalgeistes trat ein beschränkter Partikularsinn. Jemehr der Spielraum der Kräfte verengt war, desto weniger erhoben sich die Gemüther zu großen Empfindungen; es erstarb nach und nach der Charakter, durch welchen der Deutsche früher groß und geachtet war; mit der Tugend verschwand die Kraft und Ehre, und auf ein kümmerliches moralisches und physisches Siechthum erfolgte der unvermeidliche Tod. Der Reichskörper ohne Gesammtkraft, das Haupt ohne Macht und Ansehen, unfähig, das Ansehen der Gesetze zu vertheidigen; u. s. w." Behr entwickelte dann, wie bei der geschilderten Lage der Dinge durchaus nicht zu erwarten gewesen sei, daß die unumgängliche Reform von dem Haupte oder den Gliedern selbst ausgehen würde, wie es ein Glück sei, daß „in dem großen Helden unserer Zeit" der große, edle und humane Entschluß gereift sei, unser Vaterland jenem herabwürdigenden Zustande der Ohnmacht zu entreißen.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß mit dem „großen

Helden": **Napoleon**, der **Protektor** des **Rheinbundes**, gemeint gewesen sei. **Behr** war durch die von Napoleon an die Abgeordneten von Braunschweig-Wolfenbüttel gerichteten Worte: „das deutsche Volk ist nie wortbrüchig und treulos; sein Unglück war seine bisherige Zerstückelung; durch Einheit wird es in Zukunft glücklich sein," gefangen worden. Er hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß in dem rheinischen Bunde die Idee eines **Staatenbundes** nach ihren richtigen Zügen werde ausgeprägt werden und unter Staatenbund verstand er einen „Zustand gegenseitig gesicherter **Freiheit** der Staaten." Man darf dabei nicht übersehen, daß **Behr** seine Darstellung zu Anfang des Jahres 1808 schrieb, einer Zeit, wo noch Viele seine Hoffnungen theilten. Er selbst äußerte sich in einer, noch genauer zu erwähnenden, im Jahr 1820 erschienenen Schrift über den nämlichen Gegenstand: „Längst überzeugt von der Unhaltbarkeit der Form eines Völker-**Staats** für coexistirende Völker, die bereits als eigene Staaten konstituirt, sonach mit ihren eigenen Staatsgewalten versehen sind, konnte ich die im Jahr 1806 eintretende Umwandlung der Coexistenzordnung deutscher Völker aus der Form eines Völker-**Staats** in die eines Völker- oder Staaten-**Bundes** nur als einen bedeutenden Fortschritt zum Besseren anerkennen." „In diesen frohen Aussichten und mit ächt deutschem Patriotismus," bemerkte er weiter „schrieb ich damals (1808) die (obenerwähnte) systematische Darstellung des rheinischen Bundes und, im nämlichen Jahre, eine publicistisch-politische Parallele zwischen dem deutschen Reiche und dem rheinischen Bunde, worin ich die Bedingungen des Besserwerdens auf dem neubetretenen Wege genauer zeichnete, und meinen, auf dem schlichten Glauben, daß es mit diesem Beginnen Ernst sei, gegründeten Hoffnungen und Wünschen Ausdruck gab. „Aber," fuhr er fort, „sie wurden schrecklich getäuscht, diese schönen Hoffnungen und Wünsche, und mein Glauben erhielt eine derbe Lehre; an das Aufbauen und Einrichten des aufgeschlagenen Gerüstes wurde gar nicht gedacht; anstatt der zugesagten Selbstständigkeit und Un-

abhängigkeit war nur der eiserne Zustand der Unterwürfigkeit und des Krieges errungen, von dem Protektor über Vermögen, Glück und Leben der deutschen Staatsbürger nach Willkür geschaltet, eine der Hauptquellen deutscher National-Wohlhabenheit zerstört, jede ihrer Bedingungen gelähmt, und der Schwung deutscher Geistesbildung mit unduldsamer Härte niedergedrückt, kurz von allem dem, was man gehofft hatte, das absolute Gegentheil herbeigeführt. Selbst die Ruhe der verbündeten Staaten war nicht viel Besseres, als die Ruhe der Bewohner eines Strafhauses."

In diese Epoche fällt auch Behr's thätige Theilnahme an „Winkopp's rheinischem Bunde" (eine Zeitschrift), und seine Herausgabe der „allgemeinen Staats-Korrespondenz" in Gemeinschaft mit Bauer und Schott.

Hauptsächlich aber beschäftigte ihn, neben seinen Vorlesungen und Spruchkollegsarbeiten, die Bearbeitung des Ganzen der Staatslehre, deren Ergebniß in dem „System der angewandten allgemeinen Staatslehre oder der Staatskunst (Politik) in 3 Bänden, Frankfurt a. M., Andreä'sche Buchhandlung, 1810" hervortrat; ein Werk, mit welchem unstreitig ein neuer Abschnitt in der Kultur der Staatsverfassungs- und der Staatsverwaltungslehre begründet wurde.

Einen Kommentar hierzu zu liefern, beabsichtigte Behr in seiner Zeitschrift: „Die Verfassung und Verwaltung des Staats, dargestellt in einer Reihe von Erörterungen ihrer wichtigsten Momente. Nürnberg bei Schrag, 1811—1812," die jedoch mit der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes geschlossen wurde, weil der damalige Freiheitskrieg, Aller Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmend, solchen wissenschaftlichen Unternehmungen allzu ungünstig war. Ueberhaupt mochten die damaligen öffentlichen Verhältnisse die Ursache sein, warum dem Systeme Behr's, welches aus dem scharf bestimmten Begriff und Zweck des Staates und seiner Verfassung mit strenger Konsequenz ein Ideal der Staatsverfassung

entwickelte und den Weg stufenweiser Annäherung an dasselbe vorzeichnete, nicht die verdiente volle Aufmerksamkeit und Anerkennung in weiteren Kreisen geworden ist. Man war zu gespannt, zu sehr auf die unmittelbaren Thatsachen verwiesen und von diesen mit fortgezogen, um wenn auch nach noch so sehr begründeten und in ihrer Möglichkeit gezeigten Rechtsidealen zu streben. Vielleicht war jedoch jene theilweise Unaufmerksamkeit des größeren Publikums und der französischen Spione nur das Glück Behr's. Wenigstens drückte ihm der Bundespräsident Tscharner in der Schweiz sein Erstaunen darüber aus, wie er es bei der mißtrauenden Allgewalt Napoleon's habe wagen können, mit solchem Freimuth zu schreiben.

Im Jahr 1811 ward zwischen der Krone Bayern und dem Großherzog von Würzburg ein Vertrag verhandelt, bei dessen Abschluß Bayern sich die Uebernahme Behr's in seine Dienste bedingte. Allein die dringenden Bitten in Würzburg zu bleiben, welche ihm die Studierenden unter Darbringung eines glänzenden Fackelzugs an's Herz legten, und ein mißtrauendes Benehmen des Ministers Montgelas veranlaßten ihn, jenen Ruf abzulehnen, und der bekannte Rieder Vertrag, der nicht lange nachher das Großherzogthum Würzburg wieder mit Bayern vereinigte, brachte hierdurch auch ihn wieder in bayerische Dienste.

Behr war es, der, sowie er früher in der Säkularisations-Epoche Alles aufgeboten hatte, um die Gemüther der Würzburger der bayerischen Regierung günstig zu stimmen, so auch jetzt wieder die Wirkungen der Unklugheit zu beseitigen strebte, die man beging, indem man denselben Fürsten Wrede, der kurz zuvor auf seinem bekannten Zuge nach Hanau, die Stadt Würzburg mit einem unnöthigen Bombardement so sehr geängstigt hatte, jetzt als Besitzergreifungskommissär auftreten ließ. Es gelang ihm dies vollkommen mittelst einer begeisterten Rede, mit welcher er bei einem von ihm als Harmonie-Vorstand bereiteten, glänzenden Feste die Besitzergreifungs-Kommission empfing. Die Umstimmung der zahlreich an-

wesenden Würzburger durch diese Rede war sichtlich. Und wie hat Bayern, dessen Königen selbst Behr bei mehreren Gelegenheiten die glänzendste Aufnahme und Ehrenbezeugungen bereitete, ihm später gelohnt?

Aus dem Jahr 1813 besitzen wir von Behr eine Abhandlung über die Frage: Welchen Hauptanforderungen muß ein Strafgesetzbuch genügen, um als befriedigend anerkannt werden zu können?

Kaum war Napoleon besiegt, als von Behr eine Schrift: „Darstellung der Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation. Aschaffenburg, 1814." erschien. Hatte Behr bisher auf dem Gebiete allgemeiner Staatslehre für die Herrschaft der Wahrheit, der Freiheit und des Rechts der Menschen überhaupt mit seltener Kraft gearbeitet, so erschien er hier auf bestimmtem Boden als begeisterter Vorkämpfer für Erringung eines gesicherten Rechtszustandes der deutschen Völker und seiner Bedingungen insbesondere. Die Schrift war im Februar 1814, also mitten im ersten starken Andrang der mannichfaltigsten Reformideen, verfaßt. Um so mehr ist es aber zu bewundern, daß Behr auch da mit sicherer Hand die leitenden Fäden nicht verlor.

Behr hatte seine „Darstellung" in die Beantwortung zweier Fragen zerlegt. Nämlich, „Erstens: Welche Zwecke sind von der deutschen Nation, nach vollendeter Besiegung des Feindes, zu erstreben?" und „Zweitens: Welches sind die Bedingungen und Mittel ihrer Qualifikation zur Erreichung jener Zwecke?" Als zu erstrebende Hauptzwecke bezeichnete Behr zu erster Frage: „1) Sicherstellung der äußeren Freiheit, der Unabhängigkeit Deutschlands von der Willkür jeder andern Nation und ihres Herrschers, als der Basis deutscher National-Ehre; 2) Sicherstellung der inneren Freiheit, Begründung und Handhabung eines Gleichgewichts der Freiheit, oder Realisirung und Forterhaltung eines gesicherten Rechtszustandes, sowohl unter den einzelnen Nationaltheilen, als auch unter den einzelnen Gliedern dieser Nationaltheile unter sich, und 3) Wiederbelebung und möglichste Erhö-

hung des deutschen National=Wohlstandes und deutscher Kultur." Als Mittel zum erstgenannten Hauptzweck erschien ihm die Stiftung eines neuen Vereins sämmtlicher deutscher Nationaltheile, ein Haupt, heiße es nun Kaiser oder Protektor, als deutsche General= oder Central=Militärgewalt, sowie überhaupt als Mittel zur Verwirklichung der Bedingungen: „Absolute Einheit deutscher Nation gegen alles Ausland, schnelle Entwicklungs= und zweckmäßige Bewegungsfähigkeit koncentrirter Kräfte, ununterbrochene und ausnahmslose Bereitwilligkeit zur Verwendung dieser Kräfte für das gemeinsame National=Interesse, endlich Impulsirung und Leitung dieser Kräfte durch eine Centralgewalt." Es stehe hier eine Stelle aus den Ausführungen hierüber: „Die deutsche Nation will unstreitig ihre Ehre, ihre Freiheit und Selbstständigkeit nicht nur für die Gegenwart wiederhergestellt, sondern auch für die Zukunft befestigt wissen; die Fürsten dieser Nation, als Geschäftsträger derselben, dürfen daher keine höhere Angelegenheit kennen, als dieses Objekt des gemeinsamen Nationalwillens zu realisiren und es wäre Hochverrath an der Nationalgesammtheit, wenn irgend einer die Tendenz seiner Privatwillkür auf Kosten jenes Nationalinteresses sollte geltend machen wollen. Daß der Nationalwille in der Fürsten= und Ministerwillkür verschwand, war die Haupt= und Urquelle alles unseres Unglücks; sie zu verstopfen, gibt es daher kein unerläßlicheres Mittel, als daß der vernünftige Nationalwille wieder hervorgehoben, in seine Rechte eingesetzt, Fürsten= und Minister=Privatwillkür ihm untergeordnet, und ihr nur für das Erstreben der Objekte des Nationalwillens Spielraum gelassen werde."

Als Mittel zum zweitgenannten Hauptzwecke bezeichnete Behr die Stiftung eines rechtlichen Verhältnisses, die Bewirkung der Geltung des Rechtsgesetzes unter sämmtlichen deutschen Staaten, sei es nun in der Form eines Völker= oder Staaten=Staats, — deutsches Reich, — oder in der eines Völker= oder Staaten=Bundes, — deutsche Konföderation. Den Tag des Abschlusses eines solchen Vereins wollte Behr als Tag der Wiedergeburt

deutscher Nation auf's Festlichste begangen und das Andenken daran in derselben Weise jährlich wiederholt haben. Als weiteres Mittel bezeichnete Behr die Aufstellung eines konstitutionellen oder organischen Gesetzes (einer Konstitutionsurkunde) für den Verein. Welche von den beiden erwähnten Formen dazu gewählt werde, erklärte er ruhig abwarten zu wollen, indem es hauptsächlich darauf ankomme, daß der wahre Geist der gewählten Form richtig aufgefaßt werde. Nachdem er der bisherigen Beschränkung der Monarchie durch die Einholung des Beiraths oder der Zustimmung von Ständen, oder Parlamente oder gesetzgebenden Korps gedacht, gab er, bei dem Ungenügenden jener Einrichtung, der Form der Düarchie den Vorzug und entwickelte die letztere im Wesentlichen dahin: daß die gesetzgebende Gewalt ihrem ganzen Umfange nach „in die Hände der versammelten Völker-Repräsentanten, der deutschen Reichsfürsten, niedergelegt, dagegen die ganze vollziehende Gewalt in die Hände eines Einzigen, des deutschen Kaisers, koncentrirt werde." Die deutschen Reichsfürsten in jener ihnen zugedachten Thätigkeit nannte er dabei (durch Gesandte vertreten) den deutschen Reichstag. — Gewiß und namentlich unter den Eindrücken der Gegenwart, welche mehr nach demokratischen Entwickelungen hindrängt, erscheinen manchem Leser diese Vorschläge etwas veraltet und sie wären es auch, wenn man jetzt damit hervortreten wollte. Aber damals war nichts natürlicher, als daß man die vor dem Rheinbund bestandenen Formen nach dessen Auflösung zunächst in Betracht nahm und sie, mit den wünschenswerthen Reinigungen und Besserungen, sogar wieder einzuführen bedacht war. Auch Behr gedachte ausdrücklich solcher Reinigungen und Besserungen, besonders zum Zwecke schnellerer und auf einfacherem Wege gefundener Beschlüsse des Reichstages. — Der Kaiser, als vollziehende Gewalt, sollte, nach Behr's Plan, auch die richterliche umfassen, der Kaiser als oberster Reichsrichter, einen aus geprüften Richtern der einzelnen Reichsstaaten nach dem Vorschlage ihrer Fürsten einzurichtenden Reichsgerichtshof ein-

setzen. Die Minister des Kaisers würden dem Reichstage für verantwortlich erklärt; daß der Reichstag seine Pflichten erfülle, müßte die Publicität helfen, indem nämlich der Reichstag zur Oeffentlichkeit aller seiner Akte und zur Mittheilung aller seiner gesetzgeberischen Arbeiten nicht nur, sondern auch aller seiner Verhandlungen in Beziehung auf die executive Gewalt in einem eigenen Reichstags-Bülletin verpflichtet, aber auch der gebildete Theil der deutschen Nation überhaupt (so, daß kein Stand als solcher davon ausgeschlossen wäre,) aufgefordert und ermächtigt werde, die Thätigkeit des Reichstages mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu beobachten und in eine hierfür einzurichtende Zeitschrift, etwa einen Reichsbeobachter, seine Bemerkungen und Erinnerungen niederzulegen. Weitere Ausführungen Behr's behandelten den Fall, daß statt eines Staaten-Staats ein Staaten-Bund beliebt würde, also an die Stelle eines Reichstages eine Bundesversammlung oder ein Bundestag trete. Behr bezeichnete hierbei als das schicklichste und gerechteste Mittel, daß von den Schöpfern des neuen Vereins keine wesentliche Punkte übersehen oder individuellen Privatrücksichten die öffentlichen Interessen geopfert werden würden, ausdrücklich verlangte er, „daß der Entwurf der neuen Konstitution Deutschlands, bevor er zum definitiven Grundgesetze erwüchse, der deutschen Nation selbst zur Berathung vorgelegt, und deren Erinnerungen darüber im Wege der Publicität, sowie ihre Sanktion durch National-Delegirte ausdrücklich und feierlich eingeholt würden." Einem etwaigen Einwande gegen diese Maßregel begegnete er mit der Bezugnahme auf die neuen Konstitutionen von Schweden, Spanien, Holland und Frankreich, welche auch den betreffenden Völkern zur Berathung und Genehmigung vorgelegt worden, und auf das Bedenkliche, wenn man mit dem deutschen Volke anders verführe. — „Kaum, dächten wir, könnte es gerathen sein, der deutschen Nation sogleich im ersten Akte ihrer Wiedergeburt eine Probe zu geben, wie wenig man ihrer achte, und daß sie sich der Herrscher-Willkür unbedingt hingeben müsse, in teser

Hinsicht hinter allen andern Nationen wesentlich zurückstehe: ein gerechter National-Unwille müßte dann die Freunde der Wiedergeburt niederhalten und die Aussicht in die Zukunft mächtig trüben."

Als Mittel zur Begründung und Handhabung eines gesicherten Rechtszustandes im Innern jedes einzelnen deutschen Staates selbst, schlug Behr grundgesetzliche Regulirung des Machtgebrauchs, eine von der Gesammtheit der Staatsglieder aus ihren gebildeten Klassen zu wählende Erziehungs-Kommission für den zukünftigen Regenten, eine genügende Volksrepräsentation (Volksräthe, den Staatsräthen gegenüber, und mit diesen auf gleicher Stufe des Ranges,) deren Glieder dem sie delegirenden Volke öffentliche Rechenschaft über die Erfüllung ihrer Aufgabe abzulegen hätten, und endlich Verantwortlichkeit der Minister und Räthe vor. Die Wiederbelebung des deutschen Wohlstandes erklärte er aber am Wesentlichsten bedingt durch 1) das ungesäumte Umstoßen der allgemein verwünschten Schlagbäume des Verkehrs und Handels, nämlich der Mauthen und Zölle; 2) Reduktion des deutschen Postwesens auf die Wohlthat seines früheren Charakters, 3) das unverzögerte Eintreten kluger Sparsamkeit in den Staatsausgaben; 4) Vorbereitung und Einführung einer einzigen gerechten Besteuerungsart (einer Einkommensteuer und insbesondere Abschaffung der indirekten Abgaben), endlich 5) möglichste Realisirung der Staatspapiere. Auch für das Wiederaufblühen deutscher Kultur hoffte er von diesen Maßregeln die gedeihlichsten Folgen. Außerdem aber von einer besseren Organisation des öffentlichen Unterrichts, von dem Lösen der Fesseln aller Pressen wenigstens für wissenschaftliche Arbeiten aller Art u. s. w. Die Schrift schloß mit Aufrufen an die deutschen Fürsten und an die deutschen Völker. Jene wurden auf die Größe der Opfer hingewiesen, welche ihre Völker ihnen gebracht hätten, sowie daß diese der Größe ihrer gebrachten Opfer bewußt seien und mit Recht dafür billige Entschädigung von ihnen erwarten könnten. „Sie reklamiren laut diejenigen Rechte,

in deren Besitz sie längst schon andere Völker gesetzt sehen; und wir müssen noch einmal daran erinnern, — auch die deutsche Geduld hat ihr endliches Maß und Ziel." Den deutschen Völkern aber wurde gesagt, daß eben jetzt der Scheidepunkt sei, wo sie die Wahl haben, entweder noch tiefer zu sinken und zu verarmen, oder sich den Besitz ausreichender Schutzwehren gegen den Mißbrauch der Staatsmacht in jeder, somit auch in finanzieller, Hinsicht, und diejenigen Einrichtungen zu verschaffen, mit welchen sie ihre Interessen selbstthätig zu wahren vermögen.

Ich verweilte etwas länger bei dieser Schrift, theils zur Andeutung ihres reichen Materials, welches namentlich jetzt, in diesen konstituirenden Zeiten, wenigstens in seinen Grundgedanken und Strebungen, neuer Prüfung werth ist, theils zum Belege, wie sehr deutsche Gelehrte bei dem Wiederaufbau einer neuen deutschen Staatsgesellschaft thätig waren, wie sie dabei in's Einzelne gingen und wie nicht blos die Gestaltung, sondern auch die Gestaltung im Sinne der Freiheit ihnen dabei vorleuchtete. Unter diesen Gelehrten aber stand Behr mit oben an.

In Erwartung der Wirkungen seiner „Darstellung" schrieb er zum Gebrauche bei Vorlesungen einen „Abriß der Staatswissenschaftslehre, nebst dem Grundriß einer Verfassung für Monarchien. Bamberg 1816."

Im Hungerjahr 1817 erhob Behr, voll gerechten Unmuths und warmer Theilnahme an den Leiden des Volks, seine kräftige Stimme in einer zwar kleinen, aber desto gehaltvolleren Broschüre, unter dem Titel: „Das Recht und die Pflicht der Regierungen in Beziehung auf die gegenwärtige Theuerungsangelegenheit, staatswissenschaftlich erörtert, Würzburg." Nachdem in dieser Schrift erwähnt war, daß man, im Gegensatze zu früherem Verfahren, in den neuesten Zeiten eine gränzenlose Freiheit des Getreidehandels gestattet und in Schutz genommen habe, daß, während man die Freiheit der Bürger in so vielen anderen Rücksichten mächtig zu beengen sich nicht gescheut, man eigensinnig auf dem

Prinzipe jener Handelsfreiheit beharrt habe, der größte Theil der Bürger in Jammer und Noth unter Bereicherung einiger Händler und Wucherer versunken sei und die Regierungen sich vergebens mühten, dem fürchterlich weit gediehenen Elende zu steuern, weil eine fest gewurzelte, durchaus irrige Ansicht sie die rechten, allein zum Ziele führenden Mittel nicht ergreifen lasse, — bezeichnete dann der Verfasser als solche Mittel: unter bestimmter Voraussetzung unverholen auszusprechende Getreidesperre gegen das Ausland, Bestimmung des Maximums eines Getreidepreises, und Hervorziehung der Getreidevorräthe, wo sie sich finden, gegen Erstattung dieses höchsten Preises. Es ist hier nicht der Raum, den Ausführungen, womit der Verf. die vollkommene Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Mittel darzuthun sich bemühte, zu folgen. Nur soviel sei also gesagt, daß er es mit der Kraft und Entschiedenheit that, welche die Angelegenheit eines hungernden Volks verlangte — (der Scheffel Getreide kostete damals in Schwaben 70 bis 80, das Malter in Franken 50 und mehr Gulden!) — Die Handelsfreiheit, bemerkte er, sei in grobe Handelsfrechheit ausgeartet, die, gleich einem Würgengel, von Haus zu Haus, von einem Stande zum andern — freilich aber nur von Unten nach Oben — schreite und ihre Opfer schlachte. Bloße Verbote der Auf- und Vorkäuferei des Getreides könnten jetzt nicht helfen; die Anlegung von Getreidemagazinen in jeder möglichen Gestalt und Art könne, seiner Ueberzeugung nach, nur in Zeiten großen Ueberflusses rathsam seyn; u. s. w. Die Handelsfreiheit ist theils in Form der sogenannten Freihandelsfrage schon mehrere Jahre, theils mit Rücksicht auf die Theuerung des vorigen Jahres, wieder neuerdings der Gegenstand des Streites geworden; und so verdient also um so mehr jene gediegene, herzhafte und warme Schrift eine Wiedererweckung. Aber auch die unmittelbarst sie umgebende Zeit nahm sie mit Anerkennung auf. Ja sie mußte, heißhungrig verschlungen, in wenigen Tagen wiederholt aufgelegt werden.

Der durch den Pariser Frieden in sein Land wieder eingesetzte Kurfürst von Hessen hatte bekanntlich für gut befunden, die von dem Könige von Westphalen, seinem Regierungsvorfahren, verkauften Güter von ihren Käufern ohne Entschädigung wieder an sich zu reißen. Diese Handlungsweise machte gerechtes Aufsehen in Deutschland, und Behr — denn es galt ja, Unterdrückten beizustehen, dem gekränkten Rechte zum Siege zu verhelfen — bewies, obgleich nicht selbst betheiligt und unaufgefordert, mit schlagenden Gründen das kurfürstliche Unrecht in einer „Staatswissenschaftlichen Erörterung der Fragen: I. Inwiefern ist der Regent eines Staates an die Handlungen seines Regierungsvorfahrers gebunden? II. Sind die in Gefolge des Pariser Friedens in den Besitz ihrer Länder restituirten Fürsten, z. B. der Kurfürst von Hessen, u. s. w. an die Regierungshandlungen ihres Vorfahrers gebunden oder nicht? III. Was ist von dem Benehmen des deutschen Bundestags in der Angelegenheit der westphälischen Domainenkäufer zu halten? (Bamberg und Leipzig 1818 bei Kunz.)" eine Arbeit von bleibendem Werth, denn es wird nicht möglich sein, die hierin behandelten staatsrechtlichen Fragen mit größerer Umsicht, Gründlich- und Rechtlichkeit zu erörtern, als es hier geschehen ist. Die dritte Abtheilung der Schrift hatte Behr mit dem deutschen Bundestag und der von ihm in seiner 44ten Sitzung an die westphälischen Domainenkäufer beschlossenen abschlägigen Verfügung in Konflikt gesetzt. Er zog die ihr zu Grunde liegenden, erstatteten Vorträge „als wissenschaftliche Produkte" in nähere Betrachtung und zerlegte sie mit sicherm kritischen Messer. Zum Schlusse dieser Ausführungen erklärte sich Behr von einer unnennbaren Wehmuth ergriffen: „die deutsche Bundesversammlung, angerufen um Vertheidigung des auf eine beispiellose Weise unterdrückten Rechts, die Bundesversammlung — den Repräsentanten von Kaisern und Königen, und von 28 Millionen Deutschen — einem Kurfürsten von Hessen gegenüber, in jener (von ihm näher geschilderten) Stellung erblicken zu müssen." Die darauf folgende Stelle

lautet: „Arme deutsche Nation! so mußt du also auch die schöne innige Hoffnung, in dem neuen Vereine ein schützendes Bollwerk gegen Herrscherwillkür zu finden, so früh schon wieder untergehen lassen! Die Bundesversammlung hat die erste Hauptprobe nicht bestanden; Wem kann man es zumuthen, ferner noch auf sie zu bauen? — So manche Stimmen wollten behaupten, der deutsche Bund zeige sich nicht als Völker- nur als Fürstenbund: ich konnte dem nicht beipflichten; denn, so wenig ich mir *einen* Fürsten ohne Volk zu denken vermag, so unmöglich schien mir ein Fürstenbund, der nicht nothwendig Völkerbund zugleich wäre. Die Bundesversammlung hat jedoch so lange schon fortgefahren, gerade nur die wesentlichsten Interessen der Völker außer Augen zu lassen, daß ich mich der Umänderung meiner Ansicht kaum mehr erwehren kann. — Dulden die Fürsten noch länger dieses Benehmen ihrer Abgeordneten, dann wird es bald klar sein, wie es mit dem Bunde gemeint sei.“ — So sprach ein deutscher Mann schon vor 30 Jahren! — Behr schloß mit den Worten: „Mein Recht, über den behandelten Gegenstand eine Stimme abzugeben, ist begründet durch meinen Beruf, Wahrheit und Recht zu verkünden durch Wort und Schrift, und ich mache von diesem meinem Rechte vorzüglich da Gebrauch, wo es das eigne Interesse der Regierungen heischt, daß — Wahrheit und Recht nicht verkannt bleiben.“ Die Zornausbrüche des Kurfürsten über die Schrift bewiesen, wie sehr er sich dadurch getroffen fühlte.

Am 27. Mai 1818 trat zwar nicht unverhofft, doch fast unerwartet die bayerische Verfassungsurkunde hervor und Behr wurde beauftragt, die deßhalb angeordnete akademische Feier durch eine Festrede zu verherrlichen, welche dann unter dem Titel: „Staatswissenschaftliche Betrachtungen über Entstehung und Hauptmomente der neuen Verfassung des bayerischen Staats“ gedruckt erschien. — Es war eine Zeit neu aufgegangener Hoffnung; ein Sich-Stützen auf Worte, welche nur dann Leben und Bedeutung haben, wenn ein frischer, freier Geist sie durchweht.

Die Herbstferien dieses Jahres benutzte Behr mit akademischen Freunden zu einer Reise an den Rhein und nach den Niederlanden. Er sah das Meer und die großen Städte voll Kunstschätzen, Gewerbfleiß und geschichtlicher Erinnerungen — Lüttich, Löwen, Leyden, Utrecht, Amsterdam, Dortrecht, Rotterdam, Antwerpen, Gent, Brüssel. In Aachen waren eben die europäischen Großmächte im Kongreß versammelt. In den genannten niederländischen Universitäten hatte er mehrere ausgezeichnete Männer und in Koblenz den damals dort noch wohnenden Görres kennen gelernt.

Bald nach seiner Rückkehr veröffentlichte Behr „Andeutungen in Beziehung auf die finanziellen Momente der neuen Verfassung des bayerischen Staates, zur Beherzigung seiner künftigen Stände, 1818," worin er diesen ihre pflichtmäßige Wirksamkeit in allen finanziellen Beziehungen ebenso gründlich als erschöpfend zeichnete und warm an's Herz legte.

Aber Behr sollte nun persönlichst heraustreten aus dem Dämmer der Theorie in die unmittelbare sonnige Wirklichkeit. Von der Universität Würzburg zu ihrem Abgeordneten an den ersten bayerischen Landtag gewählt, reiste er an den Ort seiner neuen ehrenvollen Bestimmung ab. Ausgerüstet mit einer seltenen Fülle gerade derjenigen Kenntnisse, die auf diesem Standpunkte erforderlich waren, verband er zugleich damit den festen Willen und Muth, davon zum Wohle des Volks den pflichtmäßig möglichsten Gebrauch zu machen. In München regierte damals noch Maximilian Joseph, ein Mann ohne Affektation und falschen Schein, an den sich die Hoffnungen einer besseren Zeit gerne aufrankten. Das zu beginnende Werk hatte den großen Vorzug des Neuseins: ein Zustand, der manche damit verbundenen Unbequemlichkeiten weit aufwiegt. Noch war keine Erwartung getäuscht, noch klang jedes Wort, als wäre es aus dem edelsten Metall geprägt, in's Ohr. Man hoffte gegenseitig von sich das Beste, weil man selbst das Beste zu thun geneigt war, und die In=

teressen umgingen sich noch, die ziemlich bald nachher hart aufeinanderstoßen sollten.

Behr wußte sich unter den 130, zum ersten Male sich begegnenden Kammermitgliedern durch sein würdevoll offenes und verständiges Benehmen sogleich dasjenige Vertrauen zu erwerben, welches ihn den zur Präsidenten-Stelle Vorgeschlagenen einreihte und zugleich in den Steuer- und Petitions-Ausschuß erwählte. Behr nahm nun unermüdet in allen öffentlichen Kammersitzungen an allen Debatten, theils vom Platze aus, theils durch größere Reden vom Rednerstuhle, denen Alles mit der größten Spannung lauschte, Antheil und in jedem von jenen Sitzungen freien Momente beschäftigte ihn der eine oder andere Ausschuß meistens bis tief in die Nacht.

In einer, am 6. Februar 1819 gehaltenen Rede erkannte Behr in der landständischen Rednerbühne „das Symbol der Anerkennung unserer (der bayerischen) politischen Mündigkeit, die Verkünderin unserer politischen Wiedergeburt, eines der sprechendsten Monumente erhabener Fürstentugend unsers Monarchen.“ Indessen auch da schon war ihm die bayerische Verfassungsurkunde nicht fehlerlos. Er erkannte ihre Wohlthaten, „was auch noch zur Zeit an ihr vermißt werden mag,“ und hielt sie sonach der Verbesserung nicht blos für fähig, sondern auch für bedürftig. Er bezeichnete den landständischen Wirkungskreis als „noch zur Zeit etwas enge gezogen,“ hoffte jedoch dabei, dadurch, daß die Stände „mit leidenschaftloser Ruhe und besonnener Zartheit, aber auch einig und mit kluger Festigkeit“ ihn ausfüllten, „würden sie sich ein Recht auf dessen nicht undeutlich verheißene Erweiterung begründen und Gelegenheit schaffen, des Guten größeres Maß dem Volke zu bereiten.“ „Der König, und was wir ihm schuldig sind, wird von uns nie über dem Volke, — das Volk und was wir ihm schulden, nie über dem Könige vergessen werden; denn beide, König und Volk, bilden den Staat, das Ganze, dem wir angehören, für dessen Gesammt-Bestes wir zu rathschlagen berufen sind.“ — „Stete Mitwirkung zur Stütze, zur Förderung des

Zweckmäßigen, des Gerechten, des Guten, — nur Opposition dem Zweckwidrigen, dem Unrechte, dem Bösen! sei das, nun praktisch zu bethätigende Motto unserer Standschaft; dann werden die guten Keime, deren unsere Verfassung so viele umschließt, schnell reifen, und sicher zu derjenigen Blüthe und Frucht, die der erhabene Pflanzer gewollt zum Glücke seines Volks."

In der Adresse der Reichsräthe an den König war von einem mächtigen Anwogen der aus dem Vertrauen des Volks durch seine Wahl hervorgegangenen Versammlungen (also auch der Kammer der Abgeordneten), und zwar, wie die Schlußworte andeuteten, von einem mächtigen Anwogen gegen den Monarchen, die Rede gewesen, welchem Anwogen die Kammer der Reichsräthe einen Damm entgegen zu setzen, als das Ziel ihres ganzen Wirkens betrachte. Behr erkannte hierin, wo gar kein Grund dazu vorhanden, eine Kränkung und Beleidigung, und hielt ein Entgegentreten für nothwendig, um die Idee nicht aufkommen zu lassen, daß die Kammer der Abgeordneten das leitende Prinzip im Grunde revolutionärer Ideen sei. Er verlangte eine neue Adresse an den König und eine Erklärung an die Reichsräthe. Im Verlauf weiterer Berathungen über die Sache fand er die in jener Stelle der Adresse verborgene Tendenz der Kammer der Reichsräthe „zwar keineswegs unerwartet, „denn," setzte er hinzu, „sie ist die kaum vermeidliche Folge der unglücklichen Trennung der einen Standschaft in zwei Kammern: aber daß man diese Tendenz sogleich im ersten Momente uns geradezu in's Gesicht bekennt, ist etwas mehr als deutsche Aufrichtigkeit, und überdies der Ausdruck einer Würdigung der Kammer, die wir nicht verdienen, aber verdienen würden, wenn wir sie duldeten." Von dem Antrag einer Erklärung an die Reichsräthe ging Behr dabei wieder ab, „weil solche leicht zu einem förmlichen Zwiste zwischen den beiden Kammern führen könnte." Die Kammer verwahrte sich dann einstimmig gegen die Aeußerung der Kammer der Reichsräthe zu Protokoll.

Von den verschiedenen wichtigen Anträgen, welche

Behr stellte, kann, bei dem hier eng gemessenen Raume, nur der auf Einführung mündlich-öffentlicher Civil- und Strafrechtspflege hier erwähnt werden. Er bemerkte unter Anderm in demselben: „Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Rechtsganges, Theurung der Justiz, bei obwaltender Unsicherheit für ihre strenge Rechtsangemessenheit, Mißtrauen der streitenden Theile, Unannehmlichkeit des Dienstes bei ewigem Schreibstuben-Arrest und dem unseligen Ausdreschen voluminöser Rechtsdeduktionen, Spielraum für Advokatenränke und deren traurige Folgen und Ununterbringlichkeit der stets wachsenden Registraturen sind unverkennbar die Hauptmängel, an denen unsere jetzige Justizverfassung zum unberechenbaren Nachtheile der Staatsbürger wesentlich kränkelt. Dahingegen sind aus der Natur der Sache selbst hervorgehende Schnelligkeit der Rechtspflege und dadurch Förderung des Staatszweckes, allgemeines Vertrauen zum Richteramte und Beruhigung der, seiner wirklich bedürfenden Parteien, Sicherung gegen Parteilichkeit und Irrthümer in den Funktionen des Richters, unglaubliche Zeitersparniß für Richter und Advokaten, weit größere Annehmlichkeit des aller mechanischen Frohnarbeit enthobenen Dienstes, Entfernung untüchtiger und unredlicher Anwälte, endlich wesentliche Ersparung an Kosten aller Art für den Staat und seine Bürger, die anerkannten, von allen deutschen Völkern, die ihrer theilhaftig geworden, und so auch von unsern Brüdern am Rheine, aus Erfahrung so hochgerühmten Vorzüge der mündlich-öffentlichen Rechtspflege.“

In seiner Rede über diesen Gegenstand führte Behr das Zweckmäßige der Einführung mündlich-öffentlicher Civil- und Strafjustiz weiter aus, Ausführungen, welche jetzt, nach 29 Jahren, leider noch immer der allgemeineren Anwendung ermangeln, aber dafür in's Bewußtsein des Volks tief eingedrungen und von diesem seinen neust aufgestellten Programmen in kurzen gedrängten Worten eingereiht worden sind. In Verbindung mit der mündlich-öffentlichen Civil- und Strafjustiz wünschte Behr: „1) ein einfaches, deutsches und allgemein verständliches Civilge-

setzbuch; 2) eine selbstgeschaffene, nicht den Franzosen blos nachbetende, Prozeßordnung für mündlich-öffentliche Justiz; 3) Ueberweisung der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit an die Polizei, wohin sie ihrer Natur nach gehört, und 4) die höchstnöthige Sonderung der Justiz von der Administration." Gelegentlich des sehr Triftigen, was über die Oeffentlichkeit der Strafjustiz von ihm gesagt wurde, (Einzelnes wie in prophetischem Geiste über sein eigenes künftiges Trauer-Schicksal verfaßt!) kam Behr dann auch zum Geschwornengerichte, diesem ebenfalls neuerdings mit unter die Volkswünsche gesetzten hochwichtigen Institute. Er erklärte es für zweckmäßig. „Die verborgene Ursache widersinniger Ergebnisse desselben," sagte er, „ist meistens nur in der unmäßigen Strenge der Strafgesetzgebung, die umgangen werden wollte, um einen Unglücklichen von zu harter Strafe zu retten, und das ist gut, und dann darin zu suchen, daß man sie nicht blos über das Faktum: ob schuldig oder nicht? befragte, sondern auch sogar über die Anwendung des Gesetzes auf's Faktum, höchstens aber sie befragen sollte, neben der Schuld, über den Strafgrad oder die Dauer." „Die Ausmittelung des Faktums," fuhr er fort, „ist nicht Sache der Gewalt, sondern der Privaten selbst — dann tritt erst die richtende Gewalt des Staats ein. — Höchst wichtig bleibt das Geschwornen-Gericht immer in politischer Hinsicht, als Gewähr, die es dem Volke nicht nur gegen mögliche Gewaltstreiche der Regierungen, sondern auch der Regierung für die Zufriedenheit und für die Anhänglichkeit und Treue der Regierten leistet."

Andre Vorträge Behr's betrafen die Einführung der Landräthe, die Aufhebung des Lotto, die Abwendung der beabsichtigten Einführung eines Weinaufschlags, die Feier des ersten Jahrestages der Einführung der Verfassung u. s. w. Besonders ausgezeichnet war sein General-Finanzbericht. Er hatte nämlich als Mitglied des für die Steuern gewählten landständischen Ausschusses das Referat über das Budget zugewiesen erhalten, was ihn in eine sehr schwierige Stellung der Regierung gegenüber brachte. Der

Finanzminister v. Lerchenfeld verweigerte standhaft, der zweiten Kammer über die Verwendung des öffentlichen Einkommens vor der Einführung der Verfassungsurkunde Rechenschaft zu geben, und theilte den Ständen nur einen Hauptbericht über Einnahmen und Ausgaben mit, wonach ein Ausfall von 682,590 Gulden zu decken war, während Behr in einem von ihm erstatteten Bericht einen Ueberschuß von 98,719 Gulden nachzuzeigen versucht hatte. Sodann gab insbesondere das Kriegsbudget Anlaß zu Schwierigkeiten zwischen Regierung und Ständen, und die zweite Kammer verwarf es, als es zur Abstimmung kam, mit ansehnlicher Majorität.

Es gehört mit zu den Leiden politischer Charaktere, daß sie, wenn sie nicht stets durch die höchste Welle des Tages sich treiben lassen, als laß, als zweideutig, als „moderantistisch" gelten. (Eine Erfahrung, welche allerdings auch wirkliche Renegaten, der öffentlichen Meinung gegenüber, sich zu Nutze zu machen suchten.) Und so, indem sie schon genügend der Haß der Gegenpartei, des Aristokratismus, trifft, sind sie des Beifalls der eignen Partei ebenfalls nicht für immer sicher. Heil ihnen, wenn der Beifall ihres Gewissens ihnen dann nicht mangelt! In solche Doppel-Schwierigkeiten war im Verlauf seiner landständischen Wirksamkeit auch Behr gerathen. Er erklärte in der Sitzung vom 26. Juni 1819 darüber: „Die hohe Kammer erinnert sich, daß ich in der ersten Epoche dieser Versammlung die Motion in Betreff der Adresse der Kammer der Reichsräthe gemacht und den Antrag auf Beeidigung des Militärs unterstützt habe; eine Beeidigung, die bereits in einem im Jahr 1812 erschienenen königl. Edikte ausdrücklich zum Gesetze gemacht war. Es scheint, daß eine Art Menschen sich damals schon zum Geschäft gemacht habe, meine Aeußerungen zu mißdeuten, und so geschah es, daß man mich für einen Jakobiner, für einen Revolutionär ausgab. Es hat mir in der Seele wehe gethan, mich so mißkannt zu sehen. Allein mein Bewußtsein beruhigte mich bald wieder, und ich war fest überzeugt, die ganze Reihe meines ferneren Benehmens werde

das Urtheil über mich berichten. Es trat eine Epoche ein, in der ich Ansichten der Regierung zu beurtheilen hatte, die mit den meinigen übereinstimmten; ich vertheidigte sie, wie ich dies in allen ähnlichen Fällen thun werde, sowie ich aber auch bei entgegengesetzter Voraussetzung immer die Rechte des Volks vertheidigen werde, wo ich glaube, daß es rathsam und nothwendig sei. Ich sprach mit Mäßigung, rieth in manchen Fällen zur Nachgiebigkeit, und fiel nun in den Verdacht, daß ich von den Ministerien erkauft sei. Was diesen Verdacht wesentlich nährte, war ein entstandenes Gerücht, daß eine gewisse Person in Gegenwart einer Deputation zu Sr. Majestät gesagt haben solle: Es ginge gut, seitdem Häcker und Behr gewonnen seien. Wie mich das schmerzte, können Sie sich denken. Dies nöthigt mich nun aber, mich über die Motive meines Benehmens hier öffentlich zu erklären, wie ich es früher in einer geheimen Sitzung gethan. Mein Wahlspruch war: entweder liberale Institutionen für das Volk, oder Ersparung; beides zugleich zu erringen, war, wie ich wohl einsah, unmöglich, darum konnte also nur Eines oder das Andere bezielt werden, und ich glaubte, liberale Institutionen, z. B. jene der Landräthe, der Oeffentlichkeit der Justiz u. s. w., seien dem Volke mehr werth, als Ersparung der bekannten Million, von der so oft die Sprache war; blos darum rieth ich zu einer Art von Nachgiebigkeit in Betreff dieser Million. Nachdem nun aber die bekannte Thatsache eingetreten war, welche die Ueberzeugung gewährte, daß die Hoffnung auf liberale Institutionen aufgegeben werden müsse, konnte ich nach meiner Ansicht nunmehr nur auf Ersparung dringen, und daher erklärte ich in jener geheimen Sitzung: „keine liberalen Institutionen — also Ersparung.“ Dies waren die einzigen Motive meiner Handlungsweise; nachdem keine liberalen Institutionen zu erringen waren, blieb mir nichts anders übrig, als für Ersparung zu stimmen, und um mir konsequent zu bleiben, mußte ich selbst gegen den, ursprünglich von mir allein in Antrag gebrachten Zuschuß für die Universität Würzburg stimmen, nachdem ich gegen

jede andere, nach meiner Ansicht absolut vermeidliche Ausgabe gestimmt hatte. Seit dieser Abstimmung und seitdem ich mich in der Schuldensache so nachdrücklich gegen die Uebereilung erklärt habe, seitdem sieht man mich wieder als auf der entgegengesetzten Seite stehenden; jetzt bin ich wieder Jakobiner, jetzt legt man mir wieder revolutionäre Aeußerungen in den Mund, und Sie können sich denken, wie sehr es mich schmerzte, hören zu müssen, daß man mich in Kurzem von meiner Stelle entfernen wolle. Dies kann mich indessen nicht irre machen, ich vertraue zu fest auf die Gerechtigkeit des Königs und der Regierung, als daß ich mich durch ein solches Gerücht schrecken lassen könnte, und werde daher nach, wie vor, streng meine Pflicht erfüllen."

Behr hatte jene Erklärung mit den Worten geendigt: „Ich weiß es nicht, wie es Menschen geben kann, die nur darauf auszugehen scheinen, alle meine Aeußerungen zu verdrehen; ich bin der anspruchsloseste Mensch von der Welt; ich will nichts, ich verlange nichts, ich bin zufrieden mit meiner doch kaum beneidenswerthen Stelle, und weiß daher um so weniger, warum gerade allein meine Aeußerungen so oft in einer andern Art aufgefaßt werden. Ich bitte, mich meinen Weg ruhig fortgehen zu lassen. Wer mein Benehmen seit 20 Jahren kennt, kennt auch die Ruhe und Redlichkeit meines Charakters, und wahrlich, ich bin nicht hierher gekommen, um die Rolle eines rechtlichen Mannes mit der eines Jakobiners zu vertauschen."

Jene Wolken zogen jedoch bald vorüber. Behr, bei seinem eifrigen Streben nach Gerechtigkeit und von dem Wunsche beseelt, die Verhandlungen zwischen Krone und Volk von einem Erfolge begleitet zu sehen, war doch keinen Augenblick über die Bedeutung seiner Eigenschaft als Abgeordneter zweifelhaft. Das Recht und Interesse der Krone zu vertreten, hielt er mit Recht für die Sache der Regierungskommissäre, dagegen für die Sache der Abgeordneten, für das Volk einzustehen. Darauf richtete er den Blick, unerschüttert durch die glänzendsten Ver-

sprechungen. Und in dieser Eigenschaft wurde er auch erkannt.

Es ist nicht blos Ueberzeugungs-, sondern auch Klugheitssache des redlichen, gutmüthigen Politikers, an Besserungen des öffentlichen Zustandes zu glauben und dieses Glauben darzulegen. Und so konnte Behr mit Recht wohl am 16. Juli 1819, beim Schlusse der landständischen Sitzungen für jenes Jahr, in der zweiten Kammer sprechen: „Bayern, Deutschland, Europa wird nicht verkennen, daß wir's redlich meinten, daß wir muthig kämpften. Jeder unter uns nach seiner Ueberzeugung, nach seinem besten Wissen und Gewissen. Vielleicht möglich, daß ich, daß mancher, im heiligen Eifer für des Volkes Wohl und Rechte, die Gränze einen Augenblick überschritt, die der kalte Beobachter leicht beachtbar wähnte: aber nie entschwand es selbst, das große Ziel, dem Auge, nie fand eine Verirrung jenseits der rechten Gränze Statt: Mißverständnisse spalteten uns, auf Augenblicke nur, aber: in diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht. Hohe Beachtung der durch die Verfassung gesetzten Marksteine, rege Thätigkeit, vielseitiges Mitwirken für Ausfüllung des durch sie gezeichneten Wirkungskreises, diese Zeugnisse wird uns weder die Regierung, noch das Volk, noch das Ausland versagen, am Wenigsten dann versagen, wenn die zur Läuterung des Urtheils erforderliche Zeit wird verflossen sein. Daß nicht allen gegründeten Anträgen und Wünschen entsprochen, nicht alle Beschwerden sofort erledigt werden konnten, drückt Niemanden schmerzlicher, als nur uns selbst, die so gerne Alles, Alle befriedigt hätten, aber die in allen Ausschüssen gefertigt liegenden Vorträge beweisen, daß besonders nur die Enge der Zeit, der Geschäftsgang, jene Befriedigung hemmten." — — „Und so können wir mit ruhigem Blicke auf das Vergangene, unserer baldigen Wiedervereinigung heiter entgegen sehen."

Man hätte glauben sollen, daß solche gemäßigten und nach Oben keineswegs anklagenden Aeußerungen namentlich von Obenher die größte Anerkennung hätten finden

müssen. Aber dem war nicht so. War Behr doch zugleich auch eines der muthvoll standhaftesten Mitglieder des nun zum Schlusse gelangten ersten bayerischen Landtages gewesen. Wußte man doch, daß

. . . ., ein biegsamer Frühlingssproß
Bei kleineren Dingen,

er

. . ., wenn es größere gilt,
Eiche, die dem Orkane steht,

sei. Die mannigfaltigsten Ehrenbezeigungen wurden Behr überall auf seiner Rückreise von München über Landshut, Regensburg und Bamberg erwiesen. Eine Poststation vor Würzburg empfing ihn eine Deputation des akademischen Senats, begleitet von einer Menge Studierender zu Wagen und zu Pferd, und so ward er wie im Triumphe zu Würzburg eingeführt, wo ihn an seiner Wohnung ein glänzender Fackelzug empfing.

Zu einiger Erholung von der achtmonatlichen außerordentlichen Anstrengung machte Behr im Herbste dieses Jahres 1819 einen Ausflug in den bayerischen Rheinkreis, wohin ihn die Abgeordneten aus diesem Kreise eingeladen hatten.

Mit erneuter Kraft zurückgekehrt, lebte er mit gewohntem Fleiße seinem Berufe als Lehrer und erwählter Prorektor der Universität; auch erschien von ihm 1820 eine gediegene Abhandlung „Von den rechtlichen Gränzen der Einwirkung des deutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege seiner Gliederstaaten" (Stuttgart, bei Metzler), dieselbe Schrift, aus der ich früher eine Stelle über Behr's Anschauung der Verhältnisse im Jahr 1808 entnommen hatte. Er nannte in dieser Schrift die deutsche Bundesakte eine „höchst kompendiarische Skizze eines neuen deutschen Fürsten- und Staatenbundes, dessen Angelegenheiten nur durch die Bundesversammlung, welcher ihr Sitz zu Frankfurt angewiesen war, besorgt werden sollten." Er hielt dafür, „daß jeder Deutsche sich mit seinem Vertrauen auf die Erfüllung der gerechtesten Hoffnungen und Wünsche lediglich an seine eigene Regierung

allein gewiesen erkennen müßte, und" setzte er hinzu — „wohl dem, dessen Vertrauen hier Befriedigung fand! Wir Bayern sind in diesem glücklichen Falle." In Folge der im Jahr 1818 hervorgetretenen Verfassung nämlich, „die, wenn sie gleich noch Manches zu wünschen übrig läßt, dennoch unsere dringendsten Bedürfnisse befriedigte und zur Erfüllung unserer übrigen gerechten Wünsche und Hoffnungen eine verlässige Bahn eröffnete." Der Verlauf der Schrift zeigte dann auf den Grund schon früher entwickelten Unterschieds zwischen einem Völkerstaate und einem Staaten-Bunde nach, daß dem deutschen Bunde in Folge seines Grundgesetzes weder das Recht zukomme, einzuwirken auf die Verfassung seiner Gliederstaaten, noch das Recht, einzuwirken auf die Gesetzgebung und Rechtspflege derselben. Das Recht aber des deutschen Bundes, sich um das innere Leben seiner Gliederstaaten zu bekümmern, wollte er bedingt durch den Zweck des Bundes, was er in einem die Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten sichernden Sinne ausführte. Die Schrift wurde — mit Zusätzen — zum zweiten Male aufgelegt und noch jetzt ist ihr praktische Beachtung dringend zu wünschen.

Wie viel Behr durch seine Leistungen als Lehrer und Schriftsteller zur Blüthe der Universität Würzburg beigetragen, war allgemein bekannt und von der bayerischen Regierung selbst bestätigt, indem sie ihm den ungesuchten Titel und Rang eines Hofraths, und zu seinem Gehalt von 1200 Gulden eine jährliche Zulage von 600 Gulden gab. Demungeachtet mußte er vernehmen, daß man in München die Absicht hege, ihn von seiner Professur und dadurch vom Landtage zu entfernen, was er um so weniger glauben mochte, da die Minister selbst nicht umhin gekonnt hatten, die redliche Pflichtmäßigkeit seiner Bestrebungen am Landtage anzuerkennen. Auf den dringenden Wunsch der Bürger Würzburgs, die eben damals (1821) durch den Tod erledigte Stelle des ersten Bürgermeisters zu übernehmen, hatte er in München den Antrag gestellt, man möge ihm erlauben, den Versuch zu machen, ob er

die Bürgermeisterstelle mit und neben seiner Professur verwalten könne, und hiermit verband er die Bemerkung, daß er beim Mißlingen dieses Versuchs das Bürgermeisteramt sogleich wieder abgeben wolle, indem er die ihm über Alles lieb gewordene Professur um keinen Preis zu opfern gemeint sei; — siehe: da kam von München schnell die barsche Entscheidung, „er sei als Professor in Ruhestand versetzt und könne die Bürgermeisterstelle annehmen.“

Dieser Entschließung der Gewalt sich fügend, trat Behr, nachdem er 23 Jahre lang sein Lehramt rühmlich verwaltet, zur größten Freude der Würzburger Bürgerschaft, die ihn früher schon bei einem festlichen Mahle mit der Bürgerkrone und später mit dem Ehrenbürger-Diplom beschenkt hatte, im Mai 1821 die Bürgermeisterstelle an. Der städtischen Verwaltung einen frischen Geist einhauchend, verband er damit die Herausgabe von „Unterhaltungen des Bürgermeisters mit seinen Mitbürgern“ in zwanglosen Heften. Es sollte, seiner Absicht nach, ein wahrer Gemeingeist und ein reges Interesse für die Gemeinde-Angelegenheiten dadurch erweckt und unterhalten werden. Doch mußte er diesem gemeinnützigen Beginnen bald wieder entsagen, da man ihm von Seiten der Regierung in Aussicht stellte, daß, wenn er in diesen Unterhaltungen von Dingen Gebrauch mache, die auf amtlichem Wege zu seiner Kenntniß gekommen, dies als Verletzung des Amtsgeheimnisses würde geahndet werden. Dadurch konnte man ihm jedoch den Weg nach den ihm so lieben gelehrten Beschäftigungen und der Mittheilung ihrer Ergebnisse an die Welt nicht abschneiden. Und so erschien denn von ihm: „Die Lehre von der Wirthschaft des Staates, oder pragmatische Theorie der Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung. Leipzig, bei Brockhaus, 1822;“ ein Werk, dem an Präcision und Klarheit der Begriffe, an Konsequenz und Vollständigkeit, sowie an Originalität der Behandlung seines Gegenstandes kaum ein anderes zur Seite steht.

In demselben Jahre 1822 zeigte sich die wohl auch beabsichtigte Folge seiner Versetzung in den Ruhe-

stand als Professor. Ungeachtet nämlich der Landtag dieses Jahres noch zu derselben Wahlperiode gehörte, wurde er doch davon fern gehalten. Seine gründliche, auf die Verfassungsurkunde gestützte Remonstration dagegen war vergeblich.

Noch auffallender aber enthüllte sich die Scheu vor seiner unbeugsamen Gradheit beim Eintritt der nächsten Wahlperiode 1825. Denn kaum war die Anzeige nach München gelangt, daß Behr von den Städten des Untermainkreises zu ihrem Abgeordneten gewählt sei, sendete dieselbe oberste Staatsbehörde — welche, unmittelbar nach dem Hervortreten der Verfassung, auf geschehene Anfrage, ausdrücklich entschieden hatte, daß Gemeindebeamte der königlichen Bewilligung zum Eintritte in die Kammer nicht bedürften — sie sendete nunmehr durch Eilboten die gerade entgegengesetzte Entscheidung und mit deren Anwendung wurde dann sogleich dem Bürgermeister Behr die Bewilligung zum Eintritte verweigert. Dieser legte zwar auf den Grund jenes groben Widerspruchs und überdies der Unzulässigkeit einseitiger Auslegung der Verfassung, hiergegen die nachdrücklichste Protestation und Verwahrung ein, die Behörde wußte aber hierauf nur mit einem unmotivirten, weil nicht motivirbaren, offenbar ungerechten Verweis zu antworten. Selbst die damalige Kammer, an welche Behr mit gründlicher Reklamation seines Rechts sich gewendet, und der er die Wichtigkeit ihres eigenen Interesses hierbei nachgewiesen hatte, schloß sich in dem Grade den Ansichten der Regierung an, daß sie diese Sache fallen ließ und so das Recht aller künftighin zu Abgeordneten gewählten Gemeindebeamten dem souveränen Belieben Preis gab.

Im Oktober 1825 starb König Maximilian von Bayern. An seine Stelle trat Kronprinz Ludwig, und nach der Art, wie sich dieser Prinz — längere Zeit Bewohner des königlichen Schlosses in Würzburg — gegen ihren Bürgermeister öffentlich benommen hatte, glaubten die Würzburger, bei dem 1827 folgenden zweiten Landtag dieser Wahlperiode, die Hoffnung schöpfen zu dürfen, daß

jetzt ihrem erwählten Abgeordneten die Bewilligung zum Eintritt nicht ferner werde versagt werden. Doch vergebens! Man erklärte die im Jahr 1825 ausgesprochene Verweigerung als für die ganze Wahlperiode wirksam.

Durfte Behr nicht persönlich auf dem neuen Landtage zugegen sein, so dachte er doch werkthätig daran, geistig sich ihm zu zeigen und geistig auf ihn zu wirken. Er legte in „Anforderungen an den bayerischen Landtag 1827—28,“ wovon drei Bändchen erschienen, die rechtlichen Interessen des bayerischen Volkes dessen versammelten Abgeordneten mit Wärme an's Herz und unterstützte sie redlich zu deren Besorgung aus dem Schatz seiner Kenntnisse. Aber der kurze Aufschwung, den das konstitutionelle Leben in Bayern genommen, war damals schon längst vorüber und der überhand nehmende Druck der Reaktion machte sich, wie im gesammten Europa, so auch hier geltend.

Behr hatte sehr Recht, jenen Abgeordneten die Vorwürfe darüber nicht zu ersparen. Er that das öffentlich und mit Namensnennung nach geschlossenem Landtage in zwei weiteren Bändchen (Bamberg 1828) unter dem Titel: „Kritische Beleuchtung der Verhandlungen des bayerischen Landtags 1827—28,“ mit freimüthiger Unparteilichkeit.

Ich schalte hier die Berichtigung zweier großen Irrthümer ein. In einigen Büchern findet sich nämlich die Behauptung, Behr sei des Kronprinzen (nachmaligen Königs Ludwig von Bayern) Lehrer gewesen. Dies ist ganz unrichtig. Genannter Kronprinz residirte in Würzburg in einem Alter, was ziemlich weit schon über das Bedürfniß eines Lehrers hinaus war, und daß Behr dem Kronprinzen, wenn er von diesem befragt, seine Ansichten und Grundsätze unverholen über einzelne Gegenstände mittheilte, kann wohl bei Weitem nicht ein Lehrerverhältniß genannt werden, dessen sich Behr auch nie gerühmt hat. — Ein anderer Irrthum, oder vielmehr eine hämische Nachrede fällt in weit spätere Zeit. Ein Artikel aus Bamberg in der Europa (1846, 21. November) nämlich, nach-

dem er als wahr erwähnt, daß man ehedem König Ludwig als Kronprinzen mit Bürgermeister Behr Arm in Arm gehen gesehen, bemerkte dann weiter, daß Behr nach Ludwig's Thronbesteigung sicherlich das Ministerportefeuille schon in der Tasche zu haben geglaubt, weil er sich aber hierin getäuscht, einer feindseligen Stimmung sich hingegeben habe. Gerade das Gegentheil dieser falschen Angabe fand Statt. Behr äußerte nämlich gegen den König Ludwig: er suche nichts von ihm, denn er sei mit seiner Stellung als Bürgermeister vollkommen zufrieden; nur erbitte er sich die Erlaubniß, wenn er Wünsche für das Beste des Volks auf dem Herzen habe, solche Sr. Maj. schriftlich mittheilen zu dürfen, — was ihm auch bewilligt wurde. Nie hat Behr um eine höhere Stelle nachgesucht und wie weit er von allem blinden Ehrgeiz entfernt gewesen, beweist seine Unempfänglichkeit für die auf dem Landtage 1819 ihm angebotenen glänzenden Aussichten.

Ich weiß zwar nicht, inwiefern Behr in den auf 1825 folgenden Jahren von jener Erlaubniß Gebrauch gemacht habe, aber es scheint mir, daß er an dem Erfolg seiner schriftlichen Bemerkungen — wenn dergleichen von ihm ausgegangen — verzweifelt sei. In dieser Beziehung erhalten wir belangreiche Winke in einem Werke Behr's: „Bedürfnisse und Wünsche der Bayern, begründet durch freimüthige Reflexionen über die Verfassung, die Gesetzgebung und Verwaltung des bayerischen Staates" im Jahr 1830 (Stuttgart, bei Gebrüder Franckh), mit beigefügter Zugabe: „Versuch des Grundrisses einer Verfassung für Monarchien." „Ist dem Volke Grund zum Mißbehagen gegeben," sagte er in dem Vorworte dazu, „so scheint mir das Natürlichste und Vernünftigste, daß einzelne Sachverständige und Stimmberechtigte aus seiner Mitte offen auftreten." Also, bei aller Mäßigung in der Form und bei dem Dank für das gegönnte freie Wort, „eine Wohlthat jenes Regentenwechsels," eine Appellation an das Publikum, — regelmäßig wenigstens die Instanz über dem vergeblich angegangenen Einzelnen! Behr war

bei Abfassung dieser Schrift insoferne zunächst Bayer, als er es mit Bayern darin zu thun hatte. Aber er that dies von obersten Prinzipien aus, und so eignete sich diese umfassende und scharfsinnige Beurtheilung aller Verhältnisse des bayerischen Staatslebens, mit Vorschlägen ihrer allseitigen Verbesserung, zugleich zu einem Prüfsteine aller andern, gleichaltrigen oder später erst hervorgetretenen öffentlichen Verhältnisse Deutschlands. Es sei, sagte damals die Kritik darüber, jedem Fürsten und Volke ein so treuer Freund zu wünschen, als welcher Behr in diesem Buche für den Fürsten und das Volk von Bayern sich erwiesen.

Allein gerade dieser Fürst las, wie versichert wird, dieses Buch nicht selbst, sondern nur durch die Brille seines damaligen Kabinets-Sekretärs Grandauer, welcher dem Könige die ungünstigsten Ansichten davon beibrachte. Und so ward jenes Buch, welches die entschiedenste Tüchtigkeit Behr's zum Stellvertreter des Volks beurkundete, gerade Veranlassung, daß dem bei der neuen Wahlperiode 1831 fast einstimmig gewählten Behr abermals vom Könige die Bewilligung zum Eintritte in die Kammer der Abgeordneten verweigert und, der dringendsten Vorstellung der Wähler ungeachtet, diese Verweigerung bestätigt wurde.

Bekannt sind die Rückwirkungen der französischen Julirevolution 1830 auch auf Deutschland, wo man die Nichterfüllung so heiliger Versprechungen der Fürsten oder die frühzeitige Verkümmerung theilweise erfüllter, nicht verwinden konnte. Ebenso sind die Vorgänge in Hessenkassel, Dresden u. s. w., noch in lebendiger Erinnerung. In Franken dachte man zwar nicht daran, irgend etwas mit Gewalt zu erzwingen, mit der größten Zuversicht aber erwartete man von dem bevorstehenden Landtage (1831) ein wesentliches Ausbauen der so wenig befriedigenden Staatsverfassung und höchst nöthige Verbesserungen im Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates. Groß war daher die Spannung auf seine Thätigkeit, und als mehrere Wochen und selbst Monate verliefen, ohne Aussicht auf den gehabten Erfolg, da steigerte sich die

Unzufriedenheit des Volks fast bis zur Erbitterung. Behr, in Uebereinstimmung mit schon früher von ihm ausgesprochenen Grundsätzen, hielt auch da wieder für das wirksamste Mittel, um gegründete Volksunzufriedenheit vor Ausbrüchen zu bewahren, daß die Regierung auf die Gründe der Volksbeschwerden und auf die Nothwendigkeit, diesen ungesäumt abzuhelfen, aufmerksam gemacht werde. Denn — dies war seine wohlgegründete Ueberzeugung — die Erbitterung, die sich durch den Ausdruck ihrer Beschwerden Luft gemacht sieht, wird wesentlich gemildert.

Und so hielt es denn Behr an der Zeit, mit seinem Beitrage zu diesem heilsamen Zwecke nicht zurückzuhalten. Er schrieb eine „Dringende Erinnerung an die nun über sechs Monate versammelten Abgeordneten des bayerischen Volkes," im August 1831, und gab diese Schrift, mit seinem Namen als Verfasser versehen, alsbald bei K. Strecker in Würzburg im Druck heraus.

„Die Langsamkeit Ihres Voranschreitens zum Ziele während langer fünf bis sechs Monaten," lautete der Eingang der Erinnerung, „die Breite Ihrer wiewohl mitunter auch schönen und gründlichen Reden, das Versplittern Ihrer Kraft in endlosen Detailwünschen und Anträgen, und der Mangel an Muth, wegen offenbarer Verletzung der Verfassung eine Anklage zu beschließen, (in einer Note bemerkte Behr dabei: „wohl weiß ich, daß dieser Vorwurf nicht Alle trifft, und ich huldige dem Muthe der Minorität mit der gebührenden Achtung") waren in der That nicht geeignet, das Vertrauen zu stützen, womit Sie, meine Herren, auf Ihren gegenwärtigen Standpunkt begleitet wurden. Das Resultat Ihrer redlichen Abstimmung über den Ihnen vorgelegten Rechenschaftsbericht rettete jedoch — nicht etwa, weil ein ausgezeichneter Muth dazu gehört hätte, sondern weil es die Besorgniß entfernte, daß es Ihnen sogar an dem wenigen dazu erforderlichen Muthe gebrochen — den Rest einiges Vertrauens, und mit der dadurch gehaltenen Hoffnung versucht es ein Freund des Vaterlandes, nach langem Schweigen einige Worte an Sie zu richten, um, wo

möglich, Ihre negative Thätigkeit noch zu einer fruchtbringenden, positiven zu steigern."

Nun freilich, das waren-kräftige Töne; aber sie waren zugleich echt deutsch; es handelte sich in einer Zeit, die sich wieder zur Ruhe zu legen begann, noch einige Ergebnisse zu erlangen. Je rascher abfallend die Hoffnung, desto nothwendiger war's, sie rasch und mit deutlichem Ausdrucke in ihren letzten Zügen zu erfassen.

Behr's Schrift fuhr in ihren ernsten Vorhalten fort. Sie wies nach, welches der Hauptmangel in der bisherigen Geschäftsthätigkeit der Abgeordneten gewesen. Als vor Allem Noth thuend, bezeichnete sie: „der Staatsregierung ein wahres umfassendes Gemälde des ganzen Zustandes der Gesetzgebung und Verwaltung des Staats nach ihren Hauptzweigen, ein wahres Gemälde der nachtheiligen, lähmenden, erdrückenden Rückwirkungen jenes Zustandes auf den Zustand des Volks in lebendigen, treffenden Farben vorzuhalten, in ihm einen treuen Spiegel, in dem sie die Unzweckmäßigkeit und fernere Unhaltbarkeit ihrer Regierungsweise anschaulich zu erkennen vermöge." Sie hoffte davon „das Beugen des Eigensinns, das Enttäuschen geblendeter Selbstsucht, das Beschämen der Unfähigkeit, die Ueberzeugung von der unerläßlichen Nothwendigkeit, die Staatsbeamtung auch mit wirklicher Regierungswissenschaft und Kunst auszurüsten, ohne die ein Volk zwar eine Zeitlang despotisch beherrscht, nimmermehr aber zweckmäßig regiert werden kann."

Zu den Finanzangelegenheiten übergehend, mit denen damals die Abgeordneten sich beschäftigten, bezeichnete Behr als Hauptpunkte: Beschränkung der Staatsausgaben und in deren Folge Verminderung der Abgaben-Größe, doch nicht sowohl Beschränkung der Größe der Totalsumme der Abgaben, als die gänzliche Umbildung des bisherigen Abgabenwesens. Er wollte das Lotto-Ungeheuer entfernt, die Stempel, die Taxen und die Sporteln, die indirekten Auflagen. Er zog vor, daß, wenn es nicht anders sein könne, (was jedoch gewiß nicht der Fall) man lieber die ganze bisherige Abgabensumme

ferner erhebe, wenn nur dieselbe durch eine gerechte Vertheilung auf alle Klassen des Nationalvermögens menschlich getragen würde. Dabei traf er die etwaige Einwendung gegen Abschaffung des Lotto und der indirekten Abgaben — „Wir wissen den Ausfall nicht zu decken" — mit verdientem Urtheile. „Eben dieses Nichtwissen wäre euer ewiges Schandmal!"

Der Absicht, eine allgemeine Erwerbs-Steuer einzuführen, schenkte Behr seinen innigsten Beifall, aber eben so tadelte er auch das Vorhaben, daß der Ertrag jener Erwerbssteuer vorzüglich zur Entschädigung der überbürdeten Grundbesitzer verwendet werden solle. Ueberhaupt wollte er nur „eine einzige Steuer, welche alle Klassen des Erwerbs oder der Renten ohne Ausnahme, also die Grund- und Häuser-Rente, die (Waaren- und Geld-) Kapital-Rente, und die Arbeitsrente in verhältnißmäßig gleichem Maße zu Beiträgen für den Staat in Anspruch nehme, so, daß erstens, keine Klasse des Erwerbs außer Anzug bleibe, und daß, zweitens, von jedem gleichen Ertrage des Erwerbs ein gleicher Beitrag für den Staat erhoben würde." — Also, wie man sieht, eine Einkommensteuer, um die auch jetzt wieder das öffentliche Interesse sich drängt; aber in konsequentester Ausführung.

Nach einem prüfenden und zugleich tadelnden Blick auf die beabsichtigte Ausscheidung der Staatslasten in Central- und Kreislasten, bezeichnete dann Behr die Art der bayerischen Rechtspflege und Polizeiverwaltung und der sie betreffenden Hauptzweige der Gesetzgebung, als Hauptzüge in dem vorhin erwähnten Gemälde. Die mangelnde Einheit in der Civilgesetzgebung, das Preisgegebensein aller Freiheit und Sicherheit an die gesetzlose oder selbst zum Gesetze erhobene Willkür der Polizeigewalt, bildeten dabei Anlehnungspunkte.

Behr wandte sich hierauf zu einer Kritik des angeblich wohlthätigen Wirkens der Regierung. Die Frage: Wie sie die Gesetzgebung in allen ihren Zweigen fort- und ausgebildet habe? fand eine für sie un-

günstige Antwort; sowohl was die Civilgesetzgebung, Strafgesetzgebung, Polizeistrafgesetzgebung, als die Finanzgesetzgebung, das Militärkonskriptionsgesetz, die Gewerbsgesetzgebung und die Zollgesetzgebung betraf. Eine gleich ungünstige Antwort fand die Frage: Ob es vielleicht besser im Gebiete der Verwaltung aussehe? Die polizeilichen Einrichtungen, der unbehagliche Zustand der bayerischen Rechtspflege, das Militärwesen, die auswärtigen Angelegenheiten, „die Wohlthaten der Finanzverwaltung" ging Behr dabei mit strafenden, aber ernsten, den Schmerz des Patrioten niemals verleugnenden Worten durch. Dabei widerlegte er einen Lobredner der Regierung in der Münchener politischen Zeitung. Er hatte viele Gelegenheit dabei, sowohl der Regierung als den Ständen seine Meinung zu sagen und er benutzte sie. Auch das Volk schonte er dabei nicht. Daß es dem Benehmen der Regierung nicht nur duldend zugesehen, sondern noch den Empfindungen des härtesten Druckes die Stirne der Zufriedenheit geliehen, gar oft mit wundem Herzen noch laut gejubelt, war dabei die triftige Angriffswaffe.

Zugleich brachte Behr den hochwichtigen Punkt der Steuerbewilligung zur Sprache. Er erklärte, daß diejenigen Abgeordneten, welche die Steuerbewilligung verweigern, bevor nicht den gerechten und dringenden Anforderungen des Volkes wirklich genügt und eine zureichende Garantie geleistet sei, daß das Volk nicht ferner seiner wesentlichsten Rechte beraubt bleibe, für deren vollen Schutz es nur zu steuern schuldig sein könne, dem Wollen und Wünschen der bei weitem größten Mehrheit des Volkes vollkommen entsprechend handelten; „denn," setzte er hinzu, „wir empfinden es zu schmerzlich, Steuern zu zahlen, um eine Kraft zu unterhalten, die mehr Rechte verkümmert, als sichert, und die rechtliche Freiheit so vielfältig beeinträchtigt. Ohne Steuern kein Schutz, aber auch ohne Schutz keine Steuern! ist eine unwiderlegbare Wahrheit."

Als Gegenstände, für welche sich die Abgeordneten

ernstlich und fruchtbringend verwenden sollten und bis zu deren Gewährung er eine „vorläufige Zögerung des Steuerbewilligens“ an ihrem Platze erklärte, zählte Behr dann auf: „daß an alle Zweige der Gesetzgebung, besonders aber an den wichtigsten derselben, an die Civilgesetzgebung, ohne längeren Verzug, ernstliche und der Sache gewachsene Hand angelegt, daß die Geschäfte der Justiz und Polizei gesondert, daß uns eine tüchtige und prompte Rechtspflege durch Einführung ihrer Oeffentlich- und Mündlichkeit gesichert, daß die Verwaltung der Polizei, auf ihre wahre Aufgabe beschränkt, der Willkür durch feste Gesetze entzogen, daß die Sicherheit der Personen gegen militärischen Unfug ausreichend garantirt, die Freiheit der Gedanken-Mittheilung für ihren rechtlichen Gebrauch vollkommen geschützt, das Unterrichtswesen in einem den Bedürfnissen der Gegenwart wirklich entsprechenden Geiste geleitet, der Handel, der Ackerbau seiner unnatürlichen, lähmenden Fesseln entledigt, das Gewerbswesen besser geordnet, daß dem Militär eine nationale Bestimmung und Bildung gegeben, daß alle, mit der Noth des Volkes unvereinbarliche, luxuriöse Ausgaben vermieden, die unabwendbare Abgabenlast aber, unter Aufhebung aller rechts- und prinziplosen Abgabsarten, auf alle Klassen des Volksvermögens in verhältnißmäßig- und zweckmäßiger Art vertheilt, endlich aber auch, daß unsere, in allen ihren Theilen so sehr ungenügende Staatsverfassung dahin umgebildet werde, daß sie ihrer Bestimmung, dem Staatsvereine für Erreichung seines Zweckes eine feste Bürgschaft zu gewähren, in der That und Wahrheit entspreche.“

Klangvoll und würdig schloß Behr's Schrift also: „Die Staatsverfassung soll sein eine Garantie, eine erkleckliche Bürgschaft dem Volke für Erreichung seines Zweckes im Staate, für die Sicherheit seiner Rechte. Demnach gibt, wer sich durch die Verfassung überhaupt nicht binden will, deutlich zu erkennen, daß er die Sicherheit der Rechte des Volkes nicht wolle, vielmehr verlange, daß dessen Rechte preisgegeben seien. Ein solcher

Wille wäre der Wille eines Feindes des Volkes, um so gefährlicher, je mächtiger, und für die Unterhaltung eines solchen Willens solltet ihr Millionen im Namen des Volks votiren wollen, dürfen? — Nein! das Militär schwöre zu jeder Zeit auf die Verfassung oder es verzichtete faktisch auf unsere Beiträge für seine Unterhaltung, und ihr, Stellvertreter des Volks, hättet die Pflicht, die Wirkung dieses Verzichtes geltend zu machen. Die Versäumniß dieser Pflicht würde euch dem gerechten Vorwurfe schmählicher Unkenntniß des Wesens der Verfassung oder unwürdigen Kleinmuths unvermeidlich überliefern. — Erhaben, wichtig und umfassend ist eure Aufgabe; aber kaum habt ihr begonnen, ihre *wesentliche* Momente zu erfassen. Sputet euch, *an sie* kräftige Hand anzulegen, und wagt es nicht, in die Kreise eurer Kommittenten mit leeren Händen zurückzukehren. Wahr und deutlich gezeichnet liegt sie euch vor Augen jene Aufgabe, und noch wollen wir das Vertrauen bewahren, daß ihr sie *befriedigend* zu lösen, und so den Dank des Volks zu verdienen wissen, daß ihr euch nicht mit einem unbedeutenden Steuer-Nachlasse abfinden lassen werdet. — Möchten endlich unsere Abgeordneten keine Gelegenheit unbenutzt lassen, die Staatsregierung aufmerksam zu machen auf diejenigen wahren Interessen, für welche, im Falle eines Krieges, das Volk der Bayern allein seine Söhne und sein Geld zu opfern geneigt sein könnte, und daß es die Pflicht der Regierung sei, wie allenthalben im Geiste des vernünftigen Gesammtwillens zu handeln, so auch hier, im Falle die Wahl einer Partei unvermeidlich würde, nur diejenige zu wählen, deren Ziel mit eben jenen wahren Interessen des Volks im Einklange steht, für dessen Erstreben auch allein die Bewilligung der erforderlichen Geldmittel zuläßig und zu erwarten wäre."

Es geht aus diesen Auszügen hervor, daß, entsprechend dem Titel der Schrift, diese sich lediglich *an die bayerischen Abgeordneten* wandte. Sie stellte ihnen die Gebrechen im bayer'schen Staatsleben mit bündiger und kräftiger Sprache vor Augen, zeigte ihnen aber

auch zugleich nach, was sie zur Beseitigung jener Gebrechen auf ihrem verfassungsmäßigem Standpunkte zu thun, verpflichtet seien. Um zur Heilung aufzufordern, konnte Behr nicht umhin, die Wunden zu zeigen. Aber dieses Zeigen zum Zwecke der Heilung hatte eine andere Natur, als wenn es blos ein Zeigen, wenn Tadel und Herabsetzung sein Zweck gewesen wäre. Der Kritik, der Prüfung, dem Urtheil sind keinerlei Zustände ganz unzugängig, oder, wo sie es sind, hat man sich ein Zeugniß der Tyrannei und den gegebenen Zuständen ein Zeugniß der Schwäche geschrieben. Hierzu treten aber noch zwei wesentliche Umstände. Behr hatte in seiner Schrift immer nur von der Regierung gesprochen. Unter Regierung versteht man in konstitutionellen Staaten durchweg nur das Ministerium, das verantwortliche Ministerium, so verantwortlich der öffentlichen Meinung als dem Gericht, wenn sich einmal der Fall wirklich zutragen sollte, daß ein deutsches Ministerium — und vollends beim Zweikammersystem! — durch die Landstände vor jenes gestellt würde. Aber bis dahin hat die öffentliche Meinung das Recht, sich durch Wort und Schrift frei zu äußern, und eine der ersten Handlungen einer vernünftigen Gesetzgebungspolitik wird sein müssen, allgemeine legislatorische Phrasen, wie z. B. „Wer die Staatsbehörden im Allgemeinen oder einzelne derselben, oder deren Verfügungen durch Schmähungen oder herabwürdigenden Spott angreift," aus den Strafgesetzbüchern zu streichen. Der zweite wesentliche Umstand ist, daß Behr in seiner Schrift nirgends das Volk zu Gewaltthätigkeiten aufreizte. Im Gegentheil, wo er die Ansicht entwickelte: es könne zwar ein Volk die ihm von seinem Fürsten einseitig ertheilte (oktroirte) Verfassung, wenn es wolle, hinnehmen, sich gefallen lassen, gebe aber dadurch sein Recht nicht auf, sich selbst für Erreichung des Zwecks seines Geeinigtseins zu einem Staatsbürgerverein sicher zu stellen, und noch weniger könne diese Generation der Staatsbürger der nachfolgenden Generation ihr Recht gültig vergeben, — sprach er dann ausdrücklich von einer fried-

lichen Umgestaltung der vorhandenen Verfassung. Und etwas später, wo er die „Stellvertreter des Volks" anredete und der Möglichkeit erwähnte, daß nach ihrem Auseinandertreten die vorige Herrschaft des Beliebens, und vielleicht noch in grellerem Maße zurückkehre, setzte er hinzu: „Oder solltet ihr im Namen des Volks nicht einmal jene Bürgschaft zu erbitten wagen, die das Volk, zufolge der unläugbaren Prämissen, selbst zu schaffen berechtigt wäre, aber dennoch nur von der Loyalität seiner Regierung erwartet, und nur von ihr zu erwarten, dringend von uns gemahnt wird!" Gewiß, diese Behandlung der Sache war keine Wendung gewöhnlicher Art, kein im Voraus gedrehtes Rettungsseil aus etwaiger Untersuchung! Gegen diese Annahme spricht die Sache und der Mann, der immer grad ging und zum Deuteln in keinem Sinne einen Beleg zu liefern geneigt war.

Die redliche Absicht Behr's wurde erreicht; das Volk, durch den Ausdruck seiner Beschwerden erleichtert, blieb bei aller seiner Erbitterung ruhig und harrte ferner geduldig.

Jene Broschüre, welche den Gesetzen gemäß als Flugschrift ohne Censur hatte erscheinen dürfen, war unter den Augen aller Behörden in München vertheilt worden. Es zeigte sich von keiner Seite ein Anstand dagegen, von keiner Seite erfolgte eine Beschlagnahme derselben, und als eine bloße Gelegenheitsschrift ging sie nach geschlossenem Landtage in Vergessenheit über. Nur kleinliche, den Charakter Behr's gänzlich verkennende Menschen konnten glauben, er habe jene Broschüre aus Rache für seine Ausschließung von diesem Landtage geschrieben.

Behr lebte fortan wie bisher seinem Berufe als Bürgermeister und freute sich des sichtbaren Gedeihens, besonders seiner ökonomischen Bestrebungen für die Gemeinde. Das Ergebniß dieser Bestrebungen zeugt für dieses Gedeihen, indem es ihm gelang, obgleich er bei seinem Amtsantritt kein verwerthbares Gut der Stadt mehr vorfand, und obgleich eine der städtischen Hauptabgaben um die Hälfte gemindert wurde, überdies der außerordentliche Aufwand für Erbauen eines Leichenhauses, von Brücken

und Straßen in der Stadtmarkung, Herstellung neuer Brunnen in der Stadt, für festliche Bewirthung Königs Maximilian und später Königs Ludwig, für Vorkehrungen wegen der gefürchteten Cholera beträchtliche Summen verschlang, die durch die Kriegskosten hoch angeschwollenen Schulden der Stadt binnen zehn Jahren um den Betrag von mehr als einer Million und hunderttausend Gulden zu mindern, was nur durch Beseitigung aller mißbräuchigen und unnöthigen Ausgaben, durch die Erträgniß des städtischen Fleisch- und Mehlaccises, die er auf dem ersten Landtage der Stadt verschafft hatte, und durch die Summe, die er im Rechtswege der Stadt erstrebte, möglich war.

Bekannt ist, daß in Mitten der 1830er Jahre, in Folge der Julirevolution und der auch in Deutschland da und dort Statt gehabten, theilweise erfolgreichen Strebungen nach lange widerrechtlich vorenthaltenen, konstitutionellen Freiheiten, man überall Demagogen- und revolutionäre Umtriebe witterte und überall gegen Demagogen und revolutionäre Umtriebe zu Felde zog. In dieser Zeit denuncirte ein Bürger Würzburgs Namens Lülsdorf den ehrlichen Behr als Haupt und Leiter geheimer verrätherischer Komplotte, welche Eigenschaft er den damals in Würzburg bestandenen, rein geselligen Vereinen andichtete. Lülsdorf machte seine Denunciation im Geheimen und gab dadurch den ersten Anlaß zu dem nachmaligen Verfahren gegen Behr.

Warum aber Lülsdorf so handelte? Man nahm an, er habe, wiewohl ganz irrig, in Behr das Hinderniß der Erreichung seines höchsten Ziels, zum Abgeordneten an den Landtag gewählt zu werden, gesehen, und so der Zorn seinen Entschluß — von dem dahin gestellt bleiben muß, ob und in wie weit Ueberzeugung dabei thätig war — geschärft.

Hätte man damals sogleich auf dem Wege geeigneter Untersuchung der Wahrheit auf den Grund gesehen, so würde, wie es viel später wirklich geschehen, sofort das

Unbegründete jener Denunciation an den Tag getreten sein. Allein an jenem Vorschreiten mochte hindern die Unwahrscheinlichkeit der ganzen Sache, während doch das einmal angeregte Mißtrauen fortwucherte. Ein neuer Stadtkommissär ward von Brückenau nach Würzburg gesendet, zur Beaufsichtigung Behr's, und dieser, der später so bekannt gewordene Dr. Wiesend, war ganz der Mann, um jenem Lülsdorf in die Hände zu arbeiten und seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Behr, welcher von jener Denunciation gar keine Ahnung hatte und haben konnte, verfolgte, ob ihm gleich die Miene des Mißtrauens von einer Seite her nicht entging, um so unbekümmerter darum ruhig seinen Weg, je reiner von allem und jedem Unrecht sein Bewußtsein war.

Um jene Zeit — im Mai 1832 — war, ohne Behr's Vorwissen und Mitwirkung, eine Feier des Jahrtages des Hervortritts der bayerischen Verfassung, bei der Konstitutions-Säule in Gaibach (einem Sitz des Reichsraths Grafen von Schönborn) veranstaltet worden. Behr wollte keinen Antheil daran nehmen und ließ sich nur durch dringendes Zureden eines Freundes bewegen, ihn dahin zu begleiten, jedoch mit dem Vorsatze, einen blos passiven Zuschauer des Festes abzugeben. Als aber bei der genannten Säule nach der Einleitung des Festes durch eine Rede des Konsulenten Quante, der aus Bamberg anwesende von Hornthal (der Vater) mit einer, von den bekannten Gesinnungen dieses Mannes gar nicht zu erwartenden schmeichlerischen Lobpreisung der bayerischen Verfassung hervorgetreten war, da fand sich Behr bewältigt, gegen seinen Willen zu sprechen. Nach vorausgeschickter Mahnung zum Halten an der Verfassung, so lange sie unverändert bestehe, ließ er eine zwar freimüthige, aber ruhige und gründliche Darstellung der wirklichen Lücken und Mängel dieser Verfassung und der Befugniß, deren Beseitigung zu verlangen, folgen, und schloß mit dem Vorschlag zu einer Adresse an den König, um von Diesem zu erwirken, daß Er das Ausbauen und

Ergänzen der Verfassung auf verfassungsmäßigem Wege einleiten möge, welchem Antrag der auf die Verfassung geleistete Eid nicht im Wege stehen könne. Ganz in demselben Geiste sprach er des Nachmittags an der Säule, wo er mit dem Versprechen schloß, die vorgeschlagene Adresse zu entwerfen. Dieses Versprechen bewog einige der umstehenden jungen Leute, den Redner emporzuheben, der sich mit aller Kraft dagegen sträubte, und nachher noch im Privatgespräche den Anwesenden mehrmals einprägte, daß die Verbesserung der Verfassung nur auf gesetzlichem Wege erstrebt werden dürfe. — Dies ist der wahre Hergang der Sache in Gaibach, woraus sich ergibt, daß die Central-Untersuchungs-Kommission in Frankfurt a. M. mit Unwahrheit müsse berichtet worden sein, indem sie in ihrer „Darlegung der Haupt-Resultate aus den wegen der revolutionären Komplotte der neueren Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen" (S. 24) den Vorgang in Gaibach als einen dem Hambacher Feste ähnlichen Auftritt bezeichnete, mit der einzigen Angabe, daß Behr den bestehenden Zustand in einer heftigen Rede mit der Wirkung angegriffen habe, daß er in die Höhe gehoben, umhergetragen, und, nach der Aussage eines Zeugen, der Ruf gehört worden sei: „Dies ist unser Frankenkönig!" Diese Aussage war, wie erwiesen, die ebenso lächerliche als erbärmliche Angabe eines bekannten, bezahlten Spions.

Der erwähnte Lülsdorf, obgleich in Gaibach nicht gegenwärtig, machte sich's dennoch zum Geschäfte, das Gerücht zu verbreiten, Behr habe in Gaibach das Volk zur Steuerverweigerung, zu gewaltsamem Umsturz der Verfassung aufgefordert, und reiste sogar mit Dr. Wiesend im Lande umher, um für seine Ausstreuung zeugende Stimmen zu erhalten, was jedoch vergebliche Bemühung bleiben mußte. Von Seite der Regierung ward dennoch eine administrative Untersuchung über den Inhalt jener Rede Behr's eingeleitet, und der damalige Regierungsrath Graf Giech übernahm selbst das Geschäft,

bei Beamten, Pfarrern und andern Personen auf dem Lande, die in Gaibach anwesend waren, Erkundigung einzuziehen. Das Ergebniß davon war ein, die Einsendung der Akten nach München begleitender Bericht, daß nichts gegen Behr zu unternehmen sei. Von dort aber kamen die Akten mit der Bemerkung zurück, daß allerdings darin Veranlassung zu einer Kriminaluntersuchung enthalten und diese sofort einzuleiten sei. „Obgleich Behr," bemerkt das Brockhaus'sche Konversationslexikon (8te Aufl.), darüber, „nichts Gesetzwidriges geäußert hatte, ward dennoch eine Untersuchung für nöthig befunden." Geführt wurde dieselbe von dem Landgerichte Volkach, dessen Gerichtsbezirk Gaibach umfaßte. Behr, hiervon in Kenntniß gesetzt, schrieb sofort, im Vollbewußtsein der Rechtsgemäßheit seiner Reden, diese nieder und gab sie unter dem Titel: „Die vom Hofrath Dr. W. J. Behr am 27. Mai in Gaibach gesprochenen Worte, mit einer kurzen Vor- und Schluß-Bemerkung" bei Fr. E. Thein in Würzburg (1832) in Druck.

Der Gang dieser Rede ist oben schon im Allgemeinsten mitgetheilt. Behr sagte in der Vorbemerkung, daß er anfangs schweigend dem Gange der Dinge zusehen zu müssen geglaubt habe, weil so viele Menschen, wovon er doch die Mehrheit als unbefangen und wahrheitsliebend voraussetzen durfte, seine Worte vernommen hätten; da aber, wie er aus öffentlichen Blättern ersehen, das Gezücht der Verläumder, es verstehe sich, unter der Hülle der Anonymität, durch sein Schweigen ermuthigt zu werden scheine, so werde es ihm nunmehr unerläßliche Pflicht, das Schweigen zu brechen.

Die Vormittagsrede nahm im Eingange Bezug auf die Veranlassung derselben. Er habe sich vorgenommen gehabt, diesem Feste mit inniger zwar, aber stiller Theilnahme beizuwohnen, jedoch was er eben gehört, bestimme ihn, den Vorsatz zu brechen. Auch er mahne zum Halten der Staatsverfassung, so lange sie unverändert be-

stehe; unmöglich aber sei es ihm, in ihr Lob mit einzustimmen, weil es an allen Bedingungen desselben fehle. Man möge aber ja nicht glauben, daß ihn die Sucht, die Staatsregierung zu tadeln, oder dem Volke zu schmeicheln, bewege; solch niederes Getriebe sei seinem ganzen Wesen und Charakter fremd; aber ihn dränge es, die ganze, die volle Wahrheit zu sagen, ohne Rücksicht, wen sie treffe.

Nachdem dann Behr davon gesprochen, wie zur unbefangen gründlichen Prüfung einer Staatsverfassung erforderlich sei, auf dem höheren Standpunkte zu stehen, der den Zweck und die Aufgabe einer Staatsverfassung richtig erfasse, weil hierin allein der wahre Maßstab ihrer Güte und Zweck- oder Unzweckmäßigkeit liege, ging er zu dieser Prüfung in wahrhaft wissenschaftlicher Gliederung und Behandlung über. Er setzte die nach ihrem Zweck zu bemessende Aufgabe einer Staatsverfassung darin: eine gute Gesetzgebung und eine gute, d. h. ihrem Zweck entsprechende Verwaltung des Staats zu verbürgen. Diesen Maßstab angelegt, sei nicht zu verkennen, daß die bayerische Verfassung, ganz abgesehen von dem Geiste, in welchem sie vollzogen werde, weniger, als irgend eine der nennenswerthen Verfassungen deutscher Staaten, ihrem Zwecke genüge, weniger als irgend eine ihre Aufgabe befriedigend löse, somit weniger tauglich sei.

Zum Beweis dessen ging dann Behr die Bürgschaften der bayerischrn Staatsverfassung — Civil-, Straf-, Polizei-, Militär- und Finanzgesetzgebung — durch, und konnte der Wahrheit gemäß nur Ungünstiges von ihnen sagen. Ebenso wenig fand er, wenn endlich die Staatsregierung die vermißten Gesetze und Gesetzesergänzungen oder Verbesserungen vorlege, die gewünschte Bürgschaft in den Reichsständen, deren Zustimmung sie bedürften. Wie aber der Zustand der Gesetzgebung, so auch von selbst und nothwendig der Zustand der Staatsverwaltung.

Die Frage: Wie ist uns zu helfen? beantwortete Behr dem Vorausgegangenen gemäß. Er wollte die Staatsverfassung ausgebaut, er wollte sie, zum Zweck wirklicher Verbürgung, ergänzend verändert. Diesen Erfolg erwartete er jedoch nicht von einem einfachen Antrage auf diese Veränderung und von einseitig von dem Regenten ausgegangenen Verfassungsakten, wohl aber von vertragsmäßig zu Stande gekommenen Verfassungen, wie ja auch in andern deutschen Staaten das *bezügige* Recht des Volks praktisch anerkannt worden sei. Demgemäß machte er den Vorschlag, in einer Adresse an Se. Maj. den König nicht die Bitte, denn hier bestehe ein Recht, zu verlangen, sondern den Antrag zu stellen, daß die Verfassung des bayerischen Staats im Wege des Vertrags zwischen Fürst und Volk dahin geändert werden möge, daß sie ihrem Zwecke wirklich entspreche, ihre Aufgabe wirklich befriedigend löse. Bis dahin aber, wo solches erfolgt sein werde, mahne auch er ausdrücklich und wiederholt zum Halten der bestehenden Verfassung.

Nachmittags (wie in der gedachten Schrift eine Vorbemerkung zu seiner Nachmittagsrede besagte) hatte sich Behr der um die Konstitutionssäule versammelten Menge beigesellt, in der durch das Festprogramm begründeten Erwartung, daß nun die Art der künftigen Feier dieses Festes hier würde besprochen werden, ohne den *mindesten* Gedanken daran, hier über etwas Anderes zu sprechen. Da aber — indem man die Zeit mit dem Unterzeichnen einer Adresse füllte, von deren Existenz er erst am Morgen desselben Tages durch den Empfang eines gedruckten Exemplars die erste Kenntniß erlangt hatte, — seine Erwartung etwas zu lange hingehalten wurde, und nun auf das Verlangen einiger Stimmen die Melodie eines französischen Gesanges von dem anwesenden Musikchor gespielt ward, so erregte dieses seinen Unwillen, in dessen Gefühl er hervortrat und einleitend Folgendes sprach: „Ich ehre zwar die Gefühle, aus denen das Verlangen nach der ebengehörten Musik hervorgegangen sein mag,

denn ich kann mir dabei nichts Arges, nur Unverfängliches denken; aber ich hätte gewünscht, daß man sich auf deutsche Lieder beschränkt hätte; es fehlt uns nicht daran, es sind sogar mehrere, namentlich für das heutige Fest verfaßt und ausgetheilt worden, und den Deutschen mag es besser ziemen, auch deutsch sich auszusprechen."

Zu dem gerade im Gang seienden Unterzeichnenlassen einer Adresse sich wendend, welche eine Beschwerde über Verletzung verfassungsmäßiger Rechte enthielt, drückte er sehr bestimmt seinen Zweifel aus, daß diese Adresse wirklich zur Abhülfe führen werde. Aber selbst im bejahenden Falle erklärte er sie damit nicht der Gefahr ähnlichen Hülfebedürfnisses überhoben.

Behr kam hierauf auf die schon Vormittags von ihm angeregte Verbesserung der Verfassung im Wege des Vertrags zwischen Fürst und Volk zurück. Er schlug eine Adresse an den König in diesem Sinne vor und erbot sich, eine solche gründliche Adresse seiner Zeit zu entwerfen und zur Genehmigung und Unterzeichnung vorzulegen. Der Aeußerung Behr's: daß, wenn der König die Adresse als den Ausdruck des Wunsches der Mehrheit der Staatsbürger solle ansehen können, sie auch mit den Unterschriften nicht etwa nur von Hunderten oder Tausenden, sondern von Hunderttausenden versehen werden müßte, — folgte tausendstimmiger Zuruf.

Behr führte dann einfach und anschaulich aus, daß das Volk wirklich ein Mitwirken beim Akte der Staatsverfassung anzusprechen berechtigt sei, und schloß nach einer Pause also: „Mit tiefbewegtem Herzen danke ich Ihnen für die Beweise von Liebe und Achtung, mit denen Sie mich eben unverdient überhäuften, und indem ich Sie bitte, diesen herzlichen Dank freundlich zu genehmigen, füge ich nur noch die einzige Bemerkung bei: ich habe bisher lange geschwiegen, und Manche schienen zu glauben, als ob ich für die gerechte Sache des Volks er-

kaltet, wo nicht gar ihr fremd geworden sei; es ist dies keineswegs der Fall; ich schwieg, wo und weil es meiner Sprache nicht zu bedürfen schien, werde aber da nicht zurückbleiben, wo ich mit meiner Sprache dem Rechte wirklich nützen zu können glaube; denn — wozu mein Standpunkt ohnedies mich anweist, — der gerechten Sache des Volks ist mein ganzes Leben geweiht."

Behr hatte das Recht, diesen Mittheilungen hinzuzusetzen, daß wer sie lese, das Benehmen der Staatsbehörden in Beziehung auf sie mit ihm um so unbegreiflicher finden würde, je vollständiger er bereits seit Jahren im nämlichen Sinne geschrieben habe, ohne darüber irgend angefochten worden zu sein und rechtlich haben angefochten werden zu können. Jenes Benehmen würden seine Zuhörer wie er nur daher erklären können, daß seine Worte durch boshafte Verläumdung in häßlicher Entstellung denuncirt sein müßten, und deshalb mit ihm die Ueberzeugung theilen von der Nothwendigkeit, auf die Benennung dieser Denuncianten zu dringen, um gegen Solche sein Recht verfolgen zu können, aber auch mit ihm über die Zeit trauern, in der solche Denunciationen möglich seien und williges Gehör fänden; ein Erfolg, der um so tiefer kränken müsse, je unverkennbarer die schonende Mäßigung in's Auge falle, mit der er, alles Eingehen auf specielle Thatsachen, Personen und Behörden und alle Härte vermeidend, sich ganz im Allgemeinen zu halten bestrebet.

Behr übergab einen Abdruck dieser Schrift auch dem erwähnten Untersuchungsgerichte. Zugleich vernahm dieses ganze Massen von Zeugen, durch die in ihm die Ueberzeugung von der Rechtsgemäßheit der gehaltenen Reden immer mehr bestärkt wurde.

Solcher Erfolg war indessen den früher genannten Lülsdorf und Wiesend nicht genehm. Vielmehr bemühten sich diese nun mit verdoppelten Eifer, ihren Bemühungen gegen Behr Folge zu geben. Jede seiner

Aeußerungen und Handlungen wurde von ihnen belauert und zu ihrem Zwecke ausgebeutet.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß das Appellationsgericht von Würzburg nach Aschaffenburg werde versetzt werden. Einer der Räthe dieses Gerichts, Namens Kiliani, dem es unerträglich schien, sein Haus in Würzburg verlassen zu sollen, stellte in einer schwach besetzten, gerade der besseren Köpfe entbehrenden Versammlung des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten, die Größe des aus jener Versetzung der Gemeinde erwachsenden pekuniären Verlustes mit grellen Farben vor Augen, behauptete die Veranlassung zu jener Versetzung liege einzig in dem Hasse des Königs gegen den Bürgermeister Behr, welcher demnach zur Abwendung jenes Verlustes geopfert werden müsse, und drang auf den Beschluß seiner Quiescirung. Wirklich wurde auch dieser Beschluß sofort gefaßt und auf der Stelle durch eine Deputation, Kiliani an ihrer Spitze, an den eben in Aschaffenburg sich aufhaltenden König gemeldet und Diesem zur Bestätigung vorgelegt. „Obschon," wie Burckhardt in seiner allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit bemerkt, „Behr das Ehrenamt als Bürgermeister selbst nach der Ansicht seiner Gegner ruhmvoll bekleidete, wie ihm überhaupt Freund und Feind das Zeugniß gaben: mit rastloser Thätigkeit nur dem Wohle seiner Mitbürger gelebt zu haben." Behr trug bei der Regierung auf die strengste Untersuchung seiner Amtsführung an, mit der Erwartung, daß nur nach Maßgabe des Ergebnisses dieser Untersuchung auf jenen Beschluß werde verfügt werden. Aber ohne alle Rücksicht hierauf, erfolgte nach wenigen Tagen die Bestätigung. Das Appellationsgericht ward dennoch nach Aschaffenburg verlegt, Kiliani aber zum Oberappellationsrath befördert.

Behr, der Gewalt weichend, glaubte, nach vier und dreißig, mit redlicher Amtsthätigkeit ausgefüllten Jahren, mit gutem Gewissen der Ruhe, die ihm aufgedrungen

worden, sich hingeben zu dürfen, deren Muße er zu literarischen Arbeiten zu benutzen gedachte. Aber weit entfernt, ihm diese Ruhe zu gönnen, arbeiteten seine Feinde um so eifriger, ihm, dem Gestürzten, und obwohl unverdient, mit des Königs Ungnade Belasteten, den völligen Untergang zu bereiten. Im Hause des Lülsdorf und auf dessen Mittheilungen ward zwischen ihm und Wiesend der Plan, wie die Sache weiter zu behandeln sei, entworfen. Wiesend bearbeitete eine „Provocation zum strafrechtlichen Verfahren gegen Behr," worin eine Menge unwahrer Thatsachen zur Begründung der Anklage aufgeführt war. Behr wurde bald als der „Robespierre unserer Zeit", bald als ein „moderner Marat" bezeichnet. Lächerlich, wenn es nicht scheußlich, wenn es nicht, bei den öffentlichen Verhältnissen jener Zeit, zugleich höchst gefährlich für Behr gewesen wäre!

Die Gerichtsbehörde, welcher die Provocation übergeben wurde, konnte ihr keine Folge geben wegen der allzugroben Leidenschaftlichkeit ihrer Sprache und wegen des Mangels aller und jeder Bescheinigung ihrer Angaben, denen die Notorietät der Erscheinungen vollkommen widersprach. Aber Wiesend drängte sie mit angeblichen Winken höherer Autorität und diesem ward dann auch zugeschrieben, daß sie sich zum Erlaß und, am 24. Januar 1833, zum Vollzug eines provisorischen Verhaftbefehls gegen Behr entschloß.

Derselbe Wiesend war es, der, als er bemerkte, daß die Behörde in Würzburg nahe daran war, wegen des Mangels an dem Befunde irgend einer Schuld, Behr der Haft wieder zu entlassen, durch seine Berichte nach München veranlaßte, daß von dort der unmotivirte Befehl erschien, Behr sofort nach München abzuführen. Behr wurde hierdurch, seiner nachdrücklichen Protestation ungeachtet, verfassungswidrig seinem ordentlichen Gerichtsstande entrissen und unter eine ihm fremde Gerichtsbehörde versetzt.

Man las damals in öffentlichen Blättern, es sei eine Chaise in München eingefahren; in dieser habe ein alter und ein junger Mann gesessen; durch die hohen prächtigen Gebäude der Königsstadt hin sei langsam die Chaise gefahren bis zur Frohnveste, ebenfalls einem hohen, prächtigen Gebäude; der alte Mann sei an der Frohnveste ausgestiegen; es sei Behr gewesen. Nun las man wenig mehr davon in den Zeitungen; höchstens etwa, daß Behr keinen Tabak rauchen dürfe, weil das gegen die Disciplin der Frohnveste sei. Oder, daß man Behr erlaube, sich, unter Aufsicht, einige Bewegung im Freien zu machen, was aber von anderer Seite her widerrufen ward.

Leider besteht — bis jetzt — ein Gesetz in Bayern, wonach über den Inhalt geführter Kriminaluntersuchungen, ohne eingeholte höhere Genehmigung nichts veröffentlicht werden darf. In Folge dieses Gesetzes wird denn auch die Geschichte der Behr'schen Kriminaluntersuchung erst in näherer oder entfernterer Zukunft vollständig an's Licht treten.

Vorläufig darüber nur soviel: das Verfahren gegen Behr, abgesehen von seiner physischen Behandlung, bildet, was die rechtliche Seite betrifft, ein noch weit auffallenderes Monument der Sünden geheimer Justiz, als das Verfahren gegen Jordan und Weidig ein solches war. Das Endergebniß jenes Verfahrens aber bestand darin, daß Behr, den das Untersuchungsgericht als schuldfrei anerkannt hatte, durch das entscheidende Gericht von der alles Thatbestandes ermangelnden Hauptanklage des Hochverrathes auf rein erträumte Indicien hin blos von der Instanz entbunden, dagegen die erwähnte Broschüre: Dringende Erinnerung u. s. w. aus der Vergessenheit hervorgezogen, derselben jetzt erst die Absicht, die Majestät zu beleidigen, beigelegt, und hierauf hin das Schuldig des Verbrechens der Majestätsbeleidigung und des nächsten Versuchs des Hochverraths ausgesprochen, überdies, weil Behr in Gaibach die Mängel der Verfassung

dem Volke vorgeführt habe und es doch möglich gewesen, daß sich dasselbe hierdurch zu Gewaltthätigkeiten hätte hinreißen lassen, auf den entfernten Versuch des Hochverraths erkannt wurde.

Während Behr im Gefängniß saß, erschien die achte Auflage des Brockhaus'schen Konversationslexikons. Es mußte als hohes Zeichen der Achtung gelten, daß ein Buch, welches keinen polizeilichen Anfechtungen unterliegen wollte, doch noch an einen politischen Gefangenen Worte der Anerkennung und des Lobes richtete, die Gediegenheit seiner Schriften, die Biederkeit seines Charakters, die Freimüthigkeit, womit er staatsrechtliche Grundsätze prüfte, und doch auch wieder die zarte Behandlung hierbei, laut rühmte. Daß es ihm in seiner Eigenschaft als Bürgermeister das ehrenvollste Zeugniß gab.

Noch wärmer äußerte sich Rotteck im Staatslexicon über Behr. Der allgemeinen Rubrik der politischen Schriffsteller vorauseilend, wo Behr als „ausgezeichneten Publicisten, Volksvertreters und academischen Lehrers" „mit gebührender Anerkennung" gedacht werden solle, widmete er ihm jetzt schon einige Worte der Werthschätzung und der Trauer. Er bezeichnete ihn mit: „Dieser von der Nation, seit seinem Auftreten als öffentlicher Character mit Achtung und Liebe aufgenommene Mann — gepriesen zuerst als Lehrer an der Hochschule zu Würzburg und als staatsrechtlicher Schriftsteller, sodann als Landstand in der bayerischen Ständeversammlung, und, nachdem die Ungnade des Ministeriums ihn von dem Lehrstuhl entfernte, als wackerer, durch die freien Stimmen seiner Mitbürger erwählter Bürgermeister der Stadt Würzburg." Rotteck fuhr fort: „Schon drei Jahre sind es nun, daß der Unglückliche im Kerker schmachtet und seine Vaterstadt, sein Vaterland, Deutschland wissen nicht, warum. Eine kleine Schrift, welche auf eine höchst bescheidene, fast demüthig rücksichtvolle Weise die Vertheidigung des Eingekerkerten gegen den

einzig für möglich geachteten Anklagepunkt (wegen einer geraume Zeit früher an die bayerische Ständeversammlung gerichteten Druckschrift) unternahm, wurde verboten und unterdrückt. Von andern Anklagepunkten hat man bis jetzt nicht die mindeste Kunde erhalten. Aber während diese Zeilen geschrieben werden, gehen beängstigende Gerüchte herum von nächst bevorstehender oder gar von bereits in erster Instanz erfolgter schwerer Verurtheilung. Das Publikum erwartet, daß ihm endlich eröffnet werde, ob und was der bisher von ihm Verehrte wirklich verschuldet habe, oder welche falsche Beschuldigung gegen ihn sei erhoben worden."

Rotteck's Aeußerungen über Behr und die gegen ihn anhängig gemachte Untersuchung waren noch kräftiger und umfassender als vorsteht abgefaßt gewesen, hatten aber im Staatslexikon keinen unverkürzten Abdruck gefunden. Die königl. sächsische Censurbehörde (Hofrath Pölitz in Leipzig) bezeichnete und redigirte die Form, in der sie erscheinen durften, und der Versuch Rotteck's, der in der Abkürzung sein Werk nicht mehr erkannte, durch eine spätere Note, worin der Druckerei die Abkürzung Schuld gegeben werden sollte, mißlang, da die Note keine Aufnahme fand.

So war das deutsche Publikum in großer Spannung, ob und wie sich die Nachrichten hinsichtlich des Urtheils erster Instanz, was gegen Behr gefällt worden sein sollte, (denn ganz Gewisses wußte man nicht darüber, sondern nur, daß er ein Rechtsmittel dagegen ergriffen habe,) bestätigen würden.

Da erfuhr man im Juni 1836 — daß Behr wegen der erwähnten angeblichen Verbrechen, nach einer Untersuchungshaft von drei und einem halben Jahre, zur Abbitte vor dem Bildniß des Königs, und, nebst dem Verlust seiner Titel, Würden und Gehaltsbezüge, zur Festungsstrafe zweiten Grades auf unbestimmte Zeit

verurtheilt worden. Ueber eine Verurtheilung auf unbestimmte Zeit aber gab das bayerische Strafgesetzbuch von 1831 Auskunft. Es waren darunter sechszehn Strafjahre in dem Fall vorgesehen: daß der Verurtheilte während seiner Strafzeit wenigstens zehn Jahre hindurch „ununterbrochen ausgezeichnete Aufmerksamkeit bewiesen, wegen Bosheit oder Ungehorsam keine Züchtigung verschuldet und sonst unverwerfliche Proben gebesserter Gemüthsart abgelegt habe." Hielt die Behörde dafür, daß der Verurtheilte sich nicht zehn Jahre lang in der oben bemerkten Weise benommen oder wollte sie von ihrer dem Verurtheilten günstigen Wahrnehmung keinen Gebrauch machen, so stieg das Strafmaß noch über sechszehn Jahre hinaus.

Eigentlich gab die bayerische Presse von der Verurtheilung Behr's hauptsächlich nur in Verbindung mit der durch ihn geschebenen Abbitte vor dem Bildniß des Königs Nachricht. Sie erzählte, daß er am 22. Juni 1836 früh nach halb 9 Uhr von der Frohnfeste in das Münchener Stadtgerichtsgebäude unter Bedeckung in einer Chaise zu jenem Zwecke abgeholt worden sei. Mit sichtbarer Rührung sei er an der Seite des Kreis- und Stadtgerichts-Direktors, Grafen von Lerchenfeld, in den Saal getreten, in welchem mehrere Deputationen der Münchener Gerichtsbehörden, als Zeugen dieses Aktes, nebst einer Menge Zuschauer versammelt gewesen. Die Abbitteformel habe Behr „mit reuigem, tiefgerührtem Herzen, mit kräftiger Stimme ehrfurchtsvoll" ausgesprochen, ohne daß sie ihm von dem zu diesem Akte beorderten Stadtgerichts-Kommissär vorgelesen worden, u. s. w. So, in dieser Weise, welche einen Tubus in das Herz Behr's richtete und dieses reuig und tiefgerührt fand, aber dabei doch auch der kräftigen Stimme Behr's die geeignete Ehre erwieß, sprach insbesondere ein Artikel des Nürnberger Korrespondenten von jenem, durch das gesunde Urtheil ganz Deutschlands längst gerichteten Akte. Davon, daß bei der unverkennbaren Miene des Unschuldbewußt-

seins des Abbittenden bei den Anwesenden eine, der durch sie beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht worden, — davon sagte sie nichts.

Im Anfang des Juli 1836 wurde Behr auf die Festung Oberhaus bei Passau abgeführt. Gelegentlich der Nachricht hierüber entspann sich in den bayerischen Blättern eine unerquickliche Diskussion. Die „bayerische Nationalzeitung" nämlich hatte Behr „Hofrath Dr. Behr" genannt. Eine Berichtigung in der „Allgemeinen Zeitung" dagegen bezeichnete den Bürgermeister und Hofrath Behr, unter Bezugnahme auf den Art. 23 des bayerischen Strafgesetzbuches, mit gesperrtem Drucke als ehemaligen. Die „bayerische Nationalzeitung" hatte gesagt, daß Hofrath Dr. Behr in seinem Festungsarreste jede mögliche Erleichterung genieße; er erhalte ein gesundes Zimmer, das er nach Gutdünken verlassen dürfe; seine Haare würden nicht geschoren; er könne sich nach Belieben kleiden; sei nicht an die Kost gemeiner Verbrecher gebunden und könne über seine Zeit frei disponiren. Die Nachrichten der „bayerischen Nationalzeitung" waren offenbar sehr gut gemeint; sie sollten Behr's Anverwandte, Freunde und Verehrer, welche die große Strenge des bayerischen Strafgesetzbuches kannten, beruhigen. Diejenigen freilich, welche diese Strenge nicht kannten, wurden dadurch nur beunruhigt. Aber der „Berichtigung" war dieser Dorn in der Wunde noch nicht stachlich genug. Sie bemerkte dazu: „Wenn demselben (Behr), soferne er zu Klagen keine Veranlassung gebe, eine mildere Behandlung zu Theil werde, so habe er dies lediglich der königlichen Gnade zu verdanken, da das Gesetz eine sehr strenge Behandlung anordne." Nun es war ein Artikel, wie die „Allgemeine Zeitung" sie dutzendfach aus München brachte bis zum Märzaufstande und bis zu dem Abstreifen elenden Wortprunkes und Flitterstaates durch der Zeit eiserne Hand! — Die „bayerische Nationalzeitung" hatte endlich gesagt: „Er (Behr) und seine Familie blieben auch im Fortgenuß der bisherigen Pension." Die „Berichtigung" in der

„Allgemeinen Zeitung" widerlegte aber diese Behauptung kurz, mit Rücksicht auf den schon vorhin erwähnten Art. 23 des Strafgesetzbuches, worin ich übrigens vom Verlust der Besoldungen und Pensionen nicht das Mindeste finde. — Ein Glück für Behr bei allem seinem Unglück war, daß, nebst seinem reinen eigenen Bewußtsein, er durch manche ihm gewordene Beweise, daß das Publikum die Ueberzeugung von seiner Unschuld theile, getröstet ward.

Uebrigens waren jene Nachrichten der „bayerischen Nationalzeitung" nicht einmal vollständig gegründet. In Oberhaus hatte man nämlich das schlechteste, früher zur Aufbewahrung von Irren bestimmte Gebäude, darum auch das Tollhaus genannt, jetzt zum Gefängniß der politischen Verurtheilten verwendet, welche dort unter Schloß und Riegel gehalten wurden, während Diebe an Staatskassen oder Waisengut frei umhergingen. Neben dem Gefühl der kleinen Nadelstiche, womit auch hier Verdienste erstrebt wurden, mußte Behr noch im Sommer 1836 den bitteren Schmerz erleben, seinen einzigen Sohn, nachdem er alle Stufen der Vorbereitung zum Staatsdienst durchgemacht, begraben zu wissen. Ihn noch einmal während seiner Krankheit zu sehen, hatte man ihm nicht erlaubt! Seine Zeit mit literarischen Arbeiten zu füllen, war Behr zwar gestattet, dem Gesuch jedoch um die Erlaubniß, das rein wissenschaftliche Produkt derselben durch den Druck zu veröffentlichen, wurde ein feindseliges Nein! entgegengesetzt. Die Bitte, seine Untersuchungsgeschichte im Druck herausgeben zu dürfen, würde voraussichtlich denselben Erfolg gehabt haben. Auch sein Unglücksgefährte Eisenmann, wie dieser in einem der von ihm herausgegebenen medizinischen Bücher bemerkte, war auf gleiche Bitte von der vorgesetzten Behörde abschlägig bedeutet worden.

Nach einem Verlauf von zwei Jahren und zwei Monaten ward Behr, jedoch ohne Aufhebung der Strafdauer, die Vergünstigung, den Tag über sich in der Stadt

Passau aufhalten zu dürfen, aber unter beständiger militärischer Begleitung, und mit der Verbindlichkeit, des Abends wieder in die Festung unter Schloß und Riegel zurückzukehren, welcher Verbindlichkeit er erst nach einigen weiteren Jahren enthoben wurde. Im Jahr 1842 erhielt Behr die Erlaubniß, sich in Regensburg und später in Bamberg aufhalten zu dürfen, jedoch mit Beschränkung auf die Stadt und einige Stunden in deren Umkreise. Auch da erfolgte noch keine Aufhebung der Strafdauer und Behr war fortgesetzt all den ungünstigen Möglichkeiten ausgesetzt, wenn die Behörde annahm, daß er „unverwerfliche Proben gebesserter Gemüthsart" nicht abgelegt. Dieses erweiterte Gefängnißleben dauerte fort bis in das Jahr 1847, wo endlich im Junius dieses Jahres der Strafdauer ein Ziel gesteckt ward.

Im Verlauf dieses Aufsatzes ist der Angriffe erwähnt worden, die, bald nach seiner Ansiedelung in Bamberg und zwar in einem Dezemberheft (1846) der Zeitschrift „Europa," Behr über sich hatte ergehen lassen müssen. Ein Schrei der Verachtung erhob sich damals in Bamberg, das die Ansiedelung Behr's festlich begangen und den würdigen Mann hoch geehrt, gegen solche anonyme Schmähungen. Wie sich in diesem Falle die Hand von Freunden und unparteiischen Männern Behr's annahm, so ist auch zu hoffen, daß das wiedererwachte Bayern der Schuld sich erinnere, welche mehr als 15jähriger Freiheitsverlust, die Zerstörung seines ganzen Lebensglücks und unsägliche Leiden für Behr schwer in die Wagschale legen. Wie viel hätte er der Menschheit und seinem Vaterlande in dieser Zeit noch zu leisten vermocht! Aber auch das unverschuldete, edle Leiden ist ein Leisten und der Staat hat, so gut wie die Kirche, seine Märtyrer!

Wie sehr unter solchen Ergebnissen die Körperkraft des 73jährigen Greises geschwunden sein müsse, bedarf kaum der Erinnerung. Behr ist öfters unpäßlich und nur langsam und mühselig bildet er seine Schriftzüge.

Doch steht sein Geist, getragen und gehoben von den Wirkungen des reinsten Bewußtseins, noch aufrecht und es ist anzunehmen, daß die neuesten Ereignisse in Deutschland und in Bayern, der vollendete oder beginnende Sieg der Ideen, welchen er sein Leben und sein Lebensglück geopfert, neue Kraft und Stärkung ihm verliehen.

Ein von Behr zur Durchsicht der Staatsbehörde unter dem Ministerium Abel eingereichtes wissenschaftliches Werk — der immer noch Halbgefangene durfte nicht wagen, es ohne besondere Erlaubniß drucken zu lassen — hatte man ihm nicht zurückgegeben; er sah den Gegenstand seines langjährigen Fleißes selbst für die Nachwelt zweifelhaft gemacht. Doch das Ministerium Maurer sühnte wenigstens diese Schuld seines Vorgängers. Und so gewährt uns das Ebenerwähnte, in Verbindung mit der unermüdeten Thätigkeit Behr's, die Aussicht, noch vor seinem Ende manches Ergebniß seiner vieljährigen staatswissenschaftlichen Studien zum Wohle seiner Mitmenschen veröffentlicht zu sehen.

F. A. W. Diesterweg.

Von

Friedrich v. Schönthal.

Nicht für die Schule, sondern für's Leben!

Friedrich Adolph Wilhelm Diesterweg.

Geboren den 29. Oktober 1790 in Siegen.

Der Sinnspruch „nicht für die Schule, sondern für's Leben" ist alt und bekannt; und doch hat er noch zu keiner Zeit seine volle Geltung erlangt; auch in unsern Tagen sind wir noch weit davon entfernt, die Forderung desselben verwirklicht zu haben, und deßwegen muß er auch heute noch, da der Tag der Freiheit seine Strahlen über's ganze deutsche Vaterland ausgießt, bis er endlich ganz in seiner Wahrheit erkannt und in allen seinen Folgerichtigkeiten durchgeführt sein wird, recht eindringlich wiederholt werden. Was will jener Spruch? Er bezieht sich auf den Unterricht, und da sagt er: nicht für die Schule, d. h. die Schule ist nicht Selbstzweck, das Lernen in ihr ist nur Mittel zu einem höhern Zwecke; was in ihr geschieht, und die Art, wie es getrieben wird, muß bestimmt werden durch Etwas außer und über ihr, dem sie und alle ihre Bestrebungen dienen müssen, und dieses Etwas ist das Leben in seiner ganzen vollen Bedeutung. Hier ist nun der Punkt, wo die verschiedenen religiösen und politischen Richtungen ihren Widerspruch einlegen. Die Einen sagen: die Schule solle sich um's Leben nicht kümmern; sie habe es mit der formalen Bildung der geistigen und gemüthlichen Kräfte der Jugend zu thun, und diese solle sie entwickeln und bilden durch den Unterricht in Dingen, die allerdings auch im bürgerlichen Leben

Werth haben; aber nicht dieser Werth dürfe bei der Würdigung eines Unterrichtsgegenstandes entscheiden; der höchste Maßstab für den Grad der Wichtigkeit eines solchen könne nur darin gefunden werden, wie viel oder wie wenig er zur Entwickelung der geistigen Kraft beitrage. Die Andern sagen hinwieder: die Schule (auch die höhere) solle von den Wirren und Kämpfen des Lebens nicht berührt werden; sie solle in idyllischer Ruhe nur um sich selbst sich kümmern; es solle z. B. die Geschichte der alten Welt, des Mittelalters und so fort bis etwa zu Ende der sogenannten Befreiungskriege gelehrt, nicht aber auch die Geschichte unserer Tage mitgetheilt werden, trotz dem, daß deren Kenntniß zur Bildung für das Leben unzweifelhaft nothwendiger ist, als die umfassendste Bekanntschaft mit den Zuständen der alten Welt.

Eine dritte Ansicht, die sich der Geltung unseres obigen Sinnspruches feindlich entgegen stellt, ist einem beschränkten und beschränkenden theologischen Standpunkte entsprungen, ist in ihren Forderungen und Folgerungen dem rein menschlichen Fortschritte so verderblich, daß wir sie schärfer in's Auge fassen müssen. Sie heißt: die Schule solle nicht für dieses Leben, sondern für's künftige, ewige Leben bilden und erziehen. Dieses Feldgeschrei, das in der jüngsten Zeit wieder kräftiger ertönt war, kommt vorzugsweise aus dem Lager der Streiter für den sogenannten „christlichen Staat". Diese Herren sagten in ihrer jenseitigen Weisheit: die Weisheit dieser Welt nutzt wenig, also muß zuerst für das „Heil der Seele" gesorgt werden. Da sind unverständliche und unverstandene Glaubenssätze die Hauptsache, die Grundlage, auf welcher die Erziehung fußen solle. Ihr Thoren, die ihr euch vermeßt, Christen heranzubilden, und — Menschen heranzubilden für unchristlich haltet! Ihr Thoren, die ihr Zeit und Ewigkeit für zwei durchaus verschiedene Dinge haltet! Wie der Raum, auf dem ich stehe, ein Theil der Unendlichkeit ist, so ist unser Leben ein Theil der Ewigkeit; wie der unendliche Raum nicht erst bei mir

beginnt, so fängt die Ewigkeit nicht erst nach diesem Leben an; wir stehen in der Ewigkeit. Zeit und Ewigkeit verhalten sich wie ein Theil zum Ganzen, nur der Dauer, nicht der Art nach, sind sie verschieden. Stellt man sie als Gegensätze einander gegenüber, so ist man entweder in großer Unklarheit befangen, oder — es liegt ein anderer Zweck im Hintergrunde. Was heißt vernünftiger Weise: für das „ewige Leben" erziehen? In jedem Stadium des Lebens liegt die beste Vorbereitung für das nächstkünftige darin, daß wir ganz, in vollstem Sinne des Wortes die Stufe ausfüllen, auf der wir stehen. Nun denn, sollen wir uns überhaupt für ein künftiges Leben vorbereiten, so können wir das nicht besser, als wenn wir auf Erden das ganz sind, was wir hier sein sollen, — Menschen, mit all den Gebrechen, Fehlern und Irrthümern, denen unser ganzes Geschlecht nothwendig unterworfen ist; aber auch Menschen, die das Abbild der Gottheit in sich tragen und unter ihre Würde hinabsinken, wenn sie nicht allem Edlern und Höhern zugewandt sind. Menschen sollen, wollen und können wir nur sein, und für ein künftiges Leben — wie es auch sein möge — sind wir am Besten vorbereitet, wenn wir hier als vollkommene Menschen gelebt haben. So gefaßt ist unser irdisches Leben — Selbstzweck und die möglichst edle, d. h. wahrhaft menschliche Gestaltung desselben das Ziel aller Erziehung, der Endzweck alles Unterrichts. Bei keinem Pädagogen der Gegenwart ist diese Wahrheit als Prinzip so scharf ausgeprägt, bei keinem tritt so lebendig der Zusammenhang zwischen der pädagogischen Thätigkeit und den Bedürfnissen unserer Zeit hervor, als bei Diesterweg. Es ist zu lesen in jeder Zeile und zwischen den Zeilen aller seiner Erziehungsschriften, daß er ein Herz hat für's Volk, daß er die Bestrebungen unserer Zeit zu den seinigen gemacht und daß in der umfassendsten Bedeutung sein Wahlspruch heißt: „Nicht für die Schule, sondern für's Leben!" Unserer tiefsten Ueberzeugung nach ist er ganz ein Mann des Volks

und so werde ihm denn eine Stelle in der Reihe der Edeln!

Friedrich Adolph Wilhelm Diesterweg wurde am 29. Oktober 1790 in Siegen geboren, wo sein Vater, Karl Diesterweg, Amtmann war; seine Mutter; eine geb. Dressler aus Siegen, starb frühe, im 35sten Lebensjahre. Er ist der jüngste von vier Brüdern, von denen der älteste gleichfalls Amtmann war, der zweite ist im Jahr 1835 als Professor der Mathematik in Bonn gestorben, und der dritte, noch lebende, ist Friedensrichter in Bonn. Außer diesem und unserm Pädagogen leben noch zwei Schwestern.

Der Amtmann Diesterweg war zugleich Advokat und erfreute sich der allgemeinsten Hochachtung und Liebe in der ganzen Umgegend; Freund des geselligen Lebens, feurigen Geistes wandte er sich ganz der Gegenwart zu; Arbeit, freudige und rüstige Arbeit in seinem Berufe, und dann Erholung und Erheiterung im geselligen Kreise, unter Freunden, die, wie er, den Bestrebungen ihrer Zeit zugewendet waren: so lebte, so wirkte er in dem kleinen Siegen. Im jüngsten Sohne, unserm Pädagogen, spiegelten sich das Temperament, die Richtung und die geistige Frische des Vaters. Ganz dem Leben und, in Folge der einfachen, ungekünstelten häuslichen Erziehung naturwüchsig, der Natur zugewandt, war der Knabe am liebsten in der schönen Umgebung seines Geburtsortes und in den Werkstätten des gewerbfleißigen Städtchens; hohe Freude gewährte es ihm, den Handwerkern bei ihren Arbeiten zuweilen helfen zu dürfen. Ein Nagelschmied besonders besaß die vollste Zuneigung des Knaben, und die Eindrücke, welche er hier von dem biedern Charakter des Handwerkerstandes, von der ächt deutschen, kernigen, kräftigen Gesinnung desselben erhalten hat, haben ihn nach seinem eigenen Geständnisse sein ganzes Leben hindurch mit Hochachtung und Theilnahme erfüllt.

Das treue Gemüth des frischen Knaben offenbarte sich

besonders in der liebevollsten Aufmerksamkeit und Hingebung gegen seinen Vater. Eduard Langenberg, dessen Schrift, neben handschriftlichen Mittheilungen und den Werken Diesterweg's wir vielfältig benutzen, — erzählt uns darüber folgendes: „Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, unter allen Lebensverhältnissen, in Freud' und Leid, stand Diesterweg dem Vater liebevoll zur Seite und suchte des Vaters Liebe durch irgend einen Akt der Dankbarkeit zu erwiedern. Seine Aufmerksamkeit gegen seinen Vater erstreckte sich bis auf die kleinste Kleinigkeit. Kam der Vater von seinen Amtsgeschäften spät nach Hause, so war es immer der dankbare Sohn, der im Winter oft in dem kalten Zimmer, bei seinem fast erlöschenden Oellämpchen arbeitend, auf des Vaters Ankunft wartete. So wie er des bekannten Pferdes Huftritt vernahm, sprang er auf und eilte dem kommenden Alten entgegen. Das Pferd wurde in Empfang genommen, in den Stall gebracht; dann aber ging's schnell zurück in das Haus, um den guten Vater zur Ruhe zu begleiten. Wie die besorgte Mutter mehrere Male zum Bette des geliebten Kindes zurückkehrt, um sich zu überzeugen, daß ihre Liebe es gut gebettet habe, mit solcher wahrhaft kindlichen, innigen Liebe brachte Diesterweg den Vater zur Ruh. Darauf kehrte er in den Stall zurück. Das Pferd mußte gefüttert, ein Strohlager bereitet werden, und so ward es oft Mitternacht, ehe er sich zu Bette legte. Und wer war am andern Morgen früh wieder der Erste, der das Pferd putzte und fütterte, wenn die Andern schliefen? Das war wieder er."

Der Schulunterricht, den Diesterweg genoß, war mangelhaft, wie das in der damaligen Zeit ja fast allgemein der Fall war. Er besuchte die sogenannte lateinische Stadtschule seines Wohnortes; aber was er in derselben gelernt, schlägt er selbst nicht hoch an; doch reichte es hin, um ihm den damals erforderlichen Grad der Vorbildung für die Universität zu verleihen. Seine akademische Laufbahn begann er in Herborn, wo er sich dem Studium der Theologie zu widmen gedachte. Sein älterer

Bruder, Wilhelm Adolph, der spätere Professor der Mathematik in Heidelberg und Bonn, hatte Theologie studirt; diese Wissenschaft selbst behauptete wenigstens in der damaligen Zeit einen gewissen Vorrang vor jeder andern, und mochte, um so mehr, da eine freiere Auffassung des Ueberlieferten gerade damals an der Tagesordnung war, eine mächtige Anziehungskraft auf jugendliche Gemüther ausüben. Dennoch erkannte Diesterweg bald, daß er auf diesem Gebiete nicht mit der Lust und Liebe zu *wirken* vermöge, die er zu aller Thätigkeit, wenn sie Erfolg haben soll, für nothwendig hielt. Er wendete sich von ihr hinweg, und er selbst, so wie die Kreise, denen er später seine Wirksamkeit zugewendet, haben diesen Entschluß zu preisen. Er ging nach Tübingen, wo er der Mathematik und Philosophie sich widmete. Es gab und gibt noch heute eine Behandlungsweise der Philosophie und eine Einführung in dieselbe auf unsern Universitäten, die nichts weniger als geeignet ist, strebsamen jungen Männern Lust und Liebe zu dieser so herrlichen und wichtigen Wissenschaft einzuflößen. Die ersten philosophischen Studien beginnen mit der Denklehre (Logik), und die Behandlung derselben ist in der Regel trocken und geistlos.

Eine solche Behandlungsweise der geistigsten aller Wissenschaften konnte einem jungen Manne von Diesterweg's Schlage unmöglich zusagen; eine solche Methode mußte ihm stets nach der Schule schmecken, und er dürstete *nach* Wahrheit, die im Leben ihm Halt und Kraft verleihen könnte, die ihn zu begeistern, zu erheben und zu führen vermöchte auf dem rauhen, dornigen Pfade durch's Leben. Die Schulphilosophie zog ihn nicht an und konnte es nicht; er forschte nach dem tieferen Kern, und um zu diesem zu gelangen, schlug er den Weg ein, den zuerst Baco de Verulam für die Naturwissenschaft gezeigt: den Weg der Beobachtung und der Selbstauffindung der Gesetze des Denkens und der Wahrheiten der Seelenlehre. Selbstthätigkeit, freies, selbstständiges Forschen war ihm Bedürfniß, und ist es geblieben in der ganzen Folgezeit seines Lebens; die Philosophie, wie er

sie erfaßte, erfüllte ihn mit Begeisterung für die philosophische Wahrheit selbst; sie gab ihm Mittel und Wege an die Hand, den Menschen in seinen vielfachen Verhältnissen zu sich selbst, zu Andern, zu der Natur und zur Gottheit begreifen und verstehen zu lernen; die Philosophie endlich führte ihn zur Würdigung und Anerkennung der Vernunft, die, in sich selbst das Urbild des Vollkommenen tragend, die Mutter der Idee ist, welche allein es vermag, den strebenden Menschen zu leiten und ihn allem Edleren und Höheren entgegen zu führen.

Neben der Philosophie zog die Mathematik ihn an. Seiner ganzen inneren Natur nach ein entschiedener Feind unklarer Begriffe, ein eben so entschiedener Freund der Bestimmtheit und logischen Folgerichtigkeit, mußte die Mathematik ihm nothwendig als ein treffliches Mittel erscheinen, in den strebenden Geist Klarheit und Liebe zu selbstständiger, freier Forschung hinein zu bringen. Aber auch hier konnte er nie mit Aengstlichkeit sich an ein System, an ein bestimmtes Lehrgebäude halten: es galt ihm eben nur die Ueberzeugung, das Bewußtsein, die unumstößliche Gewißheit von der mathematischen Wahrheit überhaupt. In der Mathematik wie in der Philosophie ist er ganz ein und derselbe, hier wie dort ein Gegner des blos Systematischen, des Schulmäßigen, in Beiden nach Unabhängigkeit in der Auffassung und Behandlung strebend.

Im Jahr 1811 hatte er seinen akademischen Kursus vollendet; mit diesem Zeitpunkt hört der erste größere Abschnitt seines Lebens auf, die Vorbereitung für seine Wirksamkeit war zu Ende, es galt nun zu leben, thätig zu sein. Er ging als Hauslehrer nach Mannheim zu einer Familie von Venningen, wo er indeß nur ein Jahr blieb. Er wurde als zweiter Lehrer an der damals sogenannten **école secondaire** (höheren Bürgerschule) zu Worms angestellt, und im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf an die Musterschule zu Frankfurt am Main, wo er einer der Stifter der „Frankfurtischen Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste und ihrer Hülfswissenschaften" wurde.

Hier zuerst tritt uns bei Diesterweg das Bestreben entgegen, die Anforderung unseres Wahlspruches zu verwirklichen: „Nicht für die Schule, sondern für's Leben!" Es galt ihm und den Mitstiftern dieser Gesellschaft, alle Klassen des Volkes Nutzen ziehen zu lassen von dem, was die Wissenschaft der Schule zu Tage gefördert; die Wahrheiten, welche auf dem Wege der Forschung zunächst nur das Eigenthum Weniger geworden, sollten zu Gemeingut gemacht, das große Kapital des gelehrten Wissens sollte in kleine Münze umgeprägt, es sollte gewirkt werden für das Volk, was denn diese Gesellschaft auch nachher (1816) noch besonders dadurch befördern wollte, daß sie eine „Sonntagsschule für Handwerkslehrlinge und Gesellen" gründete.

Außer dem Streben: dem Volke durch geistige und sittliche Fortbildung desselben zu dienen, tritt bei dieser Gelegenheit noch ein zweites hervor, welches Diesterweg's gesammte Wirksamkeit durchzieht: es ist seine Bemühung, durch Vereine die vorhandenen Kräfte zu nützen und im Dienste der Gesammtheit zu gebrauchen.

Ueberall, wo Diesterweg gelebt hat, da sind durch seine Anregung Vereine der mannigfachsten Art entstanden, bald zur Förderung des materiellen Wohls der unteren Volksklassen, bald zur geistigen und sittlichen Hebung desselben, bald zum Zwecke gegenseitiger Mittheilung von Ansichten und Erfahrungen, bald zu pädagogischer Fortbildung; allen aber liegt der Gedanke zu Grunde: es müsse gesorgt werden für's Volk, es müsse gewirkt werden für's Leben.

Der Ruf von der Tüchtigkeit, dem Eifer und den Leistungen Diesterweg's drang allmälig in weitere Kreise, und so wurde er im Jahre 1818 als Konrektor der lateinischen Schule (später Gymnasium) nach Elberfeld berufen. Hier wirkte er gemeinschaftlich mit einem Manne, der selbst ein lebendiges Zeugniß war von der edlen Gesinnung des Vaters unseres Pädagogen. So stark des Amtmanns Familie auch war, und so bescheiden seine Einkünfte, immer hatte er doch Rath und, wenn nur

eben möglich, auch Hülfe für den Hülfsbedürftigen bereit. Sein Sohn Wilhelm Adolph kam einst zum Vater und stellte ihm vor, daß einer seiner Schulkameraden, der Sohn armer Aeltern, so gerne studiren möchte, wenn nur die Mittel dazu aufzubringen wären. Der Sohn bittet den Vater, sich des armen Knaben anzunehmen; der Vater läßt den Knaben rufen, prüft ihn, und noch an demselben Tage ist durch Freundeshand das nöthige Geld herbeigeschafft, welches zur Fortsetzung und Vollendung der Studien erforderlich war. Dieser Knabe war der später in Elberfeld verstorbene Gymnasial-Direktor Seebach, der Kollege Diesterweg's.

Die ganze Lebensrichtung in Elberfeld, die religiösen und socialen Bestrebungen, wie sie damals um so schroffer hervortraten, da in jener Zeit nicht wie heute eine sehr starke Gegenpartei der unumschränkten Herrschaft des Ausschließlichkeits-Prinzips entgegen wirkte, das verletzende Benehmen mancher Schüler aus gewissen Kreisen: das Alles war geeignet, einem Manne wie Diesterweg manche Freude des Lebens und Wirkens zu verkümmern, und offen, bieder und derb, wo es sein mußte, sprach er seine Ansichten und Gefühle ohne Rücksicht aus, und so mußte es wohl dahin kommen, daß ihm dieser Wirkungskreis nicht so recht lieb werden konnte.

Aber der Aufenthalt in Elberfeld wurde entscheidend für die ganze spätere Richtung seiner Lehrerwirksamkeit. Er fand hier „den Meister vom Rhein," Dr. Johann Friedrich Wilberg, einen Mann, der die große Gabe besaß, erregend zu wirken nicht nur auf seine Schüler, sondern auch auf die Lehrer in seiner Umgebung, ja auf alle Kreise, mit denen er in Berührung kam. Elementarlehrer, aber ein Mann von ausgebreitetem Wissen, von tüchtiger theoretischer Bildung in der Erziehungslehre und von noch größerer praktischer Gewandtheit im Unterrichte, war er das würdige Vorbild der strebsamen jüngeren Lehrer der Umgegend, welche sich Samstag Nachmittags um ihn versammelten, um seiner Anregung theilhaftig zu werden. Jeder, der in seinen Kreis kam, wurde durch die Frische

der Gedanken, durch die Lebendigkeit und Selbstständigkeit der Auffassung gefesselt. Waren diese Lehrerversammlungen und die Vorträge, die in denselben gehalten wurden, zunächst auf Elementarlehrer berechnet, so lag in ihnen doch auch für den höher gebildeten Mann so viel Anziehendes, daß auch einem solchen die Theilnahme ein Genuß wurde. So fehlte auch Diesterweg dort nicht leicht, fühlte nach 30 wöchentlichen Lehrstunden in der lateinischen Schule sich erfrischt und erhoben durch die Gedankenblitze des Meisters, und begleitete diesen nach dem Schlusse der Versammlung zu seinem Hause, um im engeren Kreise mit ihm noch einige Stunden zu verbringen. Wesentlich durch diesen Einfluß Wilberg's bestimmt, faßte Diesterweg den Entschluß, seine Thätigkeit dem Volksschulwesen zu widmen und der bisherigen Laufbahn als Lehrer an Gelehrtenschulen zu entsagen. Er wurde im Jahre 1820 zum Seminardirektor nach Meurs berufen. Er that (wie er selbst sagt) das Gelübde die Kräfte, die ihm Gott verliehen, die Gelegenheiten, die er ihm senden, die Mittel, die er ihm spenden werde, dazu zu benutzen, daß es mit der Sache des Volkes, mit seiner Unterweisung und Erziehung etwas besser werde. Die Aufgabe, deren Lösung er seine Kräfte von jetzt an zu widmen gedachte, war eine ungemein schwierige. Zunächst mangelte ihm das Vertrauen der Geistlichkeit, und das Seminar wurde, wenn auch nicht laut und öffentlich, doch nicht minder still und im Geheimen verdächtigt. Man munkelte von dem „rationalistischen" Geiste, der dort herrsche, man sprach von religiöser Unentschiedenheit des Direktors, und dergleichen armselige Vorwürfe legten seinem Wirken vielfache Hindernisse in den Weg. Andere fürchteten für den alten, liebgewordenen Schlendrian; wieder Andere meinten, die gebildetern Lehrer würden nur dünkelhafter und was dieselben allenfalls vor den, auf die bisherige Weise gebildeten Lehrern an Kenntnissen voraus haben möchten, sei kein Ersatz für den Mangel sogenannter Praxis; kurz, das Seminar war von Hemmnissen aller Art in seiner Wirksamkeit um=

lagert. Und nun erst die jungen Leute, die dort hinkamen, um ihre Bildung zu erwerben, Jünglinge, die (wie Diesterweg selbst sagt) voll mystischen Qualms und Dunstes, in die Anstalt fielen und diesem Ungeist in Konventikeln durch Reden Luft zu machen, sich „vom Geist getrieben" wähnten — junge Leute, die das Eisen, das man ihnen in die Hand gab, zwar nicht für Silber, Wasser, das sie schmeckten, zwar nicht für Wein hielten, die aber dennoch an silbernes Eisen, das in der Vergangenheit vorhanden gewesen, glaubten und den Glauben daran als ein Heiligthum bewahrten; Menschen, die aller unmittelbaren Frische und geistig gesunden Anschauungskraft entbehrten; — Jünglinge, die gelehrt worden, nur an Andere, niemals aber an sich selbst zu glauben und die kaum sich getrauten zu behaupten, daß der klare Himmel blau, die Wiese wirklich grün sei, wenn es nicht vorher von einer vermeintlichen Auktorität bestätigt worden, und die daher, wenn eine solche auch das Widersinnigste behauptete, ihre Sinne, sammt Verstand und Vernunft, völlig gefangen nahmen. Da galt es denn, ihnen zwar allmälig, aber dennoch gründlich die Schuppen von den Augen zu nehmen und den Staar zu stechen."

Mit Diesterweg's Austritte aus dem Gelehrten-Schulwesen beginnt nun ein neuer, der dritte Abschnitt seines Lebens. Der Beruf, den er jetzt gewählt, war ihm bisher fremd; mit der Vorbildung für ein bestimmtes Fach hatte er bis zu diesem Zeitpunkte nichts zu thun gehabt. Aber er brachte in diesen Beruf die Idee eines tüchtigen Lehrers mit, und diese Idee war ihm unzertrennlich von der eines wahren, ächten Menschen. Hatte er an Gelehrtenschulen die Bildung zur Humanität zum äußersten Zielpunkte seiner Bestrebungen gemacht, so war es eben derselbe Grundgedanke, der ihn auch hier leitete: die Berufsbildung der künftigen Lehrer wollte er gründen auf ächte, volle Menschenbildung. Gelang es ihm, seine Schüler für die Idee der Menschheit zu begeistern, führte er sie auf einen Standpunkt, der sie be-

fähigte, würdige Genossen des gebildeten Standes zu sein, zeigte er dann ihnen die Mittel, durch welche sie in ihrer künftigen Laufbahn befähigt würden, die richtigen Wege zu finden: dann durfte er sicher sein, frischen Sauerteig in das Lehrerleben seines Wirkungskreises hinein gebracht zu haben, einen Sauerteig, der nicht verfehlen konnte, Gährung, Bewegung und Entwickelung zu erzeugen, die, wenn auch nicht gleich für den Augenblick, doch desto sicherer im Laufe der Zeit in ihren Rückwirkungen eine Umgestaltung, eine segensreiche Reform des ganzen Schulwesens mit sich führen mußte. Die künftigen Lehrer sollten ihm zuerst Menschen, gebildete Menschen sein, sie sollten aus sich selbst heraus die Kräfte und Anlagen entwickeln, welche die Natur in sie hinein gelegt; sie sollten ihre Menschenwürde erkennen und achten lernen, sollten Vertrauen zu sich selbst, zur Kraft eines tüchtigen Willens fassen, sollten strebende Menschen werden, selbstdenkende und selbstständige Männer, damit durch sie einst auch das Volk zum Streben geleitet, damit dasselbe durch sie wieder zur Selbstständigkeit und wahren Freiheit geführt werde. So trat Diesterweg in geraden Gegensatz zu den bisherigen, allgemein gemachten Anforderungen, nach welchen eben die Lehrer sogenannte „fertige“ Menschen sein sollten.

Diesterweg mußte, zunächst um ihnen das Prinzip der Bewegung, der Prüfung und vorurtheilsfreien Forschung einzuflößen, Zweifel an Auktoritäten bei seinen Schülern hervorrufen, nicht auf dem Wege des Bestreitens, sondern auf dem naturgemäßern, daß er seine eigene Auktorität ihnen Preis gab. Aber durch Zweifel hindurch gelangt der Mensch zur Wahrheit, zur innigen Ueberzeugung von derselben; wer nie gezweifelt hat, ist gewiß auch nie zur Forschung, nie zur klaren Erkenntniß des Wahren und Rechten gelangt; die Wahrheit kann da nie in's Bewußtsein gedrungen sein.

Aber diese Erregung des Zweifels, diese ersten Schritte zur Selbstständigkeit wurden auch sehr bald als solche

erkannt und dienten nicht wenig dazu, das Mißtrauen gegen die Schüler Diesterweg's zu erhöhen. Es gibt bekanntlich, namentlich in einzelnen Theilen der preußischen Rheinprovinz, und gerade in denjenigen, woher das evangelische Seminar in Meurs eine große Zahl seiner Zöglinge erwarten muß, eine kirchliche Partei, welche den Diesterweg'schen Bestrebungen, geistig-selbstständige Lehrer zu bilden, mit Entschiedenheit entgegen treten zu müssen glaubte, weil durch dieselben die lange begründete Herrschaft ihres hierarchischen Bevormundungs-Prinzips gefährdet war; aber, was diese Partei auch thun mochte — Diesterweg ließ sich nicht darauf ein, arbeitete mit gewissenhafter Treue, und lebte der Zuversicht, daß das Wahre und Rechte sich trotz solcher Hindernisse Bahn brechen werde im Leben.

Selbstständigkeit suchte er zu erzielen; Selbstständigkeit ist aber nur denkbar mit Individualität des ganzen Seins. Selbstständig kann der nicht sein, der gezwungen wird, sich in seinem Denken, Fühlen und Handeln, in seiner Lebens- und Weltanschauung mit Andern seines Gleichen nach einer allgemeinen, vorgeschriebenen Norm zu richten; selbstständig kann nur der sein, welchem es vergönnt ist, seine besondere Eigenthümlichkeit zu erhalten, und so zu sein, wie er es seiner ganzen Weltanschauung, seiner Ueberzeugung, seinem ganzen Wesen nach sein muß.

„Nichts ist mir in der Seele mehr zuwider," sagt Diesterweg, „als die schemenartige Einerleiheit der Menschen, die Ausgeleertheit, Stocksteifheit der Pedanten, die todte Nachbeterei der Lehrformeln, das Prokustesbett, der Ausrecker und Kopfzuspitzer 2c. Sie machen das Leben nicht nur langweilig und unausstehlich, sondern sie bringen durch den Despotismus, den sie wissend und nicht wissend auf die lebensfrohe, freithätige Jugend ausüben, um die frische und freie Naturwüchsigkeit und Eigenthümlichkeit, und tragen dadurch dazu bei, daß wir so wenige individuell gestaltete und in ihrer Sonderheit ausgezeichnete Menschen haben. Ein pedantisches Volk — diese heutigen

Deutschen, sprechen die freieren Völker; kennt man Einen, so kennt man sie Alle. Dieser Zustand ist zum großen Theile eine Frucht unserer zopfsteifen Schultyrannen. Als solche kamen die Jünglinge oft schon in das Seminar. Ich bekämpfte diese Loblosigkeit mit allen Mitteln, verschmähte es nicht, mich unter ihre Spiele zu mischen, dergleichen anzuordnen und mich in jeder Beziehung ihnen gleich zu machen. Ich weiß sehr wohl, was man dabei riskirt, und ich habe es oft schmerzlich empfunden. Denn der junge Mensch findet bei dem Uebergange von der inneren Sklaverei zur Freiheit nicht gleich den rechten Weg, er übersieht die Schranken, die heilig zu achten sind; aber es gibt keine freie Bildung ohne diese Uebergänge, Vermessung und Mißgriffe." Und wir möchten hinzusetzen: wie das bei einzelnen Menschen der Fall ist, so ist es auch mit Institutionen und mit ganzen Völkern; ohne Uebergriffe und Mißgriffe ist eine freie, individuelle Entwickelung einmal gar nicht möglich, und es ist zum mindesten Kurzsichtigkeit und Thorheit, mißliebiger Uebergriffe wegen die freie Entwickelung überhaupt ächten und hindern zu wollen. Eine Leitung jeder Bewegung nach polizeilichen Normen läßt freilich solche Mißgriffe nicht zu; aber die Entwickelung ist dann auch darnach.

Innere Selbstständigkeit aber kann nicht bestehen und freie, naturwüchsige Individualität würde Karrikatur werden, wenn nicht Vernünftigkeit die Grundlage jener, und Bildnerin dieser ist. Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, welche schon durch das Wort „Vernunft" in einen gewissen Schrecken gejagt worden sind, und auch in unseren Tagen fehlt es noch immer nicht an solchen, welche die edelste und höchste der Kräfte, die Gott dem Menschen verliehen, die allein ihn zu seinem Ebenbilde macht, mit Geringschätzung betrachten. Diese Menschen gebrauchen allen Scharfsinn und allen Witz, um durch Schlüsse der Vernunft den Beweis zu versuchen, daß es mit der Vernunft nichts sei. Die Anklage gegen die Vernunft reduzirt sich auf die beiden Punkte: sie könne

irren und reiche nicht aus. Die Vernunft könne irren? Mag sein, aber wer vermag es denn, ihre Irrthümer nachzuweisen? Etwa der Ankläger selbst mit Hülfe seiner Vernunft? Nun, in diesem Falle gibt er den schlagendsten Beweis von der Richtigkeit seiner Anschuldigung, denn seine Vernunft hat ihm ja eben das Rechte an die Hand gegeben. In den meisten Fällen aber wird dieser Nachweis auf irgend einen, oft dazu noch mißverstandenen oder unverstandenen Glaubenssatz gestützt. Traut denn nicht auch da wieder der Ankläger auf seine Vernunft, daß er mit ihrer Hülfe den Glaubenssatz in der richtigen Weise aufgefaßt habe? Ohne Vernunft hilft uns auch kein Dogma, da ein solches selbst nur wieder durch jene erfaßt und in seiner wahren Bedeutung erkannt werden kann. Wir sind in allem Streben nach Wahrheit nur auf unsere Vernunft allein hingewiesen; ohne sie gibt es für uns Menschen keine Wahrheit, denn ohne sie kann keine mit unserm Bewußtsein vermittelt werden. Die Vernunft reiche nicht aus? Wohl gibt es Dinge und Erscheinungen, deren tiefsten Grund wir wenigstens bis jetzt nicht durch unsere Vernunft erkennen können. Aber ob nie? Wir wissen's nicht. Wohl gibt es Dinge, die überhaupt nicht begriffen werden können, und dahin gehört unter andern eben diese Erscheinung, daß mit Vernunft begabte Menschen die Vernunft selbst bemakeln und bekämpfen. Aber wir wissen auch, daß das, was die menschliche Vernunft überhaupt nicht zu fassen vermag, eben so wenig zur menschlichen Glückseligkeit nothwendig ist. Die Irrthumsfähigkeit so wie die Unzulänglichkeit der Vernunft werden derselben indeß auch nur von Solchen zur Last gelegt, die den Menschen gerne zu dem verworfensten Geschöpfe Gottes herabgewürdigt wissen möchten, damit es ihnen möglich werde, demselben in ihrer Weise eine Glückseligkeit als wünschenswerth darzustellen, die sicher nicht für Alle eine Glückseligkeit sein würde. Ueber die Erziehung der jungen Lehrer zur Vernünftigkeit äußert sich Diesterweg folgendermaßen:

„Ich strebte nach der Bildung der Jünglinge von

innen heraus, suchte ihnen eine aufrechte, senkrechte Stellung zu geben. Diese Dinge vertragen sich nicht mit allen Ansichten, und Worte wie: Entwicklung der Volkskraft, der Volksintelligenz, der Vernunft des Volkes durch vernünftige Schullehrer — setzen auch Heut zu Tage noch viele Köpfe und Herzen in Schrecken. Man denkt damit zusammen: Mangel der Bescheidenheit, der Demuth, des Gehorsams, der Kirchlichkeit und anderer Eigenschaften; man meint, durch solches Streben erziehe man Verstandeswütheriche und Hochmuthsteufel. Wie soll man solchen Wahn widerlegen? Durch Theorie ist es unmöglich, und durch die Praxis ebenfalls; ihn, der auf falschen psychologischen Meinungen ruht, muß man gewähren lassen bis er stirbt, und sich nur dann um ihn kümmern, wenn er gesunden Trieben den Weg verrammeln will. Ich lebte meines Glaubens; ich wollte und will meine Leute vernünftig machen.

Bei diesem Worte werden Manche ein Kreuz schlagen. Sie denken an Konstruktion der Religion aus sich selbst, an flachen, auskernenden und aushöhlenden Rationalismus, an einen Tempel der Hoffart, an Usurpation alles Wissens und Glaubens durch dieses nimmersatte Ungeheuer, an den Geist der Verneinung, an Vermessenheit und Schuld. Aber wie soll man sich denn ausdrücken? Das schöne Wort Aufklärung und seine ursprüngliche edle Bedeutung sind bei denselben in gleichem Verruf, und in ihrem Munde gibt es keinen verwerflichern Ausdruck als „die Aufgeklärten." Darin stimmen politisches Wochenblatt, (seligen Andenkens!) historisch-politische Blätter und evangelische Kirchenzeitung mit einander überein. Wir bleiben dabei: Wie Alles mit Religion, so auch Alles mit Vernunft!"

Wir haben hier die Prinzipien entwickelt, denen Diesterweg in der Bildung künftiger Lehrer folgte; es waren die Prinzipien der geistigen Selbstständigkeit, der Individualität und der Vernünftigkeit. Diese Dreizahl in eine Einheit zusammen gefaßt, gibt das Prinzip der innern Freiheit, das Diesterweg als das einzige be-

trachtet, dessen Verwirklichung und Durchführung dauernd des Volkes wahres Glück begründen kann. Und das Volk, die Bildung und das Wohl desselben sind immer die letzten Zielpunkte seiner Bestrebungen; bei der Bildung der künftigen Lehrer schweift er mit seinem Blicke stets über diese hinaus nach dem Volke hin; was er für Jene direkt thut, will er durch sie für dieses thun; wie er Jene selbstständig macht in und durch sich selbst, so soll ihm durch dieselben dieses eben auch zur Selbstständigkeit geführt werden. Das ist das Merkmal, das ihn zum wahren „Manne des Volkes" stempelt.

Die Erfolge seiner Bemühungen fanden indeß auch bei Allen Anerkennung, denen es um gründliche Bildung des Volkes und dessen Lehrer zu thun war; die Schüler seines Seminars bewahrten ihm auch in späteren Lebensverhältnissen eine wahrhaft begeisterte Liebe; das amtliche Wirken derselben ließ die günstigsten Schlüsse machen auf das Seminar und dessen Direktor, und wenn auch die jungen Lehrer in ihren amtlichen Beziehungen so wie im Privatleben sich eine Selbstständigkeit zu erringen wußten, welche den Predigern einer mißverstandenen Lehrer-Demuth höchst mißliebig war, so gestand doch das Publikum ihnen vollkommen die Berechtigung einer solchen selbstständigen Stellung im Leben zu. Die Staatsbehörden waren selbst, namentlich zur Zeit des Ministeriums Altenstein, einer freieren religiösen Richtung zugethan. Auch der nächste Vorgesetzte Diesterweg's, der Konsistorial- und Schulrath Dr. Grashof, ein Mann der die Amtswirksamkeit der Lehrer nach nichts Anderm, als nach den Leistungen, den Resultaten, beurtheilt, schenkte ihm sein volles Vertrauen; bei der sorgfältigsten Beaufsichtigung des Seminars, die ihm seine Stellung zur Pflicht machte, griff er doch nie störend und hemmend ein, spendete aber gerne, wo sich Gelegenheit dazu darbot, belehrende Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Diesterweg bekennt, daß er von ihm habe sagen können: „il règne, mais ne gouverne pas" (er herrscht, aber

regiert nicht), ein Grundsatz, den nicht nur jeder, die Gesetze seines Landes beobachtende König, sondern jeder wackere Hausvater, jeder wahrhafte Schulaufseher befolgt. Wie der König, qui règne et ne gouverne pas, seine Minister regieren läßt (Hegel sagt: ein König ist der Punkt über dem i, und er setzt ihn), also der Schulaufseher; er läßt die Lehrer regieren, beobachtet ob sie den gegebenen Vorschriften gemäß regieren, ob sie leisten, was sie zu leisten haben; aber er läßt sie gehen und gewähren, wo und wie es sich nur mit den Zwecken des Amtes verträgt; er freut sich über die Selbstständigkeit und Thatkraft, die sie entwickeln und räumt lähmende Hindernisse aus dem Wege. Also that Grashof.

Im Jahre 1824 erhielt Diesterweg vom Ministerium der geistlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten die erbetene Erlaubniß eine pädagogische Reise zu machen; Urlaub und Reisegeld wurden ihm bewilligt, die Reise-Route vorgeschrieben über Magdeburg nach Berlin, wo Diesterweg mit dem damaligen Abtheilungs-Direktor der Unterrichts-Angelegenheiten, Herrn v. Beckedorf, in interessante Berührungen kam. Von hieraus wendete er sich nach Stettin, wo er auf die religiöse Richtung und die große Kanzelgaben eines der dortigen Prediger aufmerksam gemacht wurde. Wir können nicht umhin der Diesterweg'schen Schilderung eine Stelle zu entheben, welche das Treiben solcher Verirrten und den Eindruck trefflich darstellt, welchen dasselbe auf den Geist und das Gemüth des humanen Pädagogen machen mußte:

„Während eines zweijährigen Aufenthaltes in der Hauptstadt des Wupperthales," erzählt er, „hatte ich Gelegenheit gehabt, sonntäglich ein Ohrenzeuge zu sein von den Außerordentlichkeiten, die dort von der reformirten Kanzel erschallen. Dieselben sind in Deutschland so bekannt, daß ich sie nicht näher zu bezeichnen brauche. Aber das Alles wurde doch in Stettin noch weit überboten. Der Geistliche entwarf unter geistigem und sichtbar körperlichem, wahrhaft beängstigendem Ringen ein Gemälde von der Verdorbenheit der Natur des Menschen,

schilderte die seiner wartenden ewigen Höllenstrafen; ich kann kurz sagen, mit den Farben eines Dante und Streckfuß, und entwarf von dem blutigen Opfertode des unschuldig erwürgten Lammes, ein Gemälde, welches Alles, was ich in dieser Hinsicht Schroffes und Haarsträubendes bis dahin gehört hatte, weit hinter sich zurück ließ. Eine trübe, dicke Luft lag über der geängstigten Gemeinde; man sah geheime Thränen über gefurchte Wangen fließen; vertrocknete Herzen hörte man ängstlich schlagen, und reuige Sünder, Männer und Frauen, sanken auf die Knie. Ich konnte ein beengendes, schwer auf mir lastendes Gefühl nicht bemeistern; denn die Mystik besitzt die ansteckende Kraft der Epilepsie und des Veitstanzes.

Als nun aber der Priester vollends die Vorbereitung zum h. Abendmahl traf, zu dem Ende sich, nicht auf die Stufen, sondern auf die Steine, fern vom Altar, niederwarf und laut rief und schrie und rang; als eine Schaar von Männern und Frauen, den höhern Ständen angehörig, gleichfalls auf den Knieen näher heran rutschte: da bemächtigte sich meiner eine unbeschreibliche Angst, es wurde mir schwindlig vor den Augen, die Erde kam mir vor wie eine Höhle voll heruntertropfenden Giftes; — ich hatte jedoch glücklicher Weise noch Besonnenheit genug nach dem Hute zu greifen und der Thür zuzueilen, und — siehe da! die freundliche Sonne, das Auge Gottes stand noch am blauen Himmel, lichte Wolken zogen über den Plan, die liebe Erde war noch grün, wie sonst, und nur der Irrthum der Menschen, ein grauenvoller Wahn, machte sie zu einem Thale der Verfluchung. Ich dankte Gott, daß ich noch gesunde Sinne und muntere Kräfte besaß, bat ihn mir den Verstand zu erhalten, und das von ihm im Menschen angezündete Licht, die Vernunft.

Mir ist keine Erscheinung bekannt, die einen widrigeren Eindruck auf mich machte als das Knieen eines Mannes, öffentlich vor allem Volk, ohne die außerordentlichste Veranlassung. Es ist ein Widerspruch in sich selbst. Um sich dieses zu veranschaulichen, denke man sich einen auf den Knieen liegenden Sokrates, Platon, Aristides,

Alexander, Cäsar, Friedrich den Großen, Napoleon. Diesen Gedanken kann kein vernünftiger Mensch denken; nur ein Wahnsinniger würde einen solchen Anblick aushalten. Ein wahrer Mensch und ein auf den Knieen rutschender Sündenknecht mit seiner Wurmdemuth sind nicht-zu-vereinigende, absolute Gegensätze."

Der Associationstrieb, den wir schon früher, in Frankfurt, bei Diesterweg kennen lernten, und anderseits der Wunsch, auch nach Entlassung vom Seminar mit seinen Schülern in freundschaftlicher, anregender Verbindung zu bleiben, veranlaßten ihn einen „Verein, abgegangener Seminaristen" zu gründen, die zu Ostern jedes Jahres an irgend einem bequem und freundlich gelegenen Orte der Provinz auf einige Tage zusammen kamen, mit ihm in heiterer Geselligkeit frohe Stunden verbrachten, über Gegenstände ihrer Berufsthätigkeit Vorträge hielten, dieselben einer beurtheilenden Berathung unterwarfen, sich ihre Freuden und Leiden, ihre Kämpfe und ihre Siege mittheilten, und auch gerne hinausschweiften über den engeren Kreis ihrer Amtswirksamkeit auf Dinge, die der Menschheit, als solcher, überhaupt nahe und am Herzen liegen. So erfrischt und gestärkt gingen die jungen Volkslehrer wieder zurück in ihre Einsamkeit; aber die Zusammenkunft war für sie eine geistige Frühjahrssonne, es war ein platonisches Gastmahl, dessen sie auch in der Erinnerung noch lange sich freuten.

Inzwischen wurde in Berlin ein Seminar zur Bildung von Lehrern an Stadtschulen gegründet, das seine Zöglinge aus allen Theilen des Staats erhält, eine größere Vorbildung von ihnen erwartet und sie weiter zu führen hat, als es in den Seminarien der Provinzen möglich ist. Diesterweg erhielt den Ruf als Direktor desselben, — ein Ruf, der ohne Widerrede ein ehrenvoller genannt werden mußte, der aber auch möglicher Weise ganz andere Dinge in Aussicht stellte, als ehrenvolle Thätigkeit. Nicht daß etwa der höhere Grad der wissenschaftlichen Bildung, die in der Berliner Anstalt erzielt werden konnte und sollte, im geringsten ein Grund von Besorgniß für ihn hätte

sein können; ein nicht unbedeutender Theil seiner bisherigen Schüler in Meurs war ja bereits an höhern Schulen angestellt und deren Wirken hatte schon alle Anerkennung gefunden. Aber es war doch immer zweifelhaft, ob Diesterweg's gerader, offener, selbstständiger und den Formen der höhern Lebenskreise nur bedingt ergebener Charakter sich heimisch finden werde in den großartigeren und vielseitigeren Verhältnissen der Hauptstadt Preußens; es war immer doch denkbar, daß seine Ueberzeugungstreue, die er stets für das hielt, was allein dem Menschen wahren Werth verleihen könne, in Berlin vielfach in's Gedränge kommen würde. Dazu kam, daß die Rheinlande mit ihren vielen, auch ihn begeisternden Naturschönheiten, mit dem beweglichen, aber biedern Charakter ihrer Bewohner, mit ihren Sitten, ihrer Lebensweise, ihren Gesetzen und Institutionen ihm an's Herz gewachsen waren; seine ganze Sympathie hatten (und haben noch heute) die Rheinländer. Durfte er hoffen in den sandigen Flächen der Mark Brandenburg, für die er zum wenigsten keinerlei Sympathien fühlte, einen Ersatz zu finden für die Lande seiner Zuneigung, die er verließ? Durfte der Gedanke in ihm aufsteigen, es könne auch ihn das Geschick erreichen, das Andere getroffen: nach Berlin berufen, um bald nachher in die Rumpelkammer hinein komplimentirt zu werden?

Aber diesen Bedenklichkeiten gegenüber stand denn auch die Aussicht, dort für einen größeren Kreis wirken, dort dem ganzen Staate, allen Provinzen desselben dienen zu können; es war zu hoffen, daß durch die Besetzung dieser neuen und bedeutenden Position ein um so vollständigerer Sieg seiner Prinzipien errungen werden könne, und zu diesen Hoffnungen und Erwartungen gesellte sich die Gewißheit, in Berlin vielfache Gelegenheit zu eigener Fortbildung, zu frischer Anregung zu finden: er entschloß sich, dem Rufe zu folgen. Der Abschied von Meurs, vom Rhein fiel ihm schwer; er schied wie aus einem großen Familienkreise, und in Berlin fand er, wie vorausgesehen, das nicht wieder, was seinem Gemüthe am Rhein wohlthuend war. Selten war er sicher, am Tage über eine

Stunde frei gebieten zu können. Es freute ihn nicht, Samen in's Weite hinzustreuen, ohne desselben noch ferner warten und pflegen zu können; mit den Seminaristen bildete sich kein so trauliches Verhältniß, er war weniger ihr Erzieher als ihr Lehrer, und so fühlte er sich nicht befriedigt in sich selbst, nicht glücklich.

Geistige Anregung dagegen bot sich ihm in Berlin von den vielfachsten Seiten dar. Namentlich besuchte er mit größtem Interesse die Vorlesungen Schleiermacher's. „So weit es meine Berufspflichten zuließen, sagt er, benutzte ich die Gelegenheit und die Gunst, die er mir gewährt hatte, seine Vorlesungen zu besuchen und mich an ihm zu bilden und zu erbauen. Darum habe ich im Sommer 1832 seine Vorträge über Politik, im Winter $18^{32}/_{33}$ die über Psychologie (Seelenlehre) besucht. Voll großer Bewunderung saß ich in der Regel vor dem kleinen Manne, folgte seinen Gedanken und Entwickelungen, und genoß das unendliche, hohe, höchste (freudig sage ich es, daß ich kein höheres kenne) Vergnügen, den Horizont meiner Erkenntniß sich erweitern, dunkle Gegenstände an das Licht der Klarheit treten zu sehen. Ich durfte mich zu den fleißigsten Zuhörern rechnen. Bei ihm fleißig zu sein, dazu gehörte nichts; zu dem Gegentheil gehörte Ermuthigung. Es war bei Allen, die sich von ihm angezogen fühlten, Sitte, ihn immer zu hören, so in seinen Vorlesungen, so in seinen Predigten. — Ich will es nicht läugnen, mit einigem Vorurtheil, oder mit manchem Zweifel belastet, wie seine Schriften und einige Nachrichten, mit denen man sich herumtrug, sie in mir hervorriefen, besuchte ich Anfangs seine geistlichen und philosophischen Vorträge. Aber wie Schuppen fiel es von meinen Augen! Mit Wehmuth denke ich daran, daß mein Geschick mich nicht früher in seine Nähe geführt; — ich würde mich einer andern Bildung zu erfreuen haben —; ich kann es nicht schildern, mit welcher Besorgniß ich Zeuge davon war, daß er trotz fortschreitender Brustaffektion in den feuchten Februartagen Morgens um 7 Uhr zu lesen fortfuhr, bis —— — —."

Auch mit andern geistig hervorragenden Männern trat er in engere Beziehungen, gründete wieder einen Lehrerverein und wirkte anregend und ermunternd an der Spree wie am Rhein. Aber auch hier beschränkt sich seine Fürsorge nicht auf die Lehrer und seine Schüler; die Sorge für die geistige und materielle Noth des Volkes, besonders der unteren Klassen, hat auch hier wieder seine thätige Theilnahme in Anspruch genommen. Als vor einigen Jahren der Gedanke auftauchte, durch Vereine die Hebung der unteren Volksklassen zu befördern, da war Diesterweg einer der Stifter des Lokalvereins für Berlin. Die Begeisterung für diese Art von Vereinen war damals fast allgemein; in allen Provinzen, selbst in kleineren Städten und Dörfern wollte man Hand an's Werk legen; ja auch der König hatte dem Lokalverein in Berlin 15000 Rthlr. anweisen lassen: es handelte sich überall nur um eine scheinbare Kleinigkeit, nämlich die Entwerfung und die Bestätigung der Statuten. Das Interesse, welches der König selbst so lebhaft für die Sache an den Tag legte, ließ der Hoffnung Raum geben, daß die Regierungsbehörden mit der Bestätigung der vorzulegenden Statuten nicht zögern würden; aber höchst merkwürdiger Weise wurden überall so viele Schwierigkeiten erhoben, so viele Verklausulirungen gemacht, daß *bis jetzt noch kein einziger von allen diesen projektirten Vereinen hat in's Leben treten können*, ja daß jenes Geschenk des Königs noch bis auf diesen Augenblick nicht hat erhoben und demgemäß benutzt werden können im Interesse der bedrängten Volksklassen. Da möge, solchen Vorgängen gegenüber, noch ferner Jemand die Beamtenherrschaft in Preußen läugnen!

Besser ging es mit dem Vereine für deutsche Volksschriften, den Diesterweg etwas später in's Leben rufen half, und der die geistige und sittliche Hebung des Volkes dadurch zu fördern bezweckt, daß demselben zu sehr mäßigen Preisen eine körnige, frische, gesunde, anziehende und belehrende Lektüre geboten wird. Wenn überhaupt Diesterweg nach Kräften dem Umsichgreifen des leidigen Pietis-

mus entgegen zu wirken bemüht ist, so begreifen wir leicht, daß in unsern Tagen es ihm ganz besonders schwer auf dem Herzen liegen mag, wenn er der offenbaren Förderung dieser Geist und Herz verderbenden Unnatur zusehen muß. Da liegt es denn nahe, zu erkennen, wie Noth es thut, dem Volke neben der Bibel wenigstens auch noch etwas Anderes und Frisches, so wie anstatt der Traktätchen, Missionsblätter, Räuber-Romane u. dgl. ihm Schriften in die Hände zu geben, wie wir deren z. B. von Berthold Auerbach, von G. Nieritz, von Zschokke u. A. besitzen. Einem Vereine dieser Art konnte die etwa erforderliche Bestätigung Seitens der Regierung nicht wohl verweigert werden; hier waren wenigstens keine großen Volksversammlungen zu fürchten, keine Vermischung der gebildeteren mit den geringeren Klassen in demselben Lokale zu besorgen, und darin lagen ja bei jenen ersteren Vereinen die wesentlichsten Bedenken. Wie oft mag in Preußen damals das Associationsrecht der Badenser mit neidischem Herzen betrachtet worden sein?!

Das erste Jahrzehend seines Lebens in Berlin (1832 — 42) hat ohne Zweifel für Diesterweg mannigfache Freuden edler Art, vielfache Aufmunterung und Anerkennung gebracht. Mag auch, was ja Jedem überall in den verschiedensten Lebensverhältnissen vorzukommen pflegt, von Zeit zu Zeit ein Tropfen Wermuth den Kelch seines Lebensgenusses verbittert haben: man war doch in jener Zeit auch in Berlin mehr daran gewohnt und war mehr dazu geneigt, vor allen Dingen nach den Erfolgen der öffentlichen Wirksamkeit des Beamten und auch des Lehrers zu fragen und darnach zu ermessen, welchen Grad der Anerkennung demselben gebühre. Ueber die Erfolge, die pädagogischen Leistungen Diesterweg's aber gibt's nur Eine Stimme, und diese stellt ihn ohne Zögern in die Reihe der bedeutendsten und verdienstvollsten Schulmänner, die Deutschland jemals gehabt hat. Aber es kamen auch nun immer mehr die Zeiten, von denen er sagen mußte: sie gefallen mir nicht. Es kam die Zeit, wo man in Preußen immer mehr die jetzt herr-

schende religiöse Richtung ausprägte, wo die Regierung es nicht verschmähte selbst auf die Zinne der Partei in den kirchlichen Kämpfen herabzusteigen und die Verdienste der öffentlichen Lehrer in Schule und Kirche mehr nach dem zu schätzen, was ein solcher glaubt, als was er thut. Die Ketzerriecherei, die unvernünftigste und unbegründeteste Furcht vor Radikalismus, vor dem Geiste der Verneinung und solchen Gespenstern mehr, der Argwohn mit dem das Wirken frei denkender und sprechender Männer beurtheilt und beobachtet wurde: das Alles senkte sich wie ein Verderben bringender Mehlthau auf die Blüthen des frischen geistigen Lebens und eine unbehagliche, beengende Luft umgab die Männer, die dem gesunden Menschenverstande und der Vernunft die gebührende Herrschaft sichern wollten in Dingen, welche auf Ueberzeugungen und nicht auf dunkeln Gefühlen beruhen.

Diesterweg pflegt seine Ueberzeugungen nicht zu verheimlichen; wo er glaubt dem Umsichgreifen verderblicher Richtungen entgegen treten zu müssen, da ist er offen und erklärt freimüthig, was ihm das Recht zu sein scheine; er nennt mit dem rechten Namen, was er für verderblich hält und würde es auch befördert von hohen, höchsten und allerhöchsten Personen. So konnte es nicht fehlen, daß bei der gegenwärtig beliebten Richtung bald Warnungen und bedeutsame Bemerkungen einliefen, denen Zurechtweisungen und Tadel, ja Drohungen folgten. Mehr noch: in der ersten Zeit seines Wirkens in Berlin war ihm ein Inspektor in seinem Seminar beigegeben, dessen Richtung der seinigen gerade entgegen gesetzt war. Damals erklärte er dem Minister Altenstein, daß er seine Entlassung nehmen würde, wenn dieser Inspektor ihm zur Seite gestellt bliebe. Altenstein entfernte denselben; jetzt wurde eben dieser von Neuem auf den frühern Posten gestellt, und so sah er sich gewissermaßen unter einer polizeilichen Aufsicht Seitens eines Mannes, der zu viele Beweise davon gegeben hatte, daß er in Diesterweg's Thun und Lassen immer nur Verkehrtes erblickte. Die wahre Absicht dieser Maßregel konnte nicht wohl verkannt

werden. Es lag gegen Diesterweg durchaus Nichts vor, das die Behörden hätten benützen können, um durch gerichtliches Erkenntniß seine Absetzung aussprechen zu lassen; an Pensioniren war nicht zu denken bei der stets rüstigen, ja immer noch jugendlichen Frische des mißliebigen Mannes, und doch trat der Wunsch nur zu deutlich hervor, ihn zu beseitigen. Da konnte dasselbe Ziel vielleicht erreicht werden, wenn man ihn so sehr beengte, als nur eben möglich war, wenn man durch Plagereien und Quälereien ihm seine Stellung so unangenehm machte, daß er selbst, einer solchen Behandlung überdrüßig, sein Amt niederlegte. Aber auch darin hatte man sich verrechnet. Hatte Diesterweg nur den Argwohn, daß Derartiges beabsichtigt wurde, dann war er gewiß erst recht zähe, und dann nahm er vielleicht mit scheinbarer Ruhe Manches hin, was zu anderer Zeit ihn in Harnisch gebracht haben würde. Endlich traf man das Rechte, indem man ihm die Möglichkeit zeigte eine andere Idee, für die seine ganze Seele erglühte, zu verwirklichen. Die Begeisterung Diesterweg's für Pestalozzi ist bekannt. Er verehrt in diesem den Apostel der allein naturgemäßen Erziehung und Bildung auf dem Wege der Anschaulichkeit. Hatte Diesterweg zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten das Heilbringende der Pestalozzi'schen Methode gepriesen und vertheidigt wo es nöthig war, so erhob er seinen Meister und Schöpfer der modernen Unterrichtsweise bei Gelegenheit der Pestalozzi-Feier um so höher, als er hoffte dadurch recht viel für die stets weitere Verbreitung und Anerkennung pestalozzischer Ideen wirken zu können. Ja, er bezweckte noch mehr: er wollte in's Leben rufen, was Pestalozzi gewollt; er wollte eine Anstalt gründen, die als Muster-Erziehungsanstalt für's Volk nach pestalozzi'schen Grundsätzen ein Vorbild werden sollte, nach welchem, wie er hoffte, bald an recht vielen Orten Nachbilder entstehen sollten, damit es überall besser werde mit der Erziehung besonders der untern Volksklassen. Allerdings traten seinen Bestrebungen gar bald die entgegengesetzten Bemühungen der neuern kirchlichen Richtung ent-

gegen, die in ganz anderer Weise als der seinigen, die Volkserziehung gefördert wissen wollte. Er ließ sich nicht irre machen, verband sich mit gleichgesinnten Freunden, suchte die erforderlichen Geldmittel herbei zu schaffen, um allmälig im Stande zu sein die Mutter-Anstalt in's Leben treten zu lassen. Diese Idee lag ihm jetzt näher am Herzen als irgend eine andere, und wer es weiß, wie sehr es überhaupt den Menschen beglückt, wenn er die Möglichkeit gegeben sieht einer langen und liebevoll genährten Idee eine Gestaltung im Leben geben zu können, der wird begreifen, daß ein Mann wie Diesterweg am leichtesten gewonnen und bewogen werden konnte seine bisherige Stellung aufzugeben, um sich ganz der Verwirklichung seiner Lieblings-Idee widmen zu können. Diese Rechnung war richtig. Diesterweg ging darauf ein, von der Direktion seines Seminars zurück zu treten und für seine Pestalozzi-Stiftung ausschließlich thätig zu sein. Sein ganzes bisheriges Gehalt (1800 Rthlr. und 300 Rthlr. für Miethentschädigung) bleibt ihm auch in der neuen Stellung und so kann ihm diese in jeder Beziehung nur eine ebenso angenehme sein, als sie ehrenvoll für ihn ist.

Und so scheiden wir für jetzt von ihm mit dem Wunsche, daß das Leben, ein wahrhaft *menschliches* Leben, dessen Dienst er alle seine Kräfte widmet, ihm noch recht viel Kampf und Sieg, noch viel Arbeit und viel Arbeitssegen bringen möge. Im Licht des neuen Tages, der für Deutschland angebrochen, bleibt auch Diesterweg der alte Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Humanität; das freigewordene Volk wird seine Bestrebungen und seine Mühen unterstützen und anerkennend einst, mit Goethe, von ihm sagen:

„Denn er ist ein *Mensch* gewesen,
Und das heißt ein *Kämpfer* sein!“

Inhalt des fünften Bandes.

			Seite
Behr	von	Karl Buchner	341
Diesterweg	"	Friedrich v. Schönthal	407
Hofer	"	Dr. Eduard Duller	219
Itzstein	"	Dr. Hoffmann v. Fallersleben	75
Körner	"	N. Habermann	1
Rousseau	"	Dr. Denhard *)	293
Schön	"	Friedrich v. Schönthal	185
Wullenweber	"	Dr. W. Stricker	265

*) Bisher pseudonym Dr. Bernhard; von demselben Verfasser sind die Charakterbilder Herder's im 2ten und Stein's im 3ten Bande der „Männer des Volks".

Bayerische Staatsbibliothek München

L - P
Pa
uchbin
Peiting

L. P
Pa
uchbi
Peiting

RAL-RG 495
R. Parsch
Buchbinderei
Peiting

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braunfels, Ludwig, 1810-1885 / Braunfels, Ludwig, / Duller, Eduard,

Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks

Bd.: 5

Frankfurt am Main (1848)

Biogr.c. 89 m-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070140-0